Der

Philoſoph
für die Welt.

Herausgegeben

von

J. J. Engel.

Erſter Theil.

Leipzig 1775.
Zu finden in der Dykiſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Erſtes Stück: Die Göttinnen . S. 1

Zweytes Stück: Aus einem Briefe, über die Leiden des jungen Werthers. 21

Drittes Stück: Die Höle auf Antiparos. 34

Viertes Stück: Ueber die verhältnißmäßige Gröſſe des Menſchen. 57

Fünftes Stück: Tobias Witt. 65

Sechstes Stück: Die Eiche und die Eichel, ein Geſpräch über Dutens Buch von dem Urſprunge der Entdeckungen, die den Neuern zugeſchrieben werden. 76

Siebentes Stück: Erſter Brief an Herrn Dutens. 92

Achtes Stück: Zweyter Brief an eben denſelben. 99

Neuntes Stück: Epiſtel an einen jungen Arzt. S. 108
Zehntes Stück: Briefe über Emilia Galotti; erſter Brief. 111
Eilftes Stück: Zweyter Brief. 123
Zwölftes Stück: Dritter Brief. 136
Dreyzehntes Stück: Ueber die Beſtimmung zum Tode, eine Unterredung. 146
Zuſatz. 181

Erſtes Stück.

Die Göttinnen.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in ſtäter Uneinigkeit. Beyde wünſchten ihre Herrſchaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altären der andern; erſt mußte er des Dienſtes der Venus überdrüßig ſeyn, eh er ſie verließ und ſich dem Dienſte Minervens weihte. Nur hie und da fand ſich ein Sterblicher, der ſeine Opfer unpartheyiſch zwiſchen beyden theilte: und dieſer war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiſeſte. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung, ihn ganz zu gewinnen, und jede überſchüttete ihn daher mit ihren ſüßeſten Wohlthaten und ihrem ſchönſten Segen.

Indeſſen kam die Eiferſucht beyder Göttinnen nur ſelten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten ſeine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter ſeines Hauptes, und gegen ſolche Kinder iſt die Liebe ſehr zärtlich; auf der andern hatte er auch der Venus die größten Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm ſo manche ſelige Schäferſtunde verſchafft, worinn er ſeiner Majeſtät vergaß, und ſich für die vielen Sorgen ſeiner Regierung eben ſo belohnte, wie ſich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beyſpiele könnten ſie auch folgen, als dem Beyſpiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es alſo zwiſchen beyden Göttinnen bey Blicken, bey Ironien, bey Anſpielungen; kurz, bey dem ganzen kleinen Radelgefechte, womit ſich die Damen oft ſchmerzhaftere Wunden zu geben pflegen, als die Männer ſich ſchlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabey noch am beſten. Minerva war zu ernſthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philoſophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihren Sentenzen Apollo gähnte, daß ihm von der Bewegung des Lorbeer um ſeine Schläfen rauſchte; wenn Bacchus, zurück gelehnt an einer der Säulen des Götterſaals, mit vorgeſtrecktem Bauch und beyde Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegſchnarchte; wenn ſelbſt der Adler Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener ſüßen und maleriſchen Stellung ſchlummerte, worinn ihn Pindar beſchreibt: ſo fieng auf einmal die ſorgloſe Venus an, mit ihren Tauben zu tändeln, oder warf ſich wohl gar auf ihren berußten Vulkan, an den ſie ſo viel Liebkoſungen verſchwendete, ihm ſo viel ſüße Thorheiten verſagte, ſo oft den ambroſiſchen Kuß auf ſeine Wangen und Lippen drückte, daß alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten alle vor Lachen über den guten Ehemann erſticken, der alle dieſe Schmeicheleyen für baare Münze nahm, und ſich vor Freude und Zärtlichkeit nicht zu laſſen wußte. — Auftritte dieſer Art giengen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte ſie oft die größten Bitterkeiten ausgeſtrömt, wenn ſie nicht noch zu rechter Zeit ſich erinnert hätte, daß ſie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, ziſchelte oft Jupiter ſeiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es ſollte dein Vortheil ſeyn, wenn du mit der von Cythere Freundſchaft hielteſt. Minerva ſelbſt ſah das ein; aber ſie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eiferſucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. — Alle Welt drängte ſich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die erſten, die ſchönſten Früchte geopfert; zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten, um ſich der Venus Gunſt zu verſprechen; und ſo bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre ſah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mädchen; es war an ihren Feſten das lebendigſte Gewühl um ſie her: im Heiligthume Minervens ſtanden nur ſparſame Gruppen kraftloſer Greiſe und welker Matronen, die mühſam an ihren Stäben herzuſchlichen, ſtatt Opfer Weihrauch brachten, und ihrem Reich nur noch wenig Dienſte verſprachen. Selten fand ſich ein Jüngling, und noch weit ſeltner ein Mädchen — Kam einer von der Liebe zur Weisheit, aus Verdruß, nicht erhört zu ſeyn, ein Mann oder ein Jüngling herüber, ſo kam er mit unwillig langſamen Schritt, und immer den Blick nach hinterwärts, als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es ſelten, daß er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein einziges flüchtiges Lächeln, das die Göttinn ihm nachſchickte; ſo war aller Unwille aus ſeiner Bruſt verſchwunden, und er eilte nur deſto brünſtiger wieder zurücke. Ja ſelbſt unter den abgelebteſten Greiſen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meiſten forderten ihre Gunſtbezeugungen nur, um doch etwas zu haben, da ſie das nicht mehr haben konnten, was ſie ſonſt freylich am liebſten gehabt hätten.

Einſt, da ſich Minerva, beym einſamen Schimmer des Monds, zu dem geliebteſten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüſſen zu begünſtigen, und ſein innres Auge zum ſeligen Anſchauen der intellektuellen Schönheit zu öffnen, fand ſie ihren Platz ſchon von der Göttinn der Liebe eingenommen, und den ernſthaften Weiſen mitten in dem noch ſeligern Anſchauen einer ſinnlichen Schönheit begnügen. Dieſer neue Triumph ihrer Feindinn war zu kränkend, als daß ſie ihn ſo im Stillen hätte verſchmerzen ſollen. Sie verfolgte von dieſem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendſten Anmerkungen, und fand bey den entfernteſten Veranlaſſungen Uebergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in ſeinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und ſchrecklich zuſammengezogenen Augenbraunen hervorſchoß; aber umſonſt! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, daß Neckereyen dieſer Art einer Gottheit nicht anſtändig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem ſie wieder mit dem Geſpräch zur Seite abſprang: ſage mir: wer iſt eine Gottheit? Ich bin ſchon längſt in meinem Begriff davon irre geworden. Es giebt ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Chöre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildſäulen die Nation gebückt liegen, und denen doch gerade das erſte Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete dieſe, zu antworten.

Das erſte Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was iſt das?

Wie? Was das iſt? — Wenn der Menſch fragt, wer bin ich? ſo behauptet er ſeinen Vorzug über den Wurm. Wenn eine Göttinn ſo fragt, ſo ſinkt ſie zur Menſchheit herab. — Die Wohlthätigkeit iſt es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrſchen.

Und die Gottheit, der dieß Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten? —

Sehr gerne! Eine beſchämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Dieſe Gottheit ſind Sie

Ich? lächelte Venus, und ſah mit der freyen Miene eines reinen Gewiſſens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer ſonſt, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers, die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels ſo weit übertönt, daß oft Jupiter ſelbſt in ſeinem innerſten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in ſeinem Himmel vermißt: wer ſonſt iſt Urſache, als Sie? — Es iſt die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: In den klagendſten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wohlluſt, als in den feurigſten eines Allegro — Ich, ich ſollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde — die Dichter — Was darf ich Ihnen mehr ſagen? — ſind Dichter.

Armer Apoll! lächelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunſtgriff, ſich eine Parthey zu machen, iſt ſehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeiſterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt ſein Geſang von Göttern und Weiſen und Helden: aber die Sänger der Liebe ſind auch die Sänger des Weins, und ſchöpfen ihre Begeiſtrung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der ſorgloſe Bachus, und reichte ſeinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus ſtand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fieng ſie an, mit jener freundlichen Holdſeligkeit, die jeden Verdruß verſcheucht und jede Sorge hinwegſchmelzt — und dann ſtreichelte ſie ſeine Wangen, daß die kleinſte Runzel von ſeiner Stirne ſchwand, und die ernſthafte Juno vor eiferſüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief ſie noch einmal; du mußt es wiſſen; du kennſt mich. Iſt es wahr, daß ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeſchreiblich, und Juno knirſchte vor Wut. Denn ſo feind ſie auch den Ausſchweifungen ihres Gemahls war, ſo ſehr haßte ſie doch alle Anſpielungen darauf; ſie mußten denn von ihr ſelbſt, zwiſchen den ſtummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fieng endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an, was zankt ihr denn immer, ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva ſagte, das Kennzeichen der Gottheit iſt, ſo dürft ihr euch nur verſöhnen, um beyde mehr Gottheiten zu ſeyn. Apoll hat euch das ſo oft ſchon gerathen, und ich ſo oft euch befohlen — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erſt über den [illegible] dürfen, um ein Elyſium zu finden; es wird ihnen an ſeinen beyden Ufern blühen. — Du, Minerva, biſt allzuſtrenge, und du, Venus, zu leichtſinnig.

Allzuſtrenge? ſagte Minerva, und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget war. Sie ſagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris ſchoß auf ihrem farbigten Bogen zur Erde — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgſt: aber nur Geduld! und du ſelbſt magſt dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Geſtalt mit ſich, die den ganzen Himmel in Erſtaunen ſetzte. Es war kein Menſch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menſchen; ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worinn der letzte Funke Feuers erloſchen war, lagen tief in ihren Hölen; ſein Nacken war krumm und gebückt, und ſeine Stimme keuchend, wie eines Neſtors.

Da ſeht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückſeligkeit, womit die Göttinn von Cythere ihren Anbetern lohnt! Und ſolcher Elenden iſt der ganze Erdboden voll. Ihr haltet ſie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie ſteht mit den Göttern des Todes im Bündnis. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grauſam als ſie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; ſo iſt ſie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerſchneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfarth der Menſchen am Herzen — wurden über dieſen Anblick erbittert. Jupiter ſchüttelte ſein Haupt, daß der himmliſche Palaſt durch alle Gewölber erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und ſelbſt der Menſchenwürgende Mars fluchte in ſeiner Wut alle Ströme der Hölle zuſammen. Indeß ſaß die Göttinn von Cythere da, als wollte ſie durch den kryſtallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefſten Abgründe am Caucaſus ſinken: nur dann und wann erhob ſie ein ſchüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Beſſerung zu geloben ſchien.

Aber ſchon hatte ſie heimlich, ſobald ſie Minervens Abſicht errieth, dem Merkur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verſtand, und ſchnell, als ob er vom erſten der Götter käme, zu vollſtrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel ſtand der kleinen ſüßlächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter ſelbſt. Alles liebte ſie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus; die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und ſtand eben in der Mitte einer der gründlichſten Abhandlungen — gründlicher, als ſie je ein Sekretär vor der franzöſiſchen Akademie eines deutſchen Königs verlaß — worinn ſie mit größter Scharfſinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre

Glückſeligkeit ſey? und mit den triftigſten Beweisgründen darthat, daß alles, was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anbiete, nichts als Scheingüter wären, nichts, als eitle, hinfällige, ſinnliche, thieriſche, thörichte — — —

Und hier kam Merkur wieder zurück. — Ein neues Geſpenſt! riefen die Götter. Hatten wir nicht ſchon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft ſie hinaus! Schafft ſie hinaus! oder wollt ihr den Himmel zu einem Orkus machen?

O Merkur! ſeufzte Venus, als ob ſie ihre Beſchämung nicht länger ertragen könnte: mußt denn auch du, Merkur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dieß Gerippe hier Sie an? Schämen Sie ſich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieſes hier laſſen Sie ſich Minerva ſchämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeß der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erſtarben. — Aber beym Jupiter, ja! Das iſt kein Liebhaber; das iſt ein Weiſer. — Armes Geſchöpf! Laß mich dich anſehn! — Du blinzelſt? Kann dich dieſes ſanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven ſo ſchwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch ſchwächer. Rede leiſer mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerſtimme des Jupiters.

Iſt es möglich? Und doch iſt meine Stimme, wie alle Götter ſagen, die ſanfteſte im Olympus. — Du zitterſt? Dich ſchaudert? Fühlſt du denn nicht den Einfluß dieſes holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens iſt in allen meinen Gefäßen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine deſto tödlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem ſich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte — jene Farbe und dieſe Farbe; jene Wangen und dieſe Wangen; jene Ohnmacht und dieſe Ohnmacht — —

Iſts denn meine Schuld, rief Minerva mit höniſch aufgezogener Oberlippe, daß dieſer Thor ſich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und iſt es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genuſſe der meinigen, keine Grenzen kannte?

Schamloſe Vergleichung! ſagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, ſo hat doch der meinige zu dem edelſten Endzwecke gearbeitet. Er hat geſucht, die Menſchen zur Weisheit und Tugend zu bilden

Und der meinige, die Menſchen ſelbſt zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach ſie. Alle weibliche Gottheiten, ſelbſt die alte großmütterliche Ceres, verſteckten das Geſicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamloſigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Merkur, beyde Gerippe hinauszuſchaffen, deren Anblick ihm die Freude ſeines Himmels verderbte. Nimm ſie nur gleich mit zum Styx, ſprach er: denn warum willſt du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt ſie ſicher für Schatten!

Und dann wandte er ſich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit: Sehet da die Früchte eurer ausſchließenden Herrſchſucht! Wir alle, ſo viel unſer ſind, ſollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wohllüſte des Geiſtes, noch für die Wohllüſte des Körpers iſt der Menſch allein geſchaffen: in beyden ſtürzt Uebermaaß ihn ins Elend. So wie der äuſre Menſch ohne unſre vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Aether, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Waſſer, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulkan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwiſchen, mit emporgehabenem Becher — — nicht beſtehen kann: ſo kann auch der innre Menſch ohne eure vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Muſen, Apoll, zu keiner Vollkommenheit aufblühn; und der ganze Menſch kann ohne uns alle — —

O verzweifelt, mein Leſer! Indem ich eine der vortreflichſten philoſophiſchen Deduktionen aus dem Archiv des Himmels, wovon mir Merkur einige Blätter entwandt hat, für dich abſchreiben will; ſo fährt durch meine einſame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich alſo mit dem, was du haſt, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein, es zu ſuchen.

Zweytes Stück.

Aus einem Briefe.

— Auch für mich iſt der Charakter des jungen **Werthers** äußerſt intereſſant geweſen. Ich ſympathiſire ſehr mit ſeinen Empfindungen über das Schickſal der Menſchheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorſtellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beyde uns ſo reizend ſcheinen, dahingegen ſie bey der Nähe dem Gewohnten ganz gleich ſind, weil unſre Eingeſchränktheit dieſelbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfaſſen, ſondern immer in einem gleich engen Kreiſe ſtehen. — Sonſt ſind Werthers Empfindungen allerdings überſpannt: er verachtetet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabey wirklich ſehr weit und richtig ſeyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Beleſenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menſchengefühl. Das eine ſind ihm Schurken und Teufel: das andere Engel. Aber wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen iſt: ſo kann ich doch begreifen, wie das in ſo einer Seele ſtatt gefunden hat, und ich ſehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organiſation und anderer Sinne — —

Die Leiden des jungen Werthers haben mich auf den Verfaſſer viel aufmerkſamer gemacht, als alles, was er vorher geſchrieben. Das iſt, glaube ich, einer der Schriftſteller, die auf unſre Zeitgenoſſen viel Einfluß haben werden.

Er hat Herz, Verſtand und Dreiſtigkeit; Gunſt beym Publikum und Begierde zu herrſchen.

Es webt und regt ſich jetzt mehr in allen menſchlichen Köpfen, als ſonſt. — Wird dadurch das Loos unſerer Nachkommen beſſer werden? Werden die Menſchen endlich zu dem Syſtem von Ideen und Empfindungen kommen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beſchaffenheit des Ganzen am genaueſten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenſeitige Liebe, Achtung und Eintracht entſtehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechſelnde, immer gleich eingeſchränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verſtand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen und dadurch die Ruhe des Geiſtes und Herzens feſtgeſtellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbſtmord. Nach meiner Einſicht kommt dabey alles auf die eine Betrachtung an: daß der Menſch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt ſind, den Lauf der Natur durch unwiderbringliche Veränderungen ſo wenig als möglich ſtören müſſe. Dieſe Betrachtung wird noch ſtärker für den, der eben dieſen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verſtändigſten, größten, mächtigſten, beſten Geiſt zum Urheber, Anordner und Aufſeher giebt. Indem er ſich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er ſein Schickſal der höchſten Einſicht an; indem er dieſen Lauf ſtört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächſt von ſeiner Blindheit und Unwiſſenheit abhängen. Ich weiß nicht, ſagt Werther ſelbſt, was das heißt: Leben, Sterben.

Ich weiß es, bey Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es alſo wagen, meine Hand in dieſe Dunkelheit auszuſtrecken, und dort Streiche zu verſetzen, die mein Auge nicht abſieht?

Ich weiß, daß man dieſen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur für unerlaubt halten könnte. Aber der geſunde Verſtand findet die Unterſchiede den Augenblick, die durch Philoſophiren nur ſchwer und langſam entwickelt werden.

Ich ſehe nämlich in dem großen Univerſum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Aktivität beſtimmt iſt. Da findet Kunſt, Wiſſenſchaft, Erfahrung der Folgen, Verbeſſerung der Mittel; mit einem Worte, eine Abſicht und ein Entwurf ſtatt. So weit, als dieſe Erkenntniß der Folgen reicht, ſo weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich ſehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablöſen laſſe; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zuſtande und Genuſſe der Menſchheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe? ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbſt; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Weſen hervorbringen wird. Leben und Tod kann alſo nicht zu meiner Sphäre gehören. Es iſt die höhere Sphäre des Geiſtes, der mich gebohren werden, wachſen, leben und ſterben läßt, alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir ſeyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders iſt, unterſuchen: ob es der Natur des Menſchen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt ſey, ſich zu ermorden; etwas anders die Frage: wie ein Menſch, der durch Unglück oder Leidenſchaft dazu getrieben wird, abzuhalten; wie der noch nicht unglückliche, aber ſehr empfindliche und ſchwermüthige Menſch dafür bewahret werden ſoll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenſchaft ſelbſt.

Und das iſt ein neuer Grund wider den Selbſtmord. Der Zuſtand der Seele, in welchem man dazu fähig iſt, iſt allemal ein zerrütteter, verdorbener Zuſtand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derſelben; keine Vorausſehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umſtehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen ſchwarzen Punkt!

Dieß macht den Werthern einen Theil ſeiner Schuld aus, daß er dieſe Einſchränkung und Concentration ſeiner ganzen großen Empfindſamkeit auf jeden kleinen Gegenſtand für ein Verdienſt hält, ſich darum mehr und mehr übt, und alles was ſeine Aufmerkſamkeit auf mehr wichtige Objekte ziehen könnte, für Zerſtreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit anſieht. Daher auch ſein Stolz, der ſonſt mit der Liebe gegen die geringſten Menſchen, und ſelbſt gegen Pflanzen und Inſekten, die er zu ſeiner vorzüglichſten Eigenſchaft macht. ſo wenig beſtehen kann. Wenn er einſam die Natur betrachtet, ſo denkt er an ſein Selbſt nur in ſo ferne, als er Aehnlichkeiten damit gewahr wird; dieſe findet er auch in den unbeträchtlichſten Dingen, und fällt darauf mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft ſeiner Seele. Tritt er aber in die menſchliche Geſellſchaft ein; ja ſo kömmt die unendlich ſtärkere Vorſtellung ſeiner Selbſt zurück, und er empfindet nur die Unterſchiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der andern, beſonders je näher ihm dieſe andern an Stande und äußern Vorzügen ſind. Hat er einen oder wenige Menſchen gefunden, die dieſe Schwürigkeit, in ſein Herz zu dringen, überwinden und ihm ſchätzbar werden; ſo häuft er auf dieſe in ſeiner Einbildung alle Vollkommenheiten zuſammen, die er den übrigen Menſchen entzieht. Er verachtet und meidet dieſe übrigen ſo ſehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, was er bey näherer Bekanntſchaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er alſo auf der einen Seite die Natur im Ganzen und bis in ihre gemeiniglich ganz von uns vergeſſene und vernachläßigte Werke lebendig, ſchön und intereſſant findet; ſo findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigſten Theil der Schöpfung, unter den Menſchen, ſehr wenige ſeiner Achtung und Liebe würdig. Hier ſind ihm alle unter ſeiner Vorſtellung und Erwartung, ſo wie jene Dinge ſeine Vorſtellung übertreffen. Aus dieſer Lage des Gemüths entſteht zuerſt Hang zur

Einſamkeit und zu bloſſem ungeſelligen Nachdenken; zweytens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen andre entſpringen; drittens Haß und Widerwillen dieſer andern gegen den, von dem ſie ſich ſo unbillig verachtet ſehn, ohne daß ſie ſeine gröſſern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenſeitiger verſtärkter Abſcheu auf Seiten des Stolzen. Und nun laſſen Sie ſo ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menſchen erbittert, gleichgültig oder ſtolz iſt; laſſen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden und darinn unglücklich ſeyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menſchen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieſer Menſch iſt dahin. Unter dem übrigen großen Haufen beſinnt er ſich auf nichts ſo Schätzbares, das ihm dieſen Verluſt erträglich machen könnte.

Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einſame, todte, ſtille Natur ſcheint ihm viel edler und größer. So wird alſo die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf geſpannt, das menſchliche Leben, ſo wie wir es jetzt haben, zu haſſen, und nur die Exiſtenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen ſcheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbſtmord verführe. Ihre Gedanken hierüber ſind richtig. Zum Selbſtmord wird man ſchwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig ſeyn, was für Meynungen über dieſen Punkt der Menſch bey ſich feſtgeſetzt hat; ob ſolche, die die Leidenſchaft begünſtigen, oder ſolche, die ſich ihr entgegenſetzen, und ſie, wo nicht erſticken, doch aufhalten. Und wenn dieſes iſt, ſo war es freylich Unrecht, die ſpitzfindigſten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredſamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeſchickt verfochten wurden. Jede That iſt aus einem doppelten Geſichtspunkte zu betrachten; aus dem einen, wenn ſie begangen worden iſt; aus dem andern, wenn ſie begangen werden ſoll. Beyde Geſichtspunkte ſind wichtig. Wer mir die ganze Entſtehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menſchen die Gründe derſelben entwickelt, wer mir die Fehlſchlüſſe, die irrigen Grundſätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren iſt: der verdient meinen aufrichtigſten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menſchen, meine Liebe des Menſchen, meine Duldſamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabey den andern Geſichtspunkt vergeſſen; das heißt, er muß mir die Fehlſchlüſſe als Fehlſchlüſſe, die irrigen Begriffe als irrig, die falſchen Gründe als falſch, und die daher entſpringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieſes nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, iſt wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfaſſer der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er ſich vielleicht am wenigſten rechtfertigen ließe. —

Drittes Stück.

Die Höle auf Antiparos[a].

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigſten jungen Edelleute in Liefland. Da er ſich den Wiſſenſchaften mit eben ſo viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, ſo war er ein Mann von ausnehmender Geſchicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Anſuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um ſich zu empfehlen, einen kurzen Entſchluß, und nahm Dienſte auf der ruſſiſchen Flotte, die eben damals in den Archipelagus ſegeln wollte. Dieſer Entſchluß koſtete ihn um ſo weniger, da er bey großem natürlichen Muthe ein brennendes Verlangen hatte, die Welt zu ſehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit und der Rath der Aerzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er gieng auf ſeine Güter nach Liefland, und beſuchte hier oft den Baron v. B**, deſſen Ritterſitz nur einige Meilen von dem ſeinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwey Menſchen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptſtadt nie würden geworden ſeyn.

Einſt, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hereintrat, warf dieſer, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worinn er eben geleſen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lektüre um ſo begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! Wie Sie wollen! — für mich freylich noch neu; aber für einen ſo großen Leſer, wie Sie, vermuthlich ſchon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer luſtigen Miene wegriß, und ihn mit vieler Selbſtzufriedenheit fragte, für was für ein Buch ers wohl hielte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman iſt.

Ey denkt doch! Weil ich es leſe. — Aber, mein Herr Gelehrter; dasmal irren Sie ſich. Rathen Sie beſſer!

Eine Reiſebeſchreibung? — und ſchon wollte Mallwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! Das darf man bey Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bey mir nicht erwarten? — Sie bilden ſich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland ſind?

Das wäre ſehr unverſchämt. Ich bin ja bey Ihnen.

Spötterey! Spötterey! Ich verſtehe. — Aber, was man nicht iſt, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem

Wege dazu. — Philoſophie, Freund! Philoſophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefſten Metaphyſik!

Wie! Das ſollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erſtaunte nicht wenig, als es das berufne Syſtema de la nature war.

Iſt es möglich? Sie leſen ein Werk, wie dieſes?

Alſo kennen Sies ſchon? —

Von Livorno her! Ein Engelländer lieh es mir, da ich krank war.

Nun? fanden Sies denn nicht wirklich vortreflich?

Vortreflich! Ein Buch von ſolchen Grundſätzen vortreflich!

Ich meyne, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? - - Ein Gift, das durch ſeine Süßigkeit den Geſchmack reizt, iſt nicht weniger Gift, und man muß nur um deſto mehr dafür warnen. — In aller Welt! Wie ſind Sie auf dieſes Buch verfallen?

Wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ohngefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es ſich fand, ließ man mich's theuer bezahlen. Es koſtet mich, wie es da iſt, ſechs Rubel.

Nun, beym Himmel, Baron! Ich wollte, Sie hätten Ihre ſechs Rubel einem Armen, oder - - — hätten ſie einem Mädchen gegeben. Eins iſt nicht ſo ſchlimm, als das andre. .

Pfuy, Willwitz! Pfuy! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machens auch, wie ein Pfaffe. — Erſt genießen die Herren ſelbſt, und nachher, wenn wir armen Layen nun auch genieſſen wollen, ſind wir verdammt. — Warum denn nicht leſen? Haben doch Sie es geleſen!

Guter Baron! Ich und Sie, iſt ein Unterſchied. — Hätt ich nie tiefere deutſche Metaphyſik geleſen, ſo würd ich mich vor der berühmten franzöſiſchen fürchten. — Sagen Sie mir: Wie konnten Sie bey Ihrem Abſcheu vor aller Anſtrengung, bey Ihrer Unfähigkeit zu allem tieferem Nachdenken, bey Ihrem gänzlichen Mangel an allen den Kenntniſſen, die ſo ein Buch vorausſetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen —

Je nun — die Wahrheit zu ſagen, — man ſitzt in Geſellſchaft von euch Herren immer da, wie ein Oelgötze. Man muß doch einmal mitſprechen können.

Mitſprechen Baron! — Für das, was Sie aus dieſem Buche mitſprechen können, wäre Zuhören beſſer. — Und leider! — auf Gegenſtände dieſer Art fällt die Rede ſo ſelten.

So muß man ſie darauf bringen, zum Henker!

Um ſich ein Anſehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie ſtellen ſich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich ſehe da keine. — Man amüſirt ſich, man lieſt, man denkt nach — —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenns man nicht recht kann; ſo wird man ungewiß, läßt ſich hinreißen, giebt Beyfall; verliert ſeinen Glauben an Gott, ſeine Beruhigung, ſeine Tugend vielleicht — und das alles iſt Kleinigkeit? Nicht? — — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bey Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! ſchrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff. ſind Sie bey Sinnen? — Verzeihen Sie, Wallwitz! — indem er ſich ein wenig wieder erholte — aber man heizt eben nicht mit ſechs Rubeln, wenn mans mit einer Kupiecke kann; und das Buch — das Buch iſt nun einmal mein! Ich wills leſen —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Poſſen! Poſſen! — Geſetzt nun auch, ich werde ein Atheiſt; was iſts mehr? — Wenn ichs bin, ſo laſſe ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Chriſten — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir ſetzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch froſtig ſind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flaſche Burgunder.

O liebſter Freund! fieng er dann wieder mit einem Seufzer an: Sie ſind gereiſt; Sie haben die Welt geſehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitgieng! — Tauſendmal habe ichs ſchon ſeit Ihrem letzten Beſuche mir ſelbſt geſagt; denn was Sie mir da erzehlt haben — die ganze Zeit iſts mir nicht aus dem Sinne gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, ſchiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, beſter Wallwitz! Noch mehr ſolche Geſchichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ey was? Sie müſſen noch wiſſen. — Da! Friſchen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkiſche Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, ſähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich! —

Geweſen, Baron! — als noch Freyheit und Wiſſenſchaft darinn wohnten. — Aber auch jetzt — — — Doch was ſoll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas geſehen.

Nicht viel mehr, als die Inſeln.

Nun? Und die Inſeln? — indem er ſeinen Stuhl näher an den Tiſch rückte, und ſich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten ſo viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menſchen — —

Ach, die Menſchen! die Menſchen! — die werden den Kopf oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte ſich für ſeinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngſt! von Orkanen, von Meerſtrudeln, von feuerſpeyenden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Inſel Antivares gehört?

Ich werde doch! — Von ſo einer berühmten Inſel!

Nein, wenn Sie ſchon allzuviel davon gehört haben, ſo komm ich zu ſpät. Denn ſo werden Sie auch ſchon wiſſen, was die Natur dort für eine Höle gebaut hat.

Eine Höle! Hat die Natur dort eine Höle gebaut? — Nein, bey meiner Seele! Davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! Was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun, nun, Baron! So gar neu iſt nun dieſe Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fieng hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beſchreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterſtützte und mit Inſchriften verſehene, Höle dieſer Inſel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einſt Nointel und nachher Tournefort mit ſo viel Gefahr hinabſtiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in ſeiner Kindheit auf die Geſpenſtergeſchichtchen ſeiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwurt? Nun? —

Der Boden, auf dem wir giengen, ward nun immer abſchüſſiger und abſchüſſiger. Endlich kamen wir an ein finſteres Loch, wodurch wir nicht anders, als gebückt und bey dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie ſich, eine der gefährlichſten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war ſchon mehr als zu ſehr bereitet. Er ſaß mit offnem Munde da, und fühlte ſchon alles Grauen des Schreckens in ſeinen Haaren.

Wir hatten, ſogleich an dem Eingange, ein Seil befeſtigt, und ſtiegen durch Hülfe deſſelben in die erſte Tiefe, die ſchon ſchrecklich genug war. — Aber wie weit ſchrecklicher war noch die zweyte, in die wir bauchliegend gleichſam hinabzuſehen mußten! Ein Menſch von nur etwas ſchwächern Nerven, als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen und die ich ſo nahe vorbeymußte, drehend geworden ſeyn und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meynen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieſer Abgründe, der ſchlüpfrig, wie Eis, und alſo äußerſt gefährlich war, ſetzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig ſenkrechten Felſen hinankletterten — freylich mit ein wenig Angſt und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron ſprang auf, ſetzte ſich aber ſogleich wieder nieder.

Was iſt Ihnen, Baron? —

Nichts, Millwitz! Nichts! — Bloß mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken ſchon unten! — Nur weiter!

Ich rutſchte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber da ich nun eben glaubte, ſicher auftreten zu können, kam die ſchrecklichſte Stelle, und ohne das Zureden meiner Wegweiſer hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz hörbar den Odem an, und alle Muſkeln ſeines Geſichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber ſchon ſo alt und morſch war, daß ſie bey dem erſten Tritt darauf würde zerbrochen ſeyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu dieſem Ende mit uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, ſah ich mich endlich zu meinem größten Vergnügen in der Grotte, um die ich ſo vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott ſey gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — Sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! Was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muß doch! Sonſt tränk ich hier ſchwerlich Burgunder.

Nun, das iſt wahr! das iſt wahr! — Aber wenn Sie denn nun geſtürzt wären? wie da?

So hätt ich mir einen Arzt rufen laſſen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In ſo einer Tiefe!

Willwitz lachte. — Ueber die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron, — beym Wiederheraufſteigen [illegible] ärger, als beym Hinunterſteigen. Da hätte Noth dazu werden können. — — Mehr als Einmal glitt ich auf den ſchlüpfrigen Felſenſtücken, und gerade an den gefährlichſten Stellen hintenaus. doch war dieß alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr — Sie erinnern ſich doch — — auf der Leiter, die wir an den ſenkrechten Felſen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zuſammengezogenen Beinen und zurückgehaltenem Odem, ganz in ſich ſelbſt zuſammen; gleich einem Menſchen, der von einer Höhe herabſtürzt. — —

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sproſſe, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! ſchrie der Baron, indem er ihn hitzig beym Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — — Wahrlich lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann ſeine Erzehlung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläſer tanzten, und ſtürzte faſt, vor Freuden, den Tiſch übern Haufen.

Sind Sie? Sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf feſtem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel ſey Dank! — indem er ihn heftig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdiſche Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beym Himmel! Ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe, und wiſſen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Hole ſtiegen? In ein Loch, worinn Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um ſich umzuſehen — —

Aber nicht mit ſo viel Gefahr! — Sehen Sie ſich ſonſt wo um! Warum eben auf Antiparos!

Es giebt ein Anſehen. Man ſchließt auf Herz, lieber Baron. — Und was iſts denn nun endlich? Man befriedigt ſeine Neugier, man ſteigt hinab, ſieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Alſo, Baron — wenn Sie wären zugegen geweſen; Sie hätten mich wohl ſchwerlich hineingelaſſen? —

Ich Sie? Bey den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er ſtand auf und gab ihm die Hand. Ja, beym Himmel, Wallwitz! Und wenn ich mich hätte mit Ihnen ſchießen ſollen! Bey den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muß ich mich ſchämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweiſen wollen, als ich gegen Sie. — Sie haben einen ſchwachen Kopf, wie Sie ſagten?

Den hab ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen von Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendſünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen ſchießen ſollte, Baron! — Er ſtand auf, kam zurück, und das Syſteme de la Nature lag im Feuer.

Der Baron war zu ſehr erſtaunt, als daß er ſich ſogleich hätte faſſen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu ſpät. Das Buch war ſchon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fieng er darauf nach einigem Stillſchweigen und voll Erbitterung an: Führt Sie das ein guter Geiſt oder der Teufel? —

Der Geiſt der Freundſchaft, Baron, iſt ein guter Geiſt. Sie wür [illegible] beſorgt; es iſt Pflicht, daß ichs für die Übrige ſey.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Welt können den Hals brechen: und ich — —

Und Sie? — Sie können noch weit etwas Aergers. — Zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorſehung werden, einer Tugend, die ohnedieß ſchon auf ſchwachen Füßen ſteht — verzeihen Sie, Freund! noch vollends alle Feſtigkeit nehmen; die Gründe ſeiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geſchöpf, wie der Menſch, das Größte und Wichtigſte iſt; — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie ſchwärmen. Verlier ichs denn ſchon? —

Sie können es verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für ſo einen Kopf iſt [illegible] la Nature nicht geſchrieben. Es verlangt feſte Nerven und einen dreiſten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte ſo leicht nicht wieder heraufkommen — — Der Fall hat viel Aehnliches, Baron. In meiner Höle, wie Sie ſagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: In den Speculationen dieſes Buchs iſt für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren — — Und um die Aehnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: Kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen ſeyn, mir zu helfen: und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höle ein Kreuz ſchlagen, und gehn, daß er fortkäme. —

Der Baron mußte nachdenkend geworden ſeyn, denn er blieb ernſthaft, ob es gleich über ſein Lieblingsthema, den Pfarrer, hergieng. — Herr von Wallwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundſchaft die Hand;

Sie erkennen, daß ich sie habe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so leben Sie wohl! Sie beschworen mich mit der edelsten [illegible], nie wieder in eine Höle zu steigen, und [illegible] meine Hand! Ich will folgen. — Aber nun muß ich auch Sie beschwören: [illegible] Sie sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stoßen. Halten Sie immer, statt sich in jene tiefen Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen [illegible] des allgemeinen Menschenverstandes, und statt sich an einem morschen Seil über Abgründen hinzuhängen, auf dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort: meine besten Jahre hab ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf, — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daß ichs bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie ſollen leſen, Baron — Es giebt der Kenntniſſe viel, die einen achtungswürdigen Mann machen, aber freylich iſt die eine mehr, als die andere werth — Ihre Begierde nach Wiſſenſchaft, wenn es wirklich dieſe Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es iſt meine Pflicht, daß ich Sie unterſtütze.

Er ſchickte ihm den Tag darauf den Reimarus.

Viertes Stück.

Ueber die verhältnißmäßige Gröſſe des Menſchen.

Die Natur handelt in allen ihren Einrichtungen mit der bewundernswürdigſten Weisheit. An jeder Pflanze, an jedem Thiere ſtimmt alles auf das wunderbarſte zuſammen; alle Kräfte, Neigungen, eingepflanzte Fertigkeiten, Proportionen, Verhältniſſe. Die Naturgeſchichte iſt ein unendliches Studium; aber auch die Geſchichte jedes einzelnen Naturprodukts würde, wenn wir Sinne und Erfahrung genug hätten, nicht weniger unendlich ſeyn. — Ich liebe ſehr die Frage von den Endurſachen, und bringe ſie gerne bey jeder Erſcheinung, jeder Eigenſchaft an, die ich an einem Dinge gewahr werde. Kann ich ſie in dem einen Falle nicht beantworten, ſo kann ich es doch in dem andern; kann ich es nicht vollſtändig, ſo kann ich es doch zum Theil: und das Aufſuchen einer ſolchen Antwort iſt allemal eine ausnehmend nützliche Uebung des Scharfſinns.

Jede Gattung von Dingen hat ihr eigenes Maaß der Größe; jede Pflanze, jede Thierart: und auch dieſes eigene Maaß der Größe, wenn wir es mit den bekannten Abſichten und Kräften und Eigenſchaften jeder Gattung zuſammenhielten, würde uns mit der größten Weisheit gewählt dünken. So viel ich mich erinnere, iſt mir noch keine ſpecielle Unterſuchung dieſer Art vorgekommen. Ich will mit dem Menſchen einen kleinen Verſuch machen.

Auch der Menſch hat ſein eigenes beſtimmtes Maaß von Größe: Rieſe und Zwerg gehören zu den ſeltenen Anomalien in der Natur: und doch iſt auch ein Rieſe weder ſo ausnehmend viel größer, noch ein Zwerg ſo ausnehmend viel kleiner, als der gewöhnliche

Menſch. Vielleicht wünſchte der Menſch ſeinen Körper größer? Weil er einmal König der Thiere iſt, möchte er ihnen auch ſinnlich an körperlichem Umfange und Kräften eben ſo überlegen ſeyn, als an Einſicht und Klugheit. Gut! Der Menſch habe alſo die Größe des Elephanten. Nun könnten ihm allerdings einige Vortheile zuwachſen, die er bey ſeiner jetzigen Kleinheit entbehrt: aber ſollt' er dagegen nicht andre verlieren, die noch wichtiger wären? — [illegible] wir den Menſchen [illegible], ſo verlöre er vielleicht unendlich an Feinheit der Sinne, die jetzt auch die kleinern Gegenſtände, die [illegible] Nüancen unterſcheiden; mithin entgeht ihm ein ſehr wichtiger Theil von dem Gebiet ſeiner Erkenntniß. In ſo ferne wäre alſo ſchon dieſe übermäßige Größe wider die Beſtimmung ſeiner Natur. So wie er jetzt iſt, ſteht er zwiſchen den größern und kleinern Geſchöpfen mitten inne, und kann mit ſeinem Geiſt nach allen

Seiten hin wirken; kann das Kleine und das Große, das Zarte und das Grobe gleich gut erkennen. Der übrigen Vortheile, die der Körper bey allzuſtarken ungelenken Gliedern entbehrt, und die auch für den Geiſt zu ſeinen Abſichten und Wirkungen ſo wichtig ſind, zu geſchweigen — Betrachten wir das ganze Menſchengeſchlecht: ſo ſehen wir, daß bey dieſem Maaß von Große weit weniger vernünftige Weſen würden exiſtiren können. Des Kleinen iſt immer mehr, als des Großen; das finden wir durch alle Reiche der Natur beſtätigt. Der Kräuter ſind mehr, als der Bäume; der Kieſel mehr, als der Felſen; der Kaninchen mehr als der Elephanten; der Krähen mehr als der Adler. Und dieſes Geſetz iſt nicht bloß willkührlich; es iſt in der Natur der Dinge ſelbſt gegründet. Das eine erfodert mehr Raum, als das andre; das eine mehr Nahrung, als das andre. Wo alſo jetzt tauſend Menſchen leben, würden alsdann keine hunderte leben. Das heißt, wo tauſend Menſchen glücklich ſind, würden keine hunderte glücklich ſeyn. Und wie fehlerhaft müßte uns nicht dieſe Einrichtung der Natur dünken, da Glückſeligkeit überhaupt der ganze Zweck der Schöpfung, und Glückſeligkeit desjenigen Weſens, das ihrer am fähigſten iſt, weil es die vorzüglichſten Kräfte hat, oder mit einem Worte, Glückſeligkeit des denkenden Menſchen unter allen übrigen Zwecken der höchſte iſt? —

Wir wollen das andre Aeußerſte ſetzen: der Menſch ſoll ſo klein ſeyn, als eine Ameiſe. Nun ſcheint ein ausnehmender Vortheil für das ganze Geſchlecht zu wachſen; denn wo jetzt hunderte leben, könnten dann Myriaden leben. Auch für jeden Menſchen, einzeln betrachtet, ſcheint dieſe Einrichtung von einer gewiſſen Seite vortheilhaft; ſeine Sinne würden ohne Zweifel feiner, durchdringender ſeyn können. Aber, frage ich ſogleich; würde alsdann der Menſch noch gleich geſchickt ſeyn, die gröſſern Gegenſtände zu faſſen? das Ganze der Schöpfung zu überſehen? die Verbindung aller ihrer Theile, der groſſern und der kleinern, zu überdenken? Würd er, wie jetzt, über Meer und Gebirge, in alle Gegenden der Erde hin können? Ich behaupte abermals, daß die mittlere Proportion für die Ausbildung und die ganze Natur ſeines Geiſtes die vortheilhafteſte ſey. Man bemerke zugleich, daß bey einer ſolchen Kleinheit, wie ich hier angenommen, der Menſch ſeine Herrſchaft über die Thiere, das Vorrecht des vernünftigen Weſens, durchaus verlieren würde. Bey ſeiner jetzigen Gröſſe kann er alles unter ſich bringen, das Groſſe ſowohl als das Kleine; das letztere kann er faſſen, weil ſeine körperlichen Werkzeuge nicht zu grob, ſeine Glieder nicht zu ungelenk ſind; das Erſtere kann er, wenn natürliche Hülfe nur nicht zureicht, oder deutlicher, wenn er Kraft gegen Kraft geſetzt, verlieren würde, durch künſtliche Mittel bändigen, oder doch wenigſtens ſich dagegen ſchützen. Dieſes könnte er nicht, wenn er die Größe einer Ameiſe hätte. Alles, was ein ſolch Geſchöpfchen, oder eine ganze Legion ſolcher Geſchöpfchen zu Stande bringen könnte, würde ein einziger Huftritt des Roſſes, ein einziger Griff der Löwenklaue vernichten. Jetzt kann er Stricke bereiten, die kein Löwe zerreißt; Gruben, über die keiner hinwegſetzt. Kurz, der Menſch wäre, als Ameiſe, ſo wenig Herr der Thiere, daß er ihrer Gewalt ohne Hülfe unterworfen wäre. — Dieſe Betrachtungen ließen ſich noch viel weiter fortſetzen. Man ſieht alſo, daß wenn das Menſchengeſchlecht, bey einer ſolchen Kleinheit, an Zahl und Ausbreitung unendlich gewönne, es dagegen an ſeinen wichtigſten Vortheilen und Vorrechten unendlich verlieren würde.

Ich habe zweymal das Aeußerſte angenommen; die Größe des Elephanten und die Kleinheit der Ameiſe. Betrachtungen dieſer Art werden auf keine andre, als dieſe Weiſe, evident. Man gehe nun von den beyden äuſſerſten Enden aus, erweitre die Vortheile und entferne die Nachtheile; ſo wird man eben auf dasjenige Maaß der Gröſſe treffen, was nach der wirklichen Einrichtung der Natur dem Menſchengeſchlechte eigen iſt.

Fünftes Stück.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächſten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt geſehen, als mancher, der ſein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzehlte gern allerhand kleine Geſchichtchen, die er ſich hie und da aus eigner Erfahrung geſammelt hatte. Poetiſches Verdienſt hatten ſie wenig, aber deſto mehr praktiſches, und das Beſonderſte an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zuſammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, ſeiner Klugheit wegen — Ey! fieng der alte Witt an und ſchmunzelte; wär ich denn wirklich ſo klug?

Die ganze Welt ſagts, Herr **Witt**. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn er das werden will: das iſt leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr **Veit** mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor ſich ſelbſt; in ſeinem Leben ſprach er mit keinem Menſchen. — Und einem ins Geſicht ſehen; das that er noch weniger: immer guckt er ganz finſter in ſich herein. — Wie meynt er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefſinnigen Kopf.

Ja warum nicht gar? Einen Narren! — Huy, dacht ich da bey mir ſelbſt; — denn der Titel ſtand mir nicht an; — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das iſt nicht fein. — In ſich ſelbſt hinein ſehen: das taugt nicht: Sieh du den Leuten hell ins Geſicht! Oder gar mit ſich ſelbſt ſprechen; pfuy! Sprich du lieber mit andern! — Nun was dünkt Ihm, Herr Till? war ich da Recht? —

Ey ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum: das war der Tanzmeiſter, Herr Flink: der gaffte aller Welt ins Geſicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meynt Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen luſtigen Kopf? —

Beynahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hum, dacht ich da wieder: das iſt doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heiſſen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erſt ſiehſt du den Leuten hübſch dreiſt ins Geſicht, wie der eine, und dann ſiehſt du hübſch bedächtlich in dich hinein, wie der andre. Erſt ſprichſt du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir ſelbſt, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab ichs gemacht, und das iſt das ganze Geheimniß.

Ein andermal beſuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar ſehr über ſein Unglück klagte. — Ey was! fieng der alte Witz an und ſchüttelte ihn: Er muß das Glück nur ſuchen, Herr Flau; Er muß darnach aus ſeyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hauſe. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber ſich nur hübſch in Acht nehmen, wie Er's Geſicht trägt.

Was? Wie ich's Geſicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Geſicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken ſein Haus baute; ſo lag einſt die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unſer Bürgermeiſter gegangen, Herr Teck; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von ſich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken ſo ſteif, daß die Naſe mit den Wolken ſo ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit ſagen, lieber Herr Flau? —

Ey die alte Lehre! Du ſollſt die Naſe nicht allzuhoch tragen.

Ja ſieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer genannten; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verſe oder Hausſorgen im Kopfe haben: denn er ſchlich ganz trübſinnig umher, und guckt in den Erdboden, als ob er hineinſinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meyne, Herr Flau? Wie man's Geſicht tragen muß? —

Sie meynen, ſo hübſch in der Mitte. —

Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu ſcheu in den Erdboden ſieht. — Wenn man ſo die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beyden Seiten umherwirft: ſo kömmt man in der Welt ſchon vorwärts, und mit dem Unglück hat's ſo leicht nichts zu ſagen.

Noch ein andermal beſuchte den Herrn Watt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabey nicht herauskommen; das ſeh ich vorher: aber es rennt mir ſo von ſelbſt in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieſer Ton ſtand dem Herrn Watt gar nicht an. — Und wie viel, meynt Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr iſt; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er ſieht, daß ich Ihm gut bin, ſo will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern ſeine tauſend Reichsthaler werth iſt. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Watt? Obendrein! —

Es iſt nichts. Es iſt ein bloſes Hiſtörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen

Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte ſich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ey, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſtehts, Herr Grell? Was haben Sie bey dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bey dem Bankerutte verloren? — Ach, was? ſagte er wieder. Es iſt der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er ſaß in ſchönen Umſtänden, der Mann; aber wie geſagt! Die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar: das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ey, ums Himmelswillen! Die mögt ich wiſſen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſtehts, Herr Tomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fieng er an, viel Geld! — und da ſah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: was iſt Ihnen? Warum ſo mürriſch, Herr Tomm? — Ach! ſagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie geſagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebände und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun beſſer?

Ey, das verſteht ſich. Die letzte!

Aber — ſo ganz war es mir doch nicht recht, der Herr Comm. Denn er ſagt auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt er nur immer ſprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwiſchen der doppelten Redensart mitten inne wohnte; ich habe mir beyde gemerkt; und da ſprech ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Comm.

Nein, bey meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Comm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte alſo? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Will! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird ſchon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde ſpricht, ſo muß man ſprechen, wie der Herr Lemm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, ſo muß man ſprechen, wie der Herr Wells!

Sechſtes Stück.

Die Eiche und die Eichel. *)

Nicht lange nach der Herausgabe des Buchs, worinn Herr Dutens die ſämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweiſen ſchon in den Alten fand, beſuchte er ſeinen Freund, den Marcheſe Gemelli, auf deſſen unweit Turin gelegenen Landgute. Er traf ihn im Park, und das Geſpräch fiel, ſogleich nach den erſten

---

*) Plato ſchrieb Sokratiſche Geſpräche, nach den Lehrſätzen des Sokrates. „Was hat dieſer junge Menſch mich nicht alles plaudern laſſen! ſagte ein Sokrates, da er eins dieſer Geſpräche — las oder hörte; ich weiß nicht. — Wenn Herr Dutens dieſen Aufſatz ſehen und das Nämliche ſagen ſollte, ſo mag der Verfaſſer es haben. Das wird er ſchwerlich zu ihm ſagen: Du biſt nicht Plato; denn er würde ſich der Antwort ausſetzen: Du biſt nicht Sokrates.

Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutens.

In der That, Herr Dutens; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte faſt allen, die ſich an dieſe Unterſuchung wagten, an hinlänglicher Einſicht und Unpartheylichkeit. — Wer die Alten genugſam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte ſich für ſeine gelehrten Nachtwachen durch den unmäßigen Werth belohnen, den er den Gegenſtänden ſeines Fleißes gab; dieſer wollte ſich, wegen ſeines Mangels an Gelehrſamkeit, eben durch ſeine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wiſſen, wie das iſt, liebſter Freund. Man ergötzt ſich über das, was man hat, durch den Werth, den man ihm giebt, und tröſtet ſich über das, was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben alſo, daß ich beyde Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daß ich gleiche Unpartheylichkeit gegen Alte und Neue bewieſen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als andre, Herr Dutems. — Auch vereinigten Sie mehr, als andre, jene zwiefache Kenntniß, die zu ſo einer Vergleichung nothwendig iſt.

Sie ſchmeicheln mir ſehr, Herr Marcheſe. — Aber wenn ich Sie kenne, ſo iſt eben Ihr Lob ſchon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Laſſen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das iſt? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutems! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die ſchönſte und größeſte dieſer Gegend! — Wie weit hat ſie ihre Wurzeln verbreitet! Wie tief in den Boden geſchlagen! — Der Orkan kann ſie nicht ſtürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich ſie ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land ſie beſchattet! — — Nicht wahr? Sie ſind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marcheſe?

Betrachten Sie mir jetzt dieſe Eichel! — Unläugbar ſchließt ſie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in ſich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Haupttheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Iſt darum die Eichel eins mit der Eiche? Iſt dieſes hingeſtreute, dem Zufall überlaſſne, vielleicht zum Vermodern beſtimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freyſtadt giebt: iſt es einem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher ſchattenden Baum zu vergleichen, der aus der unanſehnlichen Eichel hervorkeimte, und langſam, in ganzen

Jahrhunderten, zu dieſer Höhe, dieſer Stärke und Majeſtät emporwuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir ſprachen. — Der erſte Keim eines Syſtems iſt Ihnen gleich das Syſtem; das erſte Element eines Gedankens gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichſam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Beſtimmungen hingeworfen, ohne alle Unterſuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten verlaſſen worden? oder ob ſie von den Neuern in ihrem Zuſammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den erſten Beweiſen feſt gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden? — Das alles iſt Ihnen eins wie das andre. Sie ſehen ſchon immer in einem einzelnen Gedanken ein ganzes Syſtem, und geben dem alle Ehre, der die erſte flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieſer Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutems. Wenn das, was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler iſt, ſo begehen Sie ihn faſt in jedem Kapitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehn, die mir gleich Anfangs am meiſten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Syſtems ab, das ſeinen Namen vom Kopernikus führt; den Anfang dieſes Abſatzes machen Sie mit einer ernſtlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, ſagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er ſchrieb ihr, weit entfernt ſie für den Mittelpunkt der Welt zu halten, einen zirkelförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Alſo, ſchließen Sie, kannte ſchon Pythagoras das Syſtem des Kopernikus. So auch Ariſtarch von Samos; auch Timäus von Lokris; denn beyde behaupteten, daß die Erde beweglich ſey, und einen zirkelförmigen Lauf halte.

Die Stellen ſind in den Alten da, Herr Marcheſe.

Das ſind die alle, die Sie uns anführen: — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders ſehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras.

Aber was iſt denn das Weſentliche im Syſtem des Kopernikus? Das Erſte? — Doch unſtreitig die Vorausſetzung: daß die Sonne der Mittelpunkt und die Erde beweglich ſey.

Das will ich zugeben, Herr Dutens. Aber welcher Unterſchied zwiſchen jenen hingeworfnen, mit Irrthümern vermiſchten, mehr errathenen als bewieſenen Säzen, und zwiſchen dem ſo richtig beſtimmten, ſo wohl in Ordnung gebrachten, durch ſo viele zuſammenſtimmende Beobachtungen feſtgegründeten Syſteme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir dieſen Unterſchied ein? —

Allerdings, Herr Marcheſe. Aber bedenken Sie auch, daß von den Werken der Alten ſo vieles verloren gieng? Daß vielleicht eben in dem, was verloren gieng — —

Genug, Herr Dutens! Bis in dieſen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bey unſerm jetzigen Streite, dieſes ſo unwiderlegliche, obgleich ſo unwahrſcheinliche Vielleicht? Aus Quellen, die nicht vorhanden ſind, haben doch die Neuern nicht ſchöpfen können? Räumen Sie mir alſo immer ein, daß jener Unterſchied vollkommen ſo groß iſt, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er ſoll es ſeyn, Herr Marcheſe.

Und um mich erkenntlich zu zeigen; ſo ſollen Sie wieder in allem Recht haben, was Sie behaupten. — Die Alten ſollen ſich ſelbſt ſo verſtanden haben, wie Sie ſie verſtehen; die angeführten Stellen ſollen wirklich die Quellen ſeyn, aus welchen die Neuern ſchöpften: ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vortheil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieſer Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen?

Das thut jedermann, Herr Marcheſe. Der erſte Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, ſo hat jedermann Unrecht. Und ein Philoſoph ſollte nie etwas aus dem Grunde thun, weil es jedermann thut.

Alſo ſchätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiß? —

Allerdings ſchätze ichs höher.

Und iſt denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleißes?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den ihrigen bitten? —

Sie ſagen ſo, liebſter Freund: Dieſe Eichel ſchließt die ganze Anlage der Eiche in ſich. Die Eiche iſt nichts, als die Entwickelung dieſer Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders ſagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: dieſe Eichel iſt wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urſtoffs. Die Natur war nichts thätiger, da ſie die Eichel aus ihrem Urſtoffe, als da ſie die Eiche aus der Eichel entwickelte; die Elemente mußten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem erſten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Waſſer mußten das einemal ſo wirkſam ſeyn, wie das andere mal. Die Natur hat von der einen Wirkung ſo viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den erſten Urſtoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geſchaffen.

Und die Anwendung auf unſern Streit? —

Die iſt ſo leicht, ſollt' ich meynen. — Die Gegenſtände der Philoſophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philoſophiſchen

Wahrheiten lagen in jeder menſchlichen Seele. — Was der denkende Geiſt von jeher gethan hat und thun konnte, beſtand bloß in der Entwickelung dieſer Keime, in der Aufklärung, Auseinanderſetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es iſt eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur erſten Klarheit, und die ſie zur Deutlichkeit, zur Vollſtändigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr *Dutens.*

Eben die Kraft; *allerdings!* Aber ich frage noch immer: in welchem Fall iſt mehr Anſtrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daß ſich dieſe Frage ſo im Allgemeinen beantworten läßt? — Es kommt alles auf die Beſchaffenheit der Idee, auf die Faſſung des Geiſtes, auf die ſchon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erſte Idee haben; heißt oft nichts: ſie ſchätzen, verfolgen, ausbilden, oft alles. — Sie bewundern den Shakeſpear, Herr Tatems?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundſätzen müßten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakeſpear hat viele ſeiner vortreflichſten Stücke aus italiäniſchen Novellen geſchöpft, die nichts weniger als vortreflich waren. Sagen Sie mir; wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterſchilderungen, von eigenen fruchtbaren, erſtaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle ſeines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem erſten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als dieſen Stoff? Den Geiſt, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie? Shakeſpear geringer, als den Novellenſchreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philoſoph, Herr Marcheſe —

Mögen ſo verſchieden ſeyn, als ſie wollen: in unſerm Fall ſind ſie's nicht. — Wenn bey einem Alten eine nur halbe ſchwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere ſie auffaßte, richtig beſtimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte; der Neuere ſie von den einzelnen Fällen rein abſonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundſatz eines Syſtems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeynung aus ganz falſchen Gründen, durch ſophiſtiſche Schlußreihen herleitete, ein Neuerer ſie aus ihren wahren Erkenntnißgründen durch richtige Schlußketten erwies: wollten Sie da ſo ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigſtens dann und wann, der Neuere ein eben ſo großes, oder größeres Genie ſeyn, als jener? — — Doch ich ſehe, daß ich Ihnen zur Laſt bin, Herr

Dutems. Wir haben hier reizendere Gegenſtände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, das ich Ihnen in einem oder zwey Briefen mittheile, was ich etwa ſonſt über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

Siebentes Stück.

Erſter Brief an Herrn Dutems.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutems, die zur Vollendung unſres neulichen Geſprächs gehört, und die ſich bloß einem denkenden Kopfe thun läßt! — Sollte es Ihnen nicht oft wiederfahren ſeyn, daß Sie durch eigenes Nachſinnen auf Ideen, Grundſätze, Hypotheſen, Auflöſungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem größten Befremden, ſchon bey andern gefunden? Wenn das iſt; ſo darf ich um deſto dreiſter die Vorausſetzung zurücknehmen: daß die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten erſchöpft haben; und dann fällt auf einmal der große Vorzug der Alten hinweg. — Carteſius, ſagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt, Locke die und die Wahrheit im Ariſtoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen: aber wie in aller Welt können Sie das beweiſen? Wär' es denn nicht möglich, daß zwey verſchiedne Genies, die einerley Seelenkräfte auf einerley Gegenſtände anwenden, auch einerley Ideen daraus entwickelten? Oder iſt es nicht in manchen Fällen ganz ſichtbar, daß jeder zu dem gemeinſchaftlichen Reſultat auf ſeinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee von dem einzigen Umſtande ab: ob ſie ſich an dieſe oder jene Gedankenreihe hieng? von dieſen oder jenen Gründen das Reſultat war? — — Freylich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen, aber nur im vorzüglichen, nicht im ausſchließenden Verſtande; inſoferne ſie nämlich die erſten waren, die gewiſſe Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienſt dabey fällt nun weg, und wird

Glück. Leibnitz, Locke, Carteſius ſtehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als inſoferne ſie ſpäter gebohren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr **Dutems**, daß Sie in dem erſten Keim eines Syſtems ſogleich das Syſtem, in dem Element eines Gedankens ſogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutems, ſetze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als der Alten, geleſen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher beſtimmt, richtig bewieſen gefunden, was in dieſen nur noch roh, dunkel und unbewieſen angegeben war. Er hatte ſich durch eine vertraute Bekanntſchaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff ſeine Beſtimmung, zu jedem Satz ſeine Einſchränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte dieſe von andern geſchehene Entwickelung kein eigenes Nachſinnen, nur Aufmerkſamkeit auf den Vertrag ſeiner Lehrer gekoſtet. Er konnte ſich alſo keiner Mühe und Schwürigkeiten dabey bewußt ſeyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verwirrte Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen, und von den Gründen zu den Folgen mit größter Leichtigkeit auf- und abzuſteigen. So unterrichtet und ſo gewöhnt gieng er an die Werke der Alten; und was war nun natürlicher, als daß er gleich in jeder dunklen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgeriſſenen Trümmer das Gebäude eines Syſtems; kurz, daß er in der Eichel die Eiche ſah, die er gewiß nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachſen wäre. — Wie? rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektriſchen Verſuchen Neutons ſagte: Neuton keinen Funken geſehen? Ey Sie ſcherzen. Er fährt ja ſo ſichtbar heraus! —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bey der eigentlichen Philoſophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch ſo ziemlich von ſtatten; aber in Phyſik, Mathematik und andern ähnlichen Wiſſenſchaften haben die Neuern zu viel Eignes, als daß man ſo leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derſelben offenherzig geſtanden, und Ihrem Genie wenigſtens eben ſo viel, als dem Zufall eingeräumt haben: aber einmal hatten Sie ſich bey Gelegenheit der philoſophiſchen Materie zum Vortheil der Alten erwärmt, und ſo riß Sie denn der Enthuſiasmus unvermerkt mit ſich fort. Der Menſch hat in ſeiner Natur einen gewiſſen Trieb zur Vollendung, vermöge deſſen er nichts gerne halb läßt. Kömmt er einmal ins Erheben oder Verachten, ſo kömmt er nicht ſo leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Kapitel einzulaſſen; will ich Sie nur an Ihre

Vorrede erinnern. »In der Vergleichung, ſagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienſte der Alten und der Neuern anſtellt, muß man vornehmlich diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn ſie zur Vollkommenheit gedeihen ſollen, von denn unterſcheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen u. ſ. w. — — — »Man muß auch das nicht aus der Acht laſſen, daß die mehreſten der ſo bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren ſich unſer Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Kompaß, die Ferngläſer ꝛc. nicht das Werk philoſophiſcher Genies, ſondern die Wirkung des bloßen Ohngefährs oder die Verſuche unwiſſender Künſtler geweſen ſind.«

Der kurze Inhalt dieſer ganzen Stelle iſt der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhieng; das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und faſt zu dem höchſten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhieng, das haben die Alten ſchon alles weggenommen. Alſo bloß der Fleiß, bloß das Sammeln und Beobachten macht den Vorzug der Neuern aus? Bloß in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von ihnen angeführten Wiſſenſchaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — ſind ſie weiter gekommen? Sie haben gleichſam nur unter den Augen der Alten nach Maaßgabe der Ideen, die dieſe alleinige Genies ihnen angegeben, mechaniſch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den ſie in der Schiffahrt, in der Aſtronomie, in allen Theilen der Phyſik gemacht, der hienge bloß von der Erfindung des Kompaſſes, der Ferngläſer, der Vergrößerungsgläſer und anderer Werkzeuge; dieſe Erfindung wieder vom Zufalle, und alſo am Ende alles vom Zufalle ab? — Wahr iſt es, der Zufall hat dabey ſehr viel gethan, aber doch nimmermehr alles.

Viele der wichtigſten Erfindungen, die uns große Aufſchlüſſe in der Natur gegeben, ſind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es ſind wahre, mit Abſicht geſuchte Erfindungen geweſen, zu denen aber freylich die Data erſt mußten vorhanden ſeyn: und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaß geliefert, den erſt das arbeitende Genie der Entdecker oder derer, die ihre Entdeckungen auffiengen, zu ſeiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht ſelten die künſtlichſten Ideenverbindungen und eine ſehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr **Dutens**, daß Sie zwar dem Zufalle ließen, was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienſte der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben ſo wohl unſere Genies, und haben gewiß eben ſo große Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That ſehr ſonderbar, wenn es anders wäre. Warum ſollte denn nur die geiſtige Natur an Kräften erſchöpft ſeyn, da die körperliche noch immer eben ſo wacker und eben ſo voll Zeugungskraft iſt, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloß Erfahrungen angeſtellt, ſie haben auch vortreflich darüber gedacht; ſie haben nicht bloß entdeckt, ſie haben auch wirklich erfunden; ſie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloß bey dem bewenden laſſen, was der Zufall that; ſie haben ſie auch mit großem Verſtande vervollkommnt, mit großem Verſtande die Beobachtungen verglichen, mit großem Verſtande Grundſätze heraus gezogen und zur Erweiterung und Bereicherung der Wiſſenſchaften angewandt.

Ich bin u. ſ. f.

Achtes Stück.

Zweyter Brief an Herrn Dutens.

Sie ſcheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengeſetzt, einigermaßen im Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausſchließungsweiſe hochachten kann. In der That gehöre ich zu den größten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienſte, die Sie ihnen beylegen, ſondern überdas noch manche andre des Vortrags und des ſchriftſtelleriſchen Charakters zugeſteht, die ſchon allein zu ihrer eifrigſten Leſung ermuntern müſſen. Nur das konnte ich nicht zugeben, daß Sie die Genies des Alten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philoſophen eher niederſchlagen, als zu weiterm Forſchen beſeelen muß, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangſtreit iſt, wie überall, ſo auch hier ein ſehr unnützer Streit, und hier noch um deſto unnützer, da es in dieſer Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich ſo viele giebt, daß man nie eine ſichre endliche Entſcheidung zu hoffen hat. Ueberdem, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur den einen Theile ausſchließungsweiſe vor dem andern beyzulegen; ſo würde die ganze Unterſuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beyden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaßſtab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bey Ihren Kenntniſſen unſtreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum verdrießt es mich, daß Sie jenen alten faſt vergeſſnen Rangſtreit wieder hervorgeſucht haben. Die Aufſchrift Ihres Buchs: eine Unterſuchung über den Urſprung der Entdeckungen der Neuern: verſprach mir ſo viel! Ich erwartete von dem Verfaſſer der Monadologie und dem verdienſtvollen Herausgeber der Leibnitziſchen Werke nichts Geringers, als daß er den Syſtemen der Neuern bis zu den erſten unvollkommnen, zerſtreuten Ideen, woraus ſie geworden ſind, nachſpüren, daß er mich von den vollen und tiefen Strömen, die ſich jetzt mit ſolcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniß ergießen, bis zu den erſten unanſehnlichen Quellen hinaufbegleiten und mir während ſeines Ganges zeigen würde, wie ſie durch allmähliche Aufnahme einzelner Zuflüſſe bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachſen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worinn nicht ſowohl die Philoſophen, als die Ideen der Philoſophen verglichen und das allmähliche Wachsthum der menſchlichen Erkenntniß, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Punkten, entwickelt würde. Und in der That, liebſter Freund, hätten Sie die Schwierigkeiten, die ſich freylich bey ſo einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaßen zu den philoſophiſchen Abſichten hingelenkt, um derentwillen ſo ein Werk eigentlich gewünſcht wird: was für Dank würden Sie ſich nicht bey der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bey dem Gelehrten ſowohl als dem Denker geſtiftet haben!

Laſſen Sie mich hier einen der Geſichtspunkte angeben, aus welchem ich ſo eine Geſchichte geſchrieben wünſchte. — Wir ſind unläugbar ſeit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen; nicht bloß in ſolchen Wiſſenſchaften, die ſich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo erſt ein glückliches Ohngefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muß, ſondern auch in den höhern metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, auch in den abſtrakten Speculationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. ſ. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben ſo unläugbar iſts, daß wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniß, trotz den fortgeſetzten unabläſſigen Bemühungen der gröſten Köpfe, noch immer eben ſo unwiſſend ſind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen; ſo iſt es nur darinn, daß wir unſer Unvermögen zu wiſſen beſſer einſehen; denn auch dieſes heiſt weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wiſſenſchaften einige niedrige Hügel, auch einige anſehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Ausſichten in neue Gegenden erhalten: aber die wichtigſten Höhen, von denen die weiteſten Ausſichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeßliche Leute von Erkenntniß geben muß; dieſe haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerſtiegen gelaſſen. Der ganze Unterſchied zwiſchen uns und ihnen mögte der ſeyn: Die Alten ſuchten zu dem unerſteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Verſuch war umſonſt; aber immer blieb noch die Hoffnung, daß ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher ſeyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung verſucht, wo der gerade Pfad zu ſteil war: wir ſind auch den ganzen Fuß der Höhe, ſo weit er ſich umgehen ließ, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Verſuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich gefunden. Wir haben alſo vor den Alten den Vortheil, oder ſollten ihn wenigſtens haben: daß wir al-

Abſichten auf dieſe fruchtloſen Unternehmungen aufgeben, und man unſre ſämmtlichen Kräfte dran ſezen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwierigkeiten für menſchliche Kraft überwindlich ſind, immer mehr und mehr wüſtes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieſes, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloß in leeren Tiraden über das Unvermögen des menſchlichen Geiſtes zu deklamiren, ſondern die wohlgefaßten Schwürigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die ſo gefundenen unauflöslichen Probleme unſrer Erkenntniß in deutlichen Säzen anzugeben, damit der Philoſoph jede einzelne Materie auf ſie zurückführen und wie weit er ſich einlaſſen dürfe, vorherſehen könne: Das, liebſter Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philoſophiſchen Abſichten, die der pragmatiſche Geſchichtſchreiber der Philoſophie vor Augen haben müßte, und die ſeinem Werke einen unſterblichen Werth geben würden. Wenn die philoſophiſche Geſchichte, ihrem größten Theil nach, eine Geſchichte der Verirrungen unſers Geiſtes und ſeiner verſchwendeten Kräfte iſt: zu welchem Endzwecke ſollte ſie dann eher hingerichtet werden, als daß wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verſchwendung unſrer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer ſo viel Vergebliches unter uns geſchrieben: Akademien werfen Fragen auf, und philoſophiſche Köpfe ſtrengen ihren Scharfſinn an, ſie zu beantworten; Fragen, worinn ſich der weſentliche Punkt ſogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man ſie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie ſagen — gehört nicht vielleicht dieſe ganze Idee in die Zahl jener ſüßen Träume, die ſo leicht erdacht und ſo ſchwer realiſirt ſind? Ich fürchte das nicht, liebſter Freund. Denn, wie Sie wiſſen, ſo iſt in manchen ſchätzbaren Werken ſchon vieles geſchrieben worden, woraus ſich die Möglichkeit eines ſolchen Werkes begreifen läßt. Wäre dieß nicht, ſo würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich haſſe von ganzem Herzen die ſchwindelnden Planmacher, die immer ſo ſtolze und ſo unmöglich auszuführende Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, ſie auszuführen. Leider iſt die Miene an dieſen Herren das Beſte, wo nicht gar alles. Sollte es vom Reden zur That kommen; ſo mögten ſie oft gegen die getadelten und gehechelten Autoren, denen ſie von der Höhe ihrer Ideale herab ſo verächtliche Blicke geben, nicht viel beſſer, als Marſyas gegen den Apoll, beſtehen.

Ich bin u. ſ. w.

Neuntes Stück.

Epiſtel an einen jungen Arzt.

Unglücklich, wer, beſtimmt für Kanzeln und Altäre,
Sich Wall und Mauren zu erſtürmen ſehnt;
Unglücklich, wer, voll Durſts nach Bardenehre,
In einer Aktenkammer gähnt;
Und wen des Roſſes Wiehern, das Gebelle
Der Kuppelhunde nur bewegt,
Unglücklich, daß er nicht ein Hifthorn an der Stelle
Des goldnen Schlüſſels trägt!
Unglücklicher, wem das Geräuſch der Waffen,
Wem wildes Schlachtgeſchrey das zarte Ohr betäubt,
Indeß, zur Menſchlichkeit geſchaffen,
Sein Herz ſich unterm Panzer ſträubt;

Wer unerbittlich, mit der Kälte
Des Jägers, die Geſchlagnen hetzt,
Und nach der Schlacht, im unbelauſchten Zelte,
Den Lorbeerkranz mit bittern Thränen netzt!
Doch dreymal ſelig, welchem zum Geſchäfte,
Dem er — weil doch Geſchäftigkeit
Des Lebens Triebrad iſt — auf gutes Glück ſich weiht,
Der Himmel auch das volle Maaß der Kräfte
Und Luſt, die alles überſteigt, verleiht!
Geliebter Bruder von zwey ſchönen Schweſtern!
Der dreymal Selige biſt du.
Wie ſah ich deinem ſtillen Eifer geſtern
Mit ſchaudernder Bewundrung zu!
Hätt er, der dich zu ſeinem Dienſt erwählet,
Hätt Aeſkulap nicht ſelbſt dein Herz geſtählet,
Mit Ungeduld nach Ruhm und Wahrheit dich erfüllt:
Wo nähmeſt du zum bangen Operiren,
Zum gräßlichen Anatomiren

Fühlloſigkeit an Geiſt und Nerven her?
Du, ſonſt in keinem Fall des Lebens, Stoiker! —
Den Luſt und Schmerz gleich heftig rühren,
Dem, bey des Elends nachgeahmten Bild,
Der Buſen ſchon von tiefen Seufzern ſchwillt!
Da ſitzeſt du in deinem ſchwarzen Kittel
So ſtolz, ſo heiter, wie ein Kandidat,
Der einen Acceſſiſtentitel
Nicht ohne Müh erbettelt hat;
Schauſt auf dein Werk mit Wohlbehagen,
Dem Maler gleich, der auf ſein Pergament,
Wo Frühlinge ſchon blühn und Morgenröthen tagen,
Verliebte Blicke wirft; greifſt zu dem Inſtrument,
Wie unſer einer zu der Karte,
Und ſchneidet, bis nichts mehr zu ſchneiden iſt,
Und runzelſt weniger die Stirn, als ich beym Whiſt,
Wenn ich, zum Ruf bereit, auf zwey Figuren warte.

C. T.

Zehntes Stück.

Briefe über Emilia Galotti.

Erſter Brief.

Sie haben Recht, liebſter Freund: wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verſchiedne Kunſtrichter darinn haben finden wollen; ſo würde man ſie doch alle über dem einzigen Marinelli vergeſſen. So ſehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orſina, wenigſtens von gewiſſen Seiten und in gewiſſen Situationen, bewundre; ſo bewundre ich doch noch mehr den in allen ſeinen kleinſten Theilen ſo wahren, ſo ausgeführten, von Anfange bis zu Ende ſo wohl erhaltnen Charakter des Marinelli. Von der moraliſchen Seite betrachtet, ſey er ſo ſchwarz, als er wolle; ich bin der erſte, ihn zu verwünſchen;

aber von der poetiſchen iſt er einer der ſchönſten und ausgeführteſten, die nur je auf der Bühne erſchienen ſind.

Gleich zu Anfange erſcheint Marinelli als der gewandte und verſchlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Uebung im Laſter ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empreſſement, womit er zum Dienſt eilt; die leichte Art, womit er dem Fürſten Schmeicheleyen ſagt; die Geſchwindigkeit, womit er ſich nach jedem Winde dreht, und alles wird, was ſein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtſinnige, hämiſche, perſifflirende Witz, womit er über Appiani und Orſina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenſtellen, von erſten Häuſern; die vollkommne Einſicht, die er ſich in den Charakter des Fürſten erworben, und vermöge deren er ſo vortreflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Punkte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er dem Abgrund naht, ihn wieder zurückholen soll; die zweifelhaften Wendungen, womit er dem Fürsten, was er zuweilen ſagen zu müſſen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu ſeinem gewiſſen Vortheil zu nutzen weiß; die allerfeinſte Verſtellungskunſt, womit er ſich aus den ſchlimmſten Händeln herauszureden und ſeine wahren Abſichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Beſonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröffnen und neue Köder in die Maſchine einzuſetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Weſen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böſe zu werden ſich Thor und Narr ſchelten läßt — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen die ſowohl zuſammengeordnet, ſo fein in einander verflößt, ein ſo lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieſer Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen ſcheint, (welches doch vielleicht nur im fünften Akt der Fall iſt, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht ſchickliche Rolle aufträgt) ſo liegt die Schuld wohl unſtreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie ſelbſt ſchon bemerkt haben, auch auf dem Charakter des Marinelli ein falſches Licht wirft.

Aber, ſagen Sie am Ende ihres Briefes, iſt nicht Marinelli vielleicht ein zu ſchwarzer, zu ruchloſer Charakter? Bricht nicht ſeine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuſchändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr **Leſſing** hat ſelbſt ſo viel Wahres und Gutes gegen die grundloſe Bosheit geſchrieben, daß es ſonderbar wäre, wenn er ſich dieſen Fehler in ſeinen eignen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu ſeinen Bosheiten Gründe, die nach ſeinem Charakter, ſeinen Umſtänden, ſeinen Vorurtheilen entſcheidend genug ſind: nur das könnte etwa befremden, daß er dieſe Bosheiten mit ſo großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt ſich der hinlängliche Grund in ſeiner langen Gewohnheit des Laſters. Er hat es darin zu einer Art mechaniſcher Fertigkeit gebracht; ſein Bubenſtück geht ihm, wie einem geübten Künſtler ſein Werk von Händen, oft ſelbſt ohne daß er mehr weiß, was und wie er es macht.

Die Philoſophie ſeiner Unthaten iſt ohne Zweifel der [illegible] des [illegible]. Aber ſchwerlich würde er ſo weit gegangen ſeyn, wenn ihn nicht ſeine äußerſte [illegible], ſeine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweykampf gleichſam dazu gezwungen hätten; wenigſtens hat Herr Leſſing dieſen Umſtand mit großer Kunſt im Dunkeln gelaſſen. Nächſt dieſem Morde erſcheint er am häßlichſten, als — ich will es mit den Worten der Claudia ſagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein ſo niederträchtiger Kuppler, dem der ſchändlichſte Lug und Trug, dem das äuſſerſte Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts iſt, wenn er nur dem Prinzen zu ſeinem Zweck verhelfen kann. Dieſe Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man ſich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge ſeiner Art verüben ſolche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heißeſten Begierden ſind; weil ſie durch anders nichts zu dem zu gelangen wiſſen, was für ſie die höchſte, ja die einzige Seligkeit des Lebens iſt. Denken Sie ſich dieſe Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die ſie zum Theil ſchon durch die erſten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren ſo eingeſchränkten, aber eben deswegen nur feſter gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Perſon des Prinzen, von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüſſeln. Der gewöhnliche Geſellſchafter des Prinzen zu ſeyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bey der Cour des gnädigſten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüſtern, ſeine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmſten zu bekommen: das ſind für ſie die höchſten Seligkeiten des Lebens, ohne die ſie ihr Daſeyn haſſen würden, und auch Urſache hätten es zu haſſen. Denn was können doch dieſe Armſeligen, deren ganze Kenntniß ſich auf Etiquette und Ränke einſchränkt: was können ſie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für ſie keine Cour, keine Tafel, keine Gala mehr iſt? Was bleibt ihnen übrig, als ſich vor Langerweile den Tod zu wünſchen und zu ſterben?

Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die ſie dann um deſto empfindlicher treffen muß, je mehr ſie ſich in ihrem blühenden Glücksſtande Feinde und Neider gemacht haben. Mit welcher Begierde müſſen ſie alſo jenes Glück nicht ſuchen, und wenn ſie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunſt es feſthalten? Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen, und dieſe zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienſte um den Staat oder Verdienſte um ſeine Perſon. Zu jenen, die noch überdieß, wenn der Prinz ein Wohllüſtling oder ein Müſſiggänger iſt, am wenigſten geſchätzt und belohnt werden, haben ſie die Fähigkeiten, die Kenntniſſe nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota, — alſo bleibt ihnen nichts übrig, als ſich um die Perſon des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem ſie ſich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchſtes Studium machen, alle ſeine kleinſten Neigungen, Schwächen, Eigenſinnigkeiten ausforſchen, ſich allem darnach bequemen, ihnen als Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden Leidenſchaften, ihnen darinn zuvorkommen. Das führt ſie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh ſie noch in die Gewohnheit kommen, ſehr unangenehm ſeyn können: aber was in aller Welt ſollen ſie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgends mehr, als in der Gegend der Höfe: was alſo ſie nicht thäten, würde ein anderer thun; dieſer andere würde ſie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten; würde ſie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von dieſem kleinen Anfange geht dann die Bosheit ſchrittweiſe weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen ſeines Prinzen nur nachzugehn; er ſucht auch ausdrücklich ſie zu erwecken: er giebt ſich die äuſſerſte Mühe, beſonders wenn der Prinz noch jung iſt, ſeinen Charakter zu verderben, ſeine Begierden zu reizen, ſeine Lüſte anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen geſellt ſich dann noch die Cabale, der Neid, die Luſt an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte ſeines Geiſtes an der Ausführung mißlicher Projekte zu üben.

So, liebſter Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günſtlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten böſen Charakter eben ſo ſehr und oft mehr, als für den beſtgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Abſicht der Kenntniß des Menſchen, mehr in Abſicht der Klugheit des Lebens, mehr in Abſicht der dramatiſchen Kunſt. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoraliſcher Charaktere auf den Zuſchauer eine ſehr moraliſche Wirkung. Der Dichter, der das Laſter in ſeiner natürlichen Häßlichkeit darſtellt, beſſert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufſtellung ſanfter, unſchuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es iſt wahr, man darf die Tugend nur kennen, um ſie zu lieben; aber um ſie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laſter kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geſchichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieſes Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich Ihnen die Art ſeiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine ſolche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu ſchwer und gewiß für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unſre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und ſuchen vortrefliche Charaktere, die der dramatiſche Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten könnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer erſten Entſtehung zu verfolgen? Durch nichts könnten ſie mehr Kenntniß der Welt und des Menſchen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und beſſern, als durch Werke dieſer Art, die das in Abſicht ganzer Charaktere thäten, was Shakeſpears beſte Schauſpiele in Abſicht einzelner Leidenſchaften thun: daß ſie ihnen nämlich von ihrer erſten Anlage bis zu ihrer lezten völligen Ausbildung ſchrittweiſe nachgiengen. —

G.

Eilftes Stück.

Zweyter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle möglichen Urſachen zum Vergnügen: er hat die liebenswürdigſte und geliebteſte Braut: tritt in Verbindung mit der achtungswertheſten Familie, wird der Sohn eines Vaters, der ſeine ganze Bewunderung, ſeine zärtlichſte Ehrerbietung hat: und bey alle dem iſt er nicht nur ernſt, er iſt tiefſinnig, mürriſch. Wenn die Urſache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das ſcheint hier nach allen Umſtänden der Fall nicht zu ſeyn; — ſo muß ſie nothwendig in ſeiner jetzigen partikulären Verfaſſung liegen; aber was wir da ſehen, iſt eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich ſeyn, daß er bey dem Prinzen noch vorfahren und ihm ſeine Vermählung kund machen ſoll: aber unmöglich kann ſo ein einziger kleiner Umſtand ihn ſo völlig aus ſeiner Faſſung heben. Der wahre Hauptgrund ſeines Verdruſſes liegt alſo in jenen geheimnißvollen Ahndungen, deren er gegen Emilia und ihre Mutter erwähnt; aber bloß erwähnt, ohne auch nur die mindeſte Veranlaſſung dazu zu zeigen. Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahndungen wirklich in der Natur ſind; ſie mögen, wie der Verfaſſer der Träume eines Geiſterſehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entſtehen: ſo viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahndungen haben mögte. Jene ſind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verſchloſſen iſt, durch eine frey umherſchwärmende Phantaſie erzeugt; ſie erlangen oft den äußerſten Grad der Lebhaftigkeit, und ſetzen denn das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erſchütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauern und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Dieſe hingegen — wenn ich ſie auch nicht völlig von der Bühne wegwünſchte, ſo mögte ich ſie doch niemals unter ſolchen Umſtänden und mit ſo außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen ſind hier ſo groß, ſo mannichfaltig, ſo in die Augen leuchtend, der einzige klarerkannte Grund zum Verdruſſe iſt ſo nichtig, ſo unbedeutend, daß er das Zünglchen in der Waage kaum um eine Linie verrücken ſollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Waage an der entgegengeſetzten Seite den Ausſchlag? was reißt ſie ſo ganz auf den Boden herunter? — Eine **Ahndung**, **wovon** niemand, **Appiani** ſelbſt nicht weiß, wo ſie herkommt, ein gewiſſes unnennbares Etwas, daß ſich vielleicht eben deswegen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts iſt.

Wie aber der Dichter auf dieſen Zug im Charakter gerathen ſey? Ob er durch dieſes Mittel bloß den Eindruck ſchwächen wollen, den der [illegible] Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu ſehr wider den Endzweck des Stücks intereſſire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er ſo wenig Raum zu entwickeln hatte, durch dieſen frappanten Zug [illegible] herausheben wollen? oder ob er [illegible] dieſen Zuſatz nöthig fand, um zu einem [illegible] Ziele, zu dem er nothwendig [illegible], deſto leichter und kürzer hin[illegible] möchte ſich ohne ſeine eigne Erklärung ſchwerlich entſcheiden laſſen. — Ich, meiner Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieſer Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Iſt meine Hypotheſe falſch; nun ſo kann doch auch die Ausführung falſcher Hypotheſen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächſt hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beym Leben geblieben, ſo ſieht man nicht ab, wie das Stück ſo bald hätte ausſpielen können. Aber wenn nun Marinelli dieſen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte; ſo wäre der ohnedieß ſchon ſo ſchwarze Günſtling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abſcheu hätte uns unſer ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollſtändigen Plan; er will nur fürs erſte die Vermählung hindern und die Braut haben: daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, ſondern niederzuſchießen; davon liegt der wahre Grund in ſeiner Furcht vor dem Zweykampfe. Wie ſollte nun aber der Dichter zu dieſem Zweykampfe hin? Beyde mußten ſich ſchon große Beleidigungen ſagen, ehe es bis zur Ausforderung kam; es mußte geſchimpft werden, und Appiani ſchimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt dieſen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfaſſung an; überlegen Sie dabey den ganzen Charakter des Marinelli: und dann ſagen Sie mir, wie der Dichter dieſes Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, ſo leicht hätte erreichen ſollen?

Ich will mich über dieſe Schwürigkeit etwas näher erklären. Marinelli iſt ein Hofmann, und iſt, wie alle Böſewichter ſeiner Art, feigherzig. Als jener ſagt er ſchwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Perſonen, die er aufs tödtlichſte haßt; er hat bey ſeinen Hofſitten auch Hofton, Honig auf der Zunge, bey der bitterſten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und beſonders ſo ein abgeſchliffner, verſteckter, geſchmeidiger Höfling, wie Marinelli, der ſich ſo ganz in ſeiner Gewalt hat, beleidigt; ſo iſt es weniger durch das, was er ſagt, als durch die Art, wie ers ſagt; ſo iſt es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achſelzücken, mit einem ſpitzfindigen Lächeln, mit einem höniſchen vor ſich Niederſehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken Vollkommen ſo erſcheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortreflich geſchildert iſt: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundſchaftsverſicherungen, und auch da, wo er das Härteſte ſagt, das ihm Appiani ſo hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es ſcheint, daß er nach ſeiner Hofart und bey ſeiner Feinheit auch dieſen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch dieſen Ton der Spötterey ſich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani ſchon ſo lange Dinge geſagt hätte, die ein Mann von weniger Verſtellungskunſt und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich iſt Appiani gleich anfangs beleidigend; er ſagt ihm alles, was er denkt, ſo rund ins Geſicht: und doch iſt er auch Weltmann, obgleich von der rechtſchaffnern, edelgeſinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieſer feine und geſittete Mann zu ſo einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück ſeiner Situation; verlöre ſich ſein wohllüſtiger Blick in den reizenden Ausſichten, die vor ihm liegen: ſo würde bey dieſer guten Laune das Geſpräch nach aller Wahrſcheinlichkeit anders fallen. — Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja ſo manche Miene, ſo manchen Ton; warum muß ſie ſich eben ſo bitter äußern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, ſteht dem Grafen entgegen; bloß um dieſes Günſtlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann iſt, dem an dieſem eiteln Glücke wenig gelegen ſcheint? dem es vielmehr lieb ſeyn kann, daran verhindert zu ſeyn? der ein für allemal den ſeligen Entſchluß gefaßt hat, in ſeinen väterlichen Thälern ſich ſelbſt zu leben? Sehr leicht muß ihm alſo Appiani dieſe Beleidigung, die für ihn eigentlich keine iſt, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt alſo nichts, als Verachtung übrig. Nun ſieht man freylich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüßlich ſeyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieſer kleine flüchtige Verdruß, ſollte der Einfluß haben, ihn ſo auf einmal und ſo ganz aus ſeiner Lage herauszuſetzen? Sonach bliebe Appiani in ſeiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den

Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen ſcherzhaften, aber auch keinen mürriſchen. Er würde den verächtlichen Menſchen, wenn er ſich zu nahe an ihn machte, mit einem ſanften Druck in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine ſo rauhe gewaltſame Weiſe von ſich ſtoßen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn ſchonte, wenigſtens den Abgeordneten des Prinzen ſchonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Fienge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruß über ſeine fehlgeſchlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu ſpötteln: was meynen Sie wohl, daß bey dem entzückten Liebhaber, bey dem ruhigen geſetzten Manne dieſer Spott eines Menſchen, den er ſo herzlich verachtet, über den er ſich ſo weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte?

Sollte er ihn aufbringen? in Harniſch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebſter Freund: dann ſollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes, wie Odoardo, werden. Wen er nicht werth hält, daß er mit ihm ſcherze, den ſoll er noch weniger werth halten, daß er ſich mit ihm ſchimpfe. Vielmehr müßte er über die armſeligen Vorurtheile eines engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Inſekt wie Marinelli herabblickt, deſſen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als ſeine verächtliche Schwachheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategoriſchen Antwort abfertigen und ihn ſtehen laſſen — So, denk' ich, würde das Geſpräch in ſo einer Situation und zwiſchen ſolchen Charakteren ausfallen müſſen, wenn nicht irgend ein andrer Umſtand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieſer hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange ſo an, wie ihn der Dichter vorſtellt; mürriſch, tiefſinnig, ärgerlich; ſo wird nun die ganze Scene nicht nur richtig un wahr, ſie wird auch eine der Meiſterſceaen in der Emilie. Denn nun iſt Appiani geneigt nicht ſo wohl die verächtliche als die haſſenswürdige Seite des Marinelli zu ſehen; nun wird er nicht bloß in ſeinem Vergnügen, e wird in etwas weit anderm unterbrochen, da die Seele weit mehr intereſſirt, worauf ſie ihren Blick weit ſtarrer hinheftet, in ſeinen trüben ſchwermüthigen Revieren; nun iſt er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, ſich bey den erſten beſten Anlaſſe zu erbittern, ſeiner Würde uneingedenk ſich mit einem Menſchen z zanken, den er lediglich verachten ſollte, ſic den überläſſigen Beſuch auf jede Art, höflic oder unhöflich, vom Halſe zu ſchaffen. Un dann ſpielt nun die ganze Scene natürlich wei ter, bis zur Ausforderung und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund; es iſt ſehr mißlich, eines andern beſtimmte Abſicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich alſo geträumt habe, ſo verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber ſo viel, denke ich, iſt doch immer ausgemacht, daß wenn auch der Dichter bey der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf dieſen Endzweck gearbeitet, ihm wenigſtens dieſe Schwermuth zu Erreichung dieſes Endzwecks gute Dienſte geleiſtet

S.

Zwölftes Stück.

Dritter Brief.

Der Widerſpruch, den Sie in dem Charakter der Emilia glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den erſten Grundzügen des Charakters; er entſteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, ſagen Sie, das wir im Anfange ſo ängſtlich, ſo furchtſam, ſo ſchüchtern ſehen; eben das Mädchen kann nachher ſo herzhaft den Tod fordern? ihn ſo willig erdulden? Iſt hier nicht ein gröſſerer Widerſpruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Ariſtoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein eben ſo groſſer, und ſobald Sie den Gang der Ideen in Emiliens letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menſchen viele ſolcher Charaktere, in denen ſich zwey entgegengeſetzte Eigenſchaften vereinigen, und dieſe ſind allemal, wenn ſie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichſten, ſondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die intereſſanteſten. Der Dichter muß nur nicht vergeſſen, zu zeigen, wie ſie möglich ſind: das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den ſcheinbaren Widerſpruch aufhebt und die beyden ſo unverträglich ſcheinenden Eigenſchaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilia findet ſich dieſer Grundzug wirklich. Sie iſt weder aus bloßem Temperament ſo furchtſam, noch aus bloßem Temperament ſo entſchloſſen, den Tod zu leiden; ſie iſt beydes aus herrſchender, beynahe ſchwärmeriſcher Liebe zu ihrer Religion. Bey ihrem Anfalle von Zweifel hat der Dichter dieſen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben ſowohl bey ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äuſſert Emilia in allem, was ſie ſagt und thut, mehr ſtoiſche räſonnirte Tugend, als chriſtliche Furcht vor der Sünde. Faſt das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entſpricht, iſt das: »Nichts »Schlimmers zu vermeiden, ſprangen tauſende in die Fluthen, und ſind Heilige:« aber der Zug ſteht zu abgeriſſen, zu einzeln da; wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja ſelbſt bey ihrem endlichen Hinſinken, bey dem letzten Zuſchlieſſen ihrer brechenden Augen hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmſte iſt, ſo führt uns der Dichter ſelbſt irre, und ſcheint ſeinen ganzen Vortheil freywillig aus den Händen zu geben. »Du kennſt ſie,« läßt er die Mutter zu Odoardo ſagen; »ſie iſt die Furcht-

»ſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. »Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig; aber »nach der geringſten Ueberlegung in alles »ſich findend, auf alles gefaßt. Sie hält »den Prinzen in einer Entfernung; ſie ſpricht »mit ihm in einem Tone u. ſ. w.« Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieſer Stelle, die doch immer die Schwürigkeit nur angeben würde, ſtatt ſie aufzulöſen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künſtliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das ſo wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entſpringen ließ, woraus ihre anfängliche Furcht entſtand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß ſie noch ſonſt niemand gemacht hat. Sie betrifft die an ſich ſo vortrefliche Stelle, worinn Emilia über Gewalt und Verführung philoſophirt. Wenn ich ſie ſagen höre: »Ich habe Blut, »mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes »Blut, als eine. Auch meine Sinne ſind »Sinne. Ich ſtehe für nichts. Ich bin für »nichts gut. Ich kenne das Haus der Gri»maldi. Es iſt das Haus der Freude u. ſ. f. ſo weiß ich in der That nicht, was aus dem Mägdchen geworden iſt. Ich möchte faſt argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Koquetterie geweſen. Denn ſagen Sie ſelbſt, mein Freund; wie kann ſich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie ſie ſelbſt geſteht, warum Appiani todt iſt, dieſer ihr theurer, geliebter Appiani, deſſen Tod ihr, wo ſie nicht das nichtswürdigſte Mädchen iſt, an die innerſte Seele gehen muß; ſie ſieht gleichſam ſein Blut noch an den Händen des Prinzen Leben: und wäre nun dieſer Prinz ein Adonis, wäre er der liebenswürdigſte aller Sterblichen; ſo müßt er ihr doch um dieſes Blutes willen, in dieſem erſten Augenblicke, der empörten Leidenſchaft, das gräßlichſte, verabſcheuungswürdigſte Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kömmt noch, daß ſie den ganzen Plan durchſieht, den er gegen ihre Tugend gemacht; dieſen ehrloſen, ſchändlichen Plan: und wie ſehr muß nicht das, bey einem ſo frommen, ſo ehrliebenden für ihre Seele ſo beſorgten Mädchen, den vorigen Abſcheu noch verſtärken! Immer mag ihre Religion ihr ſagen, daß bey der Verderbniß des menſchlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich ſey: in der jetzigen Verfaſſung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äußerſten Abſcheue gegen den Prinzen gemäß iſt, ihn verſtärkt, ihn beſtätigt. Wenn ſie ſich alſo nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da ſie ſich in die Fluthen ſtürzten; vor was ſonſt kann ſie ſich fürchten? Davor nimmermehr, daß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre Sinne an ihm Gefallen finden ſollten; oder ich geſtehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was menſchliches Herz iſt. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilia ihren Appiani nicht wirklich vergeſſen, nicht vielleicht ſchon in einem Monate von ihm verführt ſeyn könne; das kann ſie ſehr leicht, und ſie wäre wohl nicht das erſte Mädchen. Ich ſage nur, daß ſie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der erſten Täuſchung ihrer aufgebrachten Leidenſchaft, das, was an ſich ſehr möglich iſt, gar nicht für möglich erkennen müſſe.

Wie? wenn alſo der Dichter dieſe ganze Philoſophie über Gewalt und Verführung, ſo richtig und vortreflich ſie an ſich ſelbſt iſt, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mirs erklärt; er wird nichts unverſucht laſſen, mich zu ſeinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groß ſeyn, der den liebenswürdigſten aller Menſchen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seelen werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und dieſe Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er iſt nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beſchützer gewieſen, und ich habe außer ihm keinen Retter. Wie? wenn dann der verwirrte, in Wut geſetzte, erſchütterte Vater, der eben ſo ſehr als Emilia vorbereitet iſt, von dem Prinzen das Allerärgſte zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für ſie keine andre Rettung ſähe, als durch den Tod; wenn Emilia ihm antwortete, daß, nichts Geringers zu vermeiden. Tauſende in die Fluthen ſprangen und Heilige ſind; dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum ſeiner Sinnen mächtig, indem ihn Wut, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig beſtürmten, den tödlichen Streich ausführte? Sollte nicht durch ſo eine Wendung die Kataſtrophe weit natürlicher und den beyden Charakteren, des Vaters ſowohl als der Emilia, weit angemeßner werden? — Freylich verlören wir dann manche unvergleiche Züge, aber die erſetzte gewiß der reiche Geiſt des Dichters durch andre, die uns jene vergeſſen machten. Für Sie, weiß ich, wäre ſchon des Erſatzes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte! ſo anſtößig finden; daß Sie nun keine Roſe mit einem Affekte zerflücken ſähen, der freylich für eine ſo gewaltſame Situation ein wenig zu ruhig iſt; daß Sie nicht an die Geſchichte der Virginie erinnert würden, deren Kataſtrophe hier allerdings unter ſehr verſchiednen Umſtänden zu ähnlich nachgeahmt worden, und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde ſtürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geſchichte der Virginie geſagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darinn von dem Charakter des Odoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit ſeiner Tochter, meine ganze Bewundrung hat.

S.

Die Fortſetzung künftig.

Dreyzehntes Stück.

Ueber die Beſtimmung zum Tode.

Eine Unterredung.

Nicht weit von Beſançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muſter eines liebenswürdigen Greiſes. Sein Name war Merville, und er hatte ſchon über ſiebenzig Jahre. Da er in ſeiner Jugend unter den Armeen Ludewigs des vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des franzöſiſchen Adels, daß für die Ehre des Königs und für die Wohlfarth des Vaterlands ſterben, Eins ſey: aber kaum war er durch ſeinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadier geſtiegen, als er plötzlich zu ſeinem Schrecken inne ward, daß er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre.

Von dieſem Augenblick an ſuchte er unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit ſeinen Abſchied, ſchlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung ſeiner Tapferkeit anbot, und ſchämte ſich ſeiner Wunden, wie man ſich der Thorheiten ſeiner Jugend ſchämt. Er baute nun ſelbſt das kleine Erbgut ſeiner Familie, und widmete er die Stunden, die ihm die Sorge für das Hausweſen übrig ließ, der Philoſophie und den Muſen. Da ihm ſein Vermögen keinen großen Aufwand erlaubte, ſo hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwey bis drey, aber auserleſene Freunde. Unter dieſen war in ſeinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Beſançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menſchen, die von der Natur die [illegible] Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut iſt

Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen ſeiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr ernſt als heiter, mehr nachſinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, drangen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von ſeiner ganzen Seele. Und da ihm das gröſte Glück wiederfahren war, wofür ein Menſch der Vorſehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu ſeyn und eine edle Erziehung zu finden; ſo war er mit dieſen Eigenſchaften ſeines Charakters ein Mann von unerſchütterter Rechtſchaffenheit, ein unbeweglich ſtandhafter Patriot, und der ganzen innigſten Freundſchaft eines Mercelle würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber wie es von ſeinem Geſchmack zu erwarten war, das ſchönſte und geiſtreichſte Frauenzimmer von Beſançon. Sie hieß Thereſe, und war die

Tochter des Präſidenten von eben dem Gerichtsſtuhle, wobey nachher Chevreau Beyſitzer ward. Die Hinderniſſe, die ſich ſeiner Verbindung mit ihr einige Jahre hindurch entgegenſetzten, ſchienen unüberwindlich; aber weil in ſchlaffern Seelen die Liebe unterdrückt [illegible] würde, [illegible] ſie in der ſtärkern beyderſeits. Chevreau [illegible] ſeit dem erſten Augenblick ihrer nähern Bekanntſchaft für ihn entſchieden; nur war ſie ungemein reich, und ihre Eltern hofften [illegible] mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchſten Namen im Königreich zu verbinden. Sie ſtand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unſägliche Verfolgungen aus, aber ſie erklärte ſich ſtandhaft, daß keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt ſie bewegen ſollte, anders als zwiſchen Chevreau und einem Kloſter zu wählen. Da ihre Eltern durch dieſe feſte Beharrlichkeit gewonnen waren, mehrere [illegible] und da noch überdieß das Beyſpiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquiſinn war, als ſie ſchon ihr Vermögen auf den Toiletten der Maitreſſen und vor dem Halſe der Operiſtinnen ſchimmern ſah, ſo bewog dieß die Eltern der Thereſe, daß ſie endlich dem Chevreau den Zutritt verſtatteten und ihre Einwilligung zu der Heyrath gaben. Beyde Liebenden, die ſich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung ſo ſehr bewieſen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth iſt.

Thereſe ward ſchwanger, und Chevreaus Einbildungskraft hatte ſich nun ſchon mehrere Monate mit nichts als dem ſüßen Gedanken beſchäfftigt, wie unendlich ſein Glück durch den Beſitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der ſo ängſtlich und doch ſo ungeduldig erwartete Augenblick erſchien, wo Thereſe entbunden ward. Seine Freude war unbeſchreiblich; aber es war die erſte wehmüthige Freude des gefühlvollſten Menſchen, der mit ſeinem Glücke zugleich die ganze Größe ſeiner Pflichten empfand, und in ſeinem Innerſten ſchwur, daß ſie ihm heilig ſeyn ſollten. Thereſens Entbindung war glücklich geweſen; aber nachherige Zufälle, die ſich von Tage zu Tage verſchlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer ſeine nothwendigſten Geſchäfte übrig ließen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unausſprechlichen Leiden, womit ihr ſo junges Leben dem Tode entgegenkämpfte. Endlich erlag die Natur; ſie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden ſchon erſterbenden Händen Chevreaus Hand an ihr Herz, und ſtammelte mit ihrem letzten Odem die Worte: Vergiß unſrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtniß fand, so war es dieſes Wort der Thereſe. — Chevreau beſorgte alles, was zu ihrem Begräbniß gehörte, mit der ruhigſten Gleichmüthigkeit, er betrachtet Stundenlang ihren Leichnam, ohne daß ihm nur eine Thräne entfiel, und dann gieng er allein, und machte ſich Vorwürfe, daß er ſo fühllos wäre. Erſt den Tag nach der Verſenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er ſich nichts vermuthend war, eine Perlenſchnur fand, die er einſt Thereſen zu ihrem Geburtstage ſchenkte, erwachte gleichſam ſein Herz aus dem bisherigen Todesſchlaf aller Empfindungen; er fiel hin und vergoß einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unſchuldige Urſache ihres Todes war, riß ihm ſeine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labſal für ſeinem Schmerz. Es trug ſchon die ſanften und liebenswürdigen Züge Thereſens, die ſich auf ſeinem zarten

Geſichte immer mehr zu entwickeln ſchienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefſte Rührung, worinn ſich der herbſte Schmerz mit der ſüßeſten Wohlluſt vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (denn ſo hieß der Knabe) das angenehmſte Kind von der Welt und der Neid aller Mütter von Beſançon. Die Schönheit ſeiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen ſeinen Geſichtszügen hervorſah. Chevreau wandte an ſeine Bildung allen möglichen Fleiß, und genoß die Wohlluſt, die gewöhnlichen vornehmen Vätern ſo fremd iſt, daß er ſelbſt den Fortgang ſeines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fieng jetzt Charlot an, die feinen Ideen und Begierden ſeiner unſchuldigen Seele etwas freyer zu entwickeln, und ließ ſchon die ſchönſte Morgenröthe eines künftigen heitern Verſtandes und edelmüthigen Herzens, als er von den Blattern, dieſem großen Verwüſtern des menſchlichen Geſchlechts, befallen ward, und nach unausſprechlich viel Angſt und Schmerzen dahinſtarb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unſchuldigen, der ihn ſo oft mit ausgeſtreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben ſo Zeuge, wie ers von der Krankheit und dem Tode Thereſens geweſen war.

Dieſer zweyte Streich war für Chevreau ſchrecklicher, als der erſte, deſſen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beyden Weſen verloren hatte, die ſeinem Herzen das Theuerſte waren, ſo war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch ſeine Freunde nicht, auch er ſelbſt nicht. Denn der Menſch, der einmal unglücklich genug iſt, daß er nichts mehr auſſer ſich liebt, der kann auch ſich ſelbſt nicht mehr lieben. Alle das Feuer ſeines Charakters, das ſich ſonſt gegen Thereſen und Charlor, dieſe vornehmſten Gegenſtände ſeiner Liebe, gewandt hatte, trat von da in ſein Innerſtes zurück, und brütete über jenen finſtern Betrachtungen, womit ſich der Menſch an der Verſehung gleichſam zu rächen ſucht, wenn er ſich Unrecht gethan glaubt. Bey ſeinem feſten Trübſinne hat er Einbildungskraft und Scharfſinn genug, um bald die Welt um ſich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und ſo lebt er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein freydenkender Menſchenfreund in den Staaten eines Deſpoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaßen an ſein Herz drang, war Mercillens Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte ſehr bald aus Ebermanns Reden ſeinen ganzen Zuſtand; aber er ſchonte ſeiner, und brachte mit Fleiß die Rede nie auf den Verluſt, den ſein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daß er bald dieſen, bald jenen Verſuch machte, ſeine erſtorbne Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenſtand zu regen, und wie von ohngefähr Ideen hinzuſtreuen, die eine heilſame Revolution bey ihm bewirken könnten. Endlich, da Chevreau immer finſterer und immer trüber ward, hielt Merville ſeine Schonung für Grauſamkeit; er beſchloß, die Wunden ſeines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor ſich das Gift ihres Eiters in die innerſten Gefäße des Lebens ſchliche und ſeiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot ſich dar, als einſt Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um ſeine öftern Beſuche zu erwiedern, als aus Antriebe des Herzens, auf ſeinem Landgute einſprach.

Es iſt etwas in Ihrer Seele nicht recht, ſagte der Greis, indem er beyde Hände voll der zärtlichſten Freundlichkeit auf ſeine Schultern legte, und Sie thun übel, Chevreau, daß Sie ſich ſo ganz in ſich ſelbſt verſchließen. Oeffnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ihr durch die aufrichtigſte Liebe gegen Sie werth bin, öfnen Sie's mir! — Sie nannten mich ſo oft ihren Vater: und ich habe ja auch in der Welt gelebt und bin unglücklich geweſen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menſchen, dem ſein eigenes Unglück zu ſchwer fällt, als daß es ihm für fremdes Gefühl ließe.

Ich habe meine Gattinn und meine Kinder ſterben ſehen; und was nur je ein menſchliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weiß, was das heißt, mit einem einzigen Streiche alle ſeine innigſten Bande zerriſſen, alle die liebſten Hoffnungen ſeiner Seele vernichtet zu ſehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch ſchrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menſchlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Weſen, die mir ähnlich ſeyn, was unter Vorwürfen oder Verbrechen zu leiden; und nur ein Mann, wie Sie, kann mich faſſen, wenn ich ihm ſage, daß ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie dieſen ſchrecklichen Zuſtand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch ſchrecklichern kennte? — Der menſchlichen Geſellſchaft entflieht man; denn es giebt ja Einöden und Wüſten: aber, Merville — — Er ſchwieg und ſah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum ſoll ich das ſagen, was ſchon Elend genug iſt zu denken? — Er ſeufzte noch einmal, und ſetzte dann mit einer Erſchütterung der Seele hinzu, die ſich ſeinem ganzen Körper mittheilte: wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick ſtand er auf und nahm den Weg nach dem Garten, um ſich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, loszureißen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuße.

Sie ſind in meinen Händen, und Sie ſollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit ihren eignen Gedanken reden! — Sie ſind unzufrieden mit Gott?

Entſetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entſetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau, — indem er einen feſten und zuverſichtlichen Ton nahm — Sie ſinds nicht, denn Sie können's nicht ſeyn. Unzufrieden mit Gott, heißt unzufrieden mit allem ſeyn, was vollkommen und gut iſt: und wie kann das eine denkende Seele? — Verſtehn Sie ſich ſelbſt, liebſter Freund: Sie ſind nur unzufrieden mit Ihrer Vorſtellung von Gott. Und nun ſehen Sie, wie viel Sie durch dieſe einzige Berichtigung ſchon gewinnen! — Läge die Urſache in Gott, in dieſem unendlich über Sie erhabnen, allmächtigen Weſen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die

Einrichtung der Welt ändern oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiderſtehlich mit fortreißt! — Liegt aber die Urſache bloß in Ihrer Vorſtellung von Gott; nun wohlan! Da iſt Hülfe. — Laſſen Sie uns die irrige Vorſtellung ändern, und ſtatt des falſchen Geſichtspunktes den wahren ſuchen!

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des **Merville** lag, einen jähen Abſchuß ins Thal machte. Hier zog der Greis ſeinen Freund, unter dem Schatten breiter Kaſtanien, auf eine Raſenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückendſchöne Gegend ausgeſtreckt, die, ſo weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinbeerhügeln bedeckt war, und ſagte dann mit dem zuverſichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorſehung an, und ich will ſie rechtfertigen!

Wie, **Merville**? Soll ſich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geſchöpf eines Tages gegen den ewigen Schöpfer empören? — O laſſen Sie mich anbeten und ſchweigen! Gott iſt da, wo ich rede.

Er iſt auch da, wo Sie denken, Cherreau.

Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel löſen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben — —

Alle, mein Freund! — Ich ſteh am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig ſind, mögen nicht [illegible]. Wann iſt der Witz des Menſchen erfinderiſcher, oder wann iſt ſeine Zunge beredter geweſen, als wenn es darauf ankam, ſeinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein verzeihlicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängſtigt — —

Nun dann, Merville! Sie rühren, auch wider Willen, mein Herz; ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Wenigen iſt das, was mich noch unglücklich macht: Sie ſind dahin, und ich habe meinen Schmerz überwanken — Aber ausgegangen bin ich von den Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menſchheit einen Blick auf die Natur geworfen. — — O liebſter Freund! Um ruhig zu ſeyn, muß der Menſch nicht denken; er muß nur träumen. Es iſt nirgends Ruhe für ihn, als in der Vergeſſenheit ſeines Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die ſich in der Natur regt, und ſie hört auf in Zerſtörung: Ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude, und es wird zur Stimme der Wehklage: Ich ſehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wohlluſt, und indem ich ſehe, wird ſie Zuckung der Todesangſt. — Alles, alles in der Natur iſt nur angelegt auf Verderben, Zerſtörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückſeligkeit, die ſtets tief in der Zukunft iſt, machen uns das

Leben nur ſchätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns deſto ſchrecklicher faſſe — Und wenn ich nun den ganzen namenloſen Jammer betrachte, das bange Ringen aller Sterbenden, Verlaßnen, Verwaiſten; wenn ich zu jeder Spanne Land ſage, auf die mein Fuß tritt: Du biſt Grabſtätte von Tauſenden, die ſich krümmten, zu leben rangen und ſtarben! zu jedem Staube ſage, der vor mir aufſteigt: Du biſt Aſche eines empfindenden Weſens, und erzittertest vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daß ich noch Freude habe? noch Liebe? — Ich habe an meinen edelſten Begriffen gelitten; ich vermiſſe in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts iſt mir übrig geblieben, als die ſchaudernde Idee einer Allmacht. — — Sie ſtrecken Ihre Hand, Mereville, gegen dieſe fließenden Thräler aus, als ob ihr Anblick ſchon Widerlegung wäre: Aber auch dieſe Schönheit, dieß Leben, was ſich hier regt — Aus Verweſung iſt es hervorgegangen, und in Verweſung wird es zurückſinken. — Für mich iſt nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich ſind Sie! — Aber warum war denn vormals dieſe Natur, die Ihnen jetzt ſo öde ſcheint, der Gegenſtand Ihres Entzückens? — Erinnern Sie ſich, wie Sie einſt hier an der Seite Ihrer Thereſe ſaßen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor ſich ſahen? wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere michs, Merville. Es waren die Tage meiner Glückſeligkeit, dieſe ſo ſchnell vorübergeeilten Tage. — Eine Phantaſie, zu lauter Freude geſtimmt; — o, wie leicht kann ſich die aus einer Wüſte ein Elyſium ſchaffen!

Kann das wirklich die Phantaſie? — Nun, dann kann ſie mehr, dieſe Zauberinn; dann kann ſie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elyſium eine Wüſte ſchaffen. — Wollen Sie Ihrer Einbildung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fortgeht, welche ihr der Anſtoß unſrer Empfindungen gab, und ſich dann, mit ihrem einſeitigen Hange, ſo weit von der Wahrheit verirrt? — Mäßigen Sie durch Vernunft dieſe Ausſchweifungen! Werfen Sie, nach jenen partheyiſchen, noch einen dritten unpartheyiſchen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finſterer Kummer wird ſanfte Schwermuth, Ihr Widerſtreben gegen ein feindſeliges Schickſal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — Soll ich läugnen, daß Elend in der Natur iſt? Soll ich läugnen, daß der Gedanke des Todes fürchterlich ſey? Ich würde meinem innerſten Gefühl widerſprechen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verſchont mich nicht, ſo wenig als der Engel des Todes. Sie vielleicht ergreift er den ſchwachen furchtſamen Greis noch gewaltiger als den Jüngling. — Aber wollten Sie nun auch Sie läugnen, daß das Leben Freuden hat? überſchwängliche Freuden? Sie, der Sie ihrer ſelbſt aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten: wollten Sie undankbar ſeyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat alſo ſeine Freuden?

Seine kurzen, ſeine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind ſie kürzer, ſind ſie geträumter, als unſer Elend? — War die Thräne der Wohlluſt, die hier in Ihren Augen ſchimmerte, als Sie ſich an Thereſens Seite und glücklich ſahen: war ſie weniger wirklich, als dieſe Thräne der Wehmuth, die jetzt in eben dieſen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch dieſe Thräne verſiegen? — Das Daſeyn hat ſeine Freuden, ſeine wirklichen mannichfaltigen Freuden: und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude des Elends, ob das Leben des Todes werth ſey? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie kann ich es finden? — Das Elend des Menſchen liegt vor mir da in ſeiner ganzen unendlichen Größe, in ſeiner ganzen namenloſen Mannichfaltigkeit: aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe ſind ſie! wie unvollkommen!

So denkt man immer in der Stunde des Unmuths, des Kummers! — Ich könnte ſagen, daß vielleicht das Leben von Tauſenden unendlich glücklicher ſey, als das Ihrige; aber nein! Ich bleibe bey Ihrem eignen Leben. — Sie glauben alſo, Sie hätten der Freuden ſo wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiß bin?

Sie betrügen ſich, Eberreau.

Das heißt, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andere Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder Vergnügen ankömmt, ſoll denn gültig ſeyn, als unſre Empfindung?

Aber eben dieſe Empfindung — —

Iſt in dem Innerſten meines Herzens, und kein Vernunftſchluß wird ſie mir da herausreiſſen.

Auch denk ich auf keine Vernunftſchlüſſe. Ohne Zweifel iſt jede Empfindung die gültigſte Richterinn ihrer ſelbſt; aber nicht ſoll ſie über das Vergangne, nicht über das Zukünftige richten. — — Liebſter Eberreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über Ihr Leben, einen Schatten, der alles entſtellt, alles verfinſtert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, ſo iſt nichts, das ſo leicht im Gedächtniß hervorſpränge, nichts, das ſo voll, ſo ganz, ſo lebendig vor Ihnen da ſtünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden: und die Zukunft — Was iſt die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punkt, zu einem Leben erweitert. Sie geben Ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verluſt ewig dauern wird, ſo müſſe auch ſeine Folge gleich ewig dauern. — In einer ſo unglücklichen Faſſung, da alles Uebel, was Sie betreffen, ſo gedrängt, ſo ſchwarz, ſo fürchterlich vor Ihnen ſteht, da die Bilder der genoſſenen Freuden ſo ſparſam und trübe hervorſchimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel: wie können Sie ſich da auf den Ausſpruch Ihrer Empfindung verlaſſen? wie entſcheiden, ob die Freuden das Elend erheben? das Leben des Todes werth ſey? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müßte, Sie tief zu verwunden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun ſo hören Sie denn! Ich wünſchte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen ſagen: »Oberream, mich gereut meines Rathſchluſſes. Ich will dein Leben machen, wie das Leben [illegible] iſt. Sieh hier deine Gattin wieder, deine Tochter! Sieh auf ihrem Arme den Liebling wieder, deſſen Leben ihr Tod war. — Und wenn Sie dann, außer ſich vor Entzücken, an ihren Buſen ſänken; wenn Sie mit der ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Enkel in [illegible] gedrückt an Ihre Lippen haben: dann wollt ich nach den erſten Stürmen der Freude ein ruhiges Lächeln erwarten, wollte Sie bey der Hand faſſen und weiter ſagen: Oberream, welches iſt mehr in der Natur: die Freude oder das Elend? Und wie bald würde ſich Ihre ganze Verlaſſenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum ſichtbaren Nebel würden dieſe Wolken zerfließen, die jetzt mit einer ſo ſchrecklichen Nacht Ihr Leben decken!

— Aber wäre denn dadurch dieß Leben, oder wäre bloß die Anſicht, die Vorſtellung davon verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie ſie war? und konnten Sie oder irgend ein Sterblicher voraus wiſſen, wie Ihre Zukunft ſeyn würde? — [illegible], wollt ich noch einmal ſagen: iſt dieſe Empfindung der Wohlluſt werth, daß man auch Elend ertrage? Und wie leicht, wie geringe würde dieß Elend werden! Wie ſchnell würde die Waagſchale, die es jetzt mit ſo überwiegender Laſt zu Boden drückt, in die Höhe ſteigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir! Aber da ich nun jenes nicht ſagen kann, mit der Stimme der Zärtlichkeit: verſuchen Sie, wie viel Gewalt Ihre Vernunft hat! Halten Sie ſich an dem gegenwärtigen Augenblicke feſt, und theilen Sie ihn nicht; Ihre Zukunft wird ſo nicht ſeyn, wie Ihr jetziger Schmerz ſie darſtellt; aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hineindichtete, würde Sie kränken, würde Ihnen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehlichen und der väterlichen, danken. Sehen Sie alſo bloß ins Vergangne! Beſtreben Sie ſich nach Unpartheylichkeit in der Schätzung! Unterſuchen Sie, weſſen da mehr war, des Vergnügens oder des Kummers? —

Welch ein Geſpräch, worein Sie mich zogen! — O Mervill! Wie ſehr iſt immer das, was ich antworten ſoll meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabſcheue den Undank: und ſoll ich nun ſelbſt ein Undankbarer werden? nur einer ſcheinen? — Nein mein Freund! Nein, ich will ſagen, daß ich der Freuden viel hatte.

Nur ſagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich wills ſagen, weil ichs auch denke. — Und gewiß! Der Gott, der mir dieſen Odem gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie ſehen, wie gern ichs bekenne.

Sie müſſen es auch bekennen. Denn hatten Sie keine Freuden, woher der Kummer über Ihren Verluſt? Oder waren dieſer Freuden ſo wenig; woher das Uebermaaß Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schätzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie ſchätzen? Bloß nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeiten? —

Wie anders, wenn ich ſie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falſcher? — Eben das iſt der Fehler, der uns ſo ungerecht gegen den Himmel macht: daß wir immer mit unſern Begriffen Grenzen ziehen, die nicht in der Natur ſind, immer trennen und ſondern, wo in der Wirklichkeit ſich alles vermiſcht, alles vereinigt. — Schmerz iſt oft mehr Wohlluſt als Schmerz; Schrecken hat ſeine ſüßen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Schwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinen Empfindung das

Herz; Noch giebt Gefühl unſrer Kraft, unſers Werthes; Träume von Glückſeligkeiten ſind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau; ſo das Leben betrachtet — — Aber wie kann ich das itzt, bey einer Fügung, wie die Ihrige, fordern! — Denken Sie ſich mich, der ja unglücklich war! mich, der ich alles verlor, was auch Sie verloren, und ein Herz hatte, das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenſchaften ſchweigt itzt in meiner Bruſt; nichts kann mich mehr partheyiſch gegen den Himmel machen, nicht übermäßige Freude, nicht übermäßiger Kummer; der Zuſtand meiner Seele iſt Ruhe. Mit dieſer Ruhe ſeh ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählig mehr, als des Böſen. — In eben dem Lichte erſcheint mir das Leben von Tauſenden, in ſo weit ich es ſchätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Theramene das

Warum, weil ſie eben dem [illegible] gleich, der auch mich ins Daſeyn rief, und nun, Chevreau — Wie ſoll ich Ihnen für die Bemerkung danken, die Sie meiner Glückſeligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergoſſen? — Jede Spanne Land alſo, auf die ich trete, iſt Grabſtätte von Tauſenden. Willkommner Gedanke! Dieſe Tauſende waren da, genoſſen des Lebens, fühlten ſich glücklich. Jeder Staub, der vor mir auffliegt, war empfindende Nerve? Süße Idee, und wenn du ein Traum wärſt! Dieſe Nerve ward zum Vergnügen geſpannt. Sie hat öfter der Wohlluſt, als dem Schmerze gezittert. — — Ich ſehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieſes Einzige: warum währt dieſe Freude nicht ewig? warum muß Tod in der Natur ſeyn?

Ich weiß, was Sie antworten werden. Wenn Leben ſeyn muß, werden Sie ſagen — —

Nun ja! Dann muß nothwendig auch Tod ſeyn. Tod iſt die Bedingung des Lebens, gegründet mit allen ſeinen Schreckniſſen, mit allem ihm vorangehenden Elende in eben der Natur, worinn auch unſre Freuden ſich gründen. — Aber ob Leben ſeyn müſſe? Das, Chevreau; das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieſes Leben ſeyn müſſe, kein anderes? warum eben dieſe Natur ſeyn müſſe, die uns zu Theil geworden? dieſe zerſtörbare, hinfällige, ſo unendlichen Jammer ausgeſetzte Natur?

Was ſoll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze Syſtem der Schöpfung verweiſen? auf den unzertrennlichen Zuſammenhang aller Glieder dieſer Kette, wo keins ohne das andere ſeyn kann? — Nein, Chevreau! dieſe Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Laſſen Sie mich Ihrer Frage eine andre entgegenſetzen: Sie wünſchen doch Freuden? Sie begehren doch Glückſeligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückſeligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? Von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun ſo ſehen Sie dann! Sehen Sie, in welche Widerſprüche Sie ſich verwickeln! in welche Widerſprüche ſich jeder verwickelt, der anfängt mit Gott zu rechten. — Unſre Freuden wollen wir haben, gerade dieſe unſre eignen Freuden, gebunden an dieſe unſre eigne Natur, uns werth geworden durch dieſe unſre eigne Empfindung: aber dieſe unſre Natur nicht, mit der ſie doch nothwendig verknüpft ſind. — Sollten wir nicht erröthen, **Chevreau**, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor unſern Richterſtuhl ziehen? — Kein Wort mehr von dieſem Einwurfe! Er iſt zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat alſo ſeine Freuden, ſeine großen überſchwänglichen Freuden; wir Undankbaren vergeſſen den größten Theil derſelben bey der Berechnung; eben die Natur, die uns dieſe gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit ſich: es wäre Unſinn, mit der Vorſehung zu hadern, daß ſie uns dieſe Natur gab und keine andre, daß ſie den Menſchen zum Menſchen ſchuf, nicht zum unſterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt dieſen größten Gedanken vergeſſen! — ſie werden uns durch Ausſichten auf ein beſſeres Leben verſüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles verſichert, die Erkenntniß unſrer ſelbſt, die Erkenntniß der Welt und des Schöpfers: Und wenn nun das alles ſo iſt, wie es iſt; wie kann der Menſch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan ſeines

Lebens nur Spuren einer feindſeligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau; immer erſcheint uns noch der Tod als ein bloſſes Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt er nicht mehr ſeyn, als das? Sollt er nicht auch Vater des Guten ſeyn? Urheber von Glückſeligkeiten, die ohne ihn nicht ſtatt finden würden?

Urheber von Glückſeligkeiten? Der Tod? — Wie es alle Uebel in der Natur ſind. — Sie ſehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schooß dieſer Wolken ſchläft Zerſtörung neben Fruchtbarkeit, Heil neben Verderben. Und wenn wir Acht geben, Chevreau, — ſollt ſich nicht eben das auch bey dieſem ſchrecklichſten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel und dieſer jähe Sturm, der den Staub durchs Thal treibt: ſie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Laſſen Sie uns den

Schutz unſrer Wohnung ſuchen! Laſſen Sie uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herabſtrömenden Regengüſſen unſre Betrachtungen über den Tod, unſre Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben ſo anbetungswürdig iſt, als in dem lieblichſten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln heraufſteigt.

Die Fortſetzung künftig.

Ende des erſten Theils.

Zuſatz.

Was ſich die Verfaſſer dieſer Schrift bey der Wahl des Titels gedacht haben, das wird ſich durch die Schrift ſelbſt am beſten zeigen. — Unter einem Philoſophen ſcheinen ſie überhaupt einen Mann zu verſtehen, der irgend eine zur Philoſophie gehörige oder philoſophiſch behandelte Wahrheit vorträgt, gleichviel welche? oder in welcher Geſtalt? und unter der Welt das ganze gemengte Publikum, wo der eine mehr für dieſe, der andre mehr für jene Gegenſtände iſt, der eine mehr dieſen, der andre mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabey zu beobachten, daß nichts mit unterliefe, was für irgend einen, der ſchon zu dem feinern gebildetern Theile des Publikums gehört, ganz unverſtändlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede beſſere Kritik über theatraliſche Werke Philoſophie über den Menſchen enthalten muß, ſo konnten die Briefe über Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platze ſtehen, ſobald ſie nur ſonſt ihres Platzes werth waren. Dieſes aber ſchienen ſie doch immer zu ſeyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr ſcheinen, ſo viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen ſtatt finden mögten. Gegen den dritten Brief habe ich ſelbſt eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzuſetzen.

Es iſt offenbar, däucht mich, daß der Verfaſſer in dem Charakter der Emilie einen ſehr weſentlichen Zug überſehen habe. Er ſcheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umſtande herzuleiten: daß ſie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas ſo Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, geſtört worden, und das zwar von einem Manne, der ſo viel zu bedeuten hat, und wenn er

Ernſt macht, ſo gefährlich iſt, als der Prinz. Aber eigentlich entſteht wohl dieſe ſo große Schüchternheit aus dem Bewußtſeyn, wie wenig ſie ſich ſelbſt bey dem Prinzen zu trauen habe. Dieſes erklärt ſich ſchon anfangs, ehe ſie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich ſagt, durch einige Züge, die zwar freylich, weil ſie in Emiliens eignen Reden liegen, ſehr fein ſind; beſonders aber erklärt es ſich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer iſt ihr erſter Gedanke auf ihre Mutter, erſt der zweyte auf den Grafen gerichtet. Was ſie für dieſen empfindet, ſcheint mehr Hochachtung und Freundſchaft zu ſeyn, als Liebe; ſie ſcheint ihm mehr aus Gehorſam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber ſie wagt es bey ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, dieſe ſtrafbare Neigung zu nähren; ſie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick deſſen, der dieſe Neigung in ihr erweckt hatte. Eben hieraus nun erklärt ſich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äuſſert. Es iſt völlig eben die Furcht, die ſie anfangs, da ſie den Prinzen in der Meſſe ſprach, und nachher, da ſie ihn in Doſalo unvermuthet wiederſah, ſo ſchüchtern, ſo ängſtlich machte. —

Um dem Verfaſſer der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu ſeiner Entſchuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Akt, kann er ſagen, haben mich bey der Beurtheilung dieſes Charakters irre geführt. Auch iſt keine Rede der Emilie, die ſich nicht ſo verſtehen lieſſe, wie ich ſie verſtanden habe. Die Züge, wodurch ſie ihr Herz verräth, ſind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweydeutiger, weil der Liebhaber ein Prinz iſt, gegen den ſie ſich aus einem weit allgemeinern Grunde ſo ſchüchtern zeigen könnte, als weil ſie ihn liebt. Gleichwohl iſt dieſer Umſtand im Charakter ſo wichtig, und hat auf die Hauptſcene des Stücks einen ſo großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch beſtimmtere Züge hätte ſollen herausgehoben werden. In Nebenſachen erläßt man dem Dichter eine zu ängſtliche Vorbereitung, eine zu umſtändliche Entwickelung gern; aber über einen ſo weſentlichen und zur Einſicht ins Ganze ſo unentbehrlichen Punkt ſollte er völlig beſtimmt ſeyn. Man bedenke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen ſehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer ſehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den ſie wenigſtens nicht den mindeſten Widerwillen, vielmehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenſchaft iſt; daß die That, derentwegen ſie ihn in Verdacht hat, auch wenn ſie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äuſſerſt verabſcheuungswürdig zeigt; daß endlich die Abſicht bey dieſer That, die ſie nur allzuwohl vermuthet, ihr die ſchändlichſte Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein ſo frommes und ſittſames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilie, ſo friſch nach der Entdeckung dieſer That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlaſſe die Entſcheidung dem Leſer, wer bey dieſen Gründen und Gegengründen das meiſte Recht haben mag; ob der Verfaſſer der Briefe oder der Dichter?

Was ich ſonſt bey der Herausgabe dieſer Schrift noch zu erinnern habe, betrifft die veränderte Einrichtung derſelben. Die ganze Schuld davon fällt allein auf mich, der ich mich zu lange von dem Orte des Drucks entfernet hatte. Hoffentlich wird es ziemlich gleichgültig ſeyn, ob man zwey Bände zu achtzehn, oder drey Bände zu zwölf Bogen erhält.

D. G.

Druckfehler.

S. 94. Z. 13. ſtatt Materie l. Materien
— 107. = 16. — geboeneckten l. gebonneckten
— 115. = 13. — oft ſelbſt ohne daß er ꝛc. l. ohne
daß er oft ſelbſt ꝛc.
— 116. = 3. — mit den Worten l. mit dem Worte
— 122. = 1. — könnte l. konnte
— 131. = 18. — Einfluß l. Einfluß genug
— 142. = 12. — von ihm l. von dem Prinzen
— 160. = 11. — Kaſtanien l. Kaſtanienbäume

Der

Philoſoph
für die Welt.

Herausgegeben

von

J. J. Engel.

Zweyter Theil.

Leipzig 1777.
Zu finden in der Dyckiſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Vierzehntes Stück: Traum des Galilei. S. 1.
Funfzehntes Stück: Das Weyhnachtgeſchenk. 18
Sechszehntes Stück: Der Habicht. Ein Geſpräch über die Einführung der Raubthiere in die Natur. 24
Siebzehntes Stück: Proben Rabbiniſcher Weisheit. Aus dem Talmud und dem Midraſch gezogen. 49
Achtzehntes Stück: An Herrn Z**. Von dem moraliſchen Nutzen der Dichtkunſt. 65
Neunzehntes Stück: Eliſabeth Hill. 80

Zwanzigſtes Stück: Der arme Jakob, der genug hat. Aus einem amerikaniſchen Almanach. S. 89

Ein und zwanzigſtes Stück: Briefe über Emilia Galotti; vierter Brief. 101

Zwey und zwanzigſtes Stück: Von den verſchiedenen Racen der Menſchen; dem Herausgeber gütigſt mitgetheilt von Herrn Profeſſor Kant in Königsberg 125

Drey und zwanzigſtes Stück: Die Wiſſenſchaften; eine Allegorie nach dem Plato. 165

Vier und zwanzigſtes Stück: Hylas und Philonous. Ein Geſpräch über die Immaterialität der Seele. 172

Fünf und zwanzigſtes Stück: Das Zaubermahl. 181

Vierzehntes Stück.

Traum des Galilei. *)

Galilei, der ſich um die Wiſſenſchaften ſo unſterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Ar-

---

*) Galilei ward zweymal vor die Inquiſition in Rom geladen, weil er das Syſtem des Kopernikus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen ſchien. Das zweytemal ſaß er lange gefangen und in größter Ungewißheit wegen ſeines Schickſals: endlich gab man ihn unter der Bedingung frey, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen ſollte. Seine wichtigſten aſtronomiſchen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit andern zugleich

cetri im Florentiniſchen. Er war bereits ſeines edelſten Sinnes beraubt, aber er freute ſich dennoch des Frühlings; theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der ſüßen Zurückerinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einſt, in ſeinem letzten Frühling, ließ er ſich von Viviani, ſeinem jüngſten und dankbarſten

---

machte, ſind diejenigen, deren in dieſem Traume erwähnt wird. Er lebte nach ſeiner letzten Gefangenſchaft auf ſeinem Landhauſe zu Arcetri, verlor ſein Geſicht, und genoß in den letzten Jahren bis an ſeinen Tod der Geſellſchaft des Viviani, der nachher ſein Leben beſchrieb und ſeinen Namen nie anders als mit dem Zuſatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit dieſen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufſatze hoffentlich nichts mehr dunkel ſeyn. Umſtändlichere Nachrichten findet man in Montucla Hiſtoire des Mathematiques, Heumanns Actis Phil. und andern bekannten Büchern.

Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er ſich für ſeine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz ſeinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, ſagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müſſen. — Viviani ſetzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichſam in einer Wolke von Wohlgeruch ſaß, erinnerte er ſich der heißen Sehnſucht nach Freyheit, die ihn einſt zu Rom, bey Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen ſeine grauſamen Verfolger ausſchütten, als er ſchnell wieder einhielt, und ſich ſelbſt mit den Worten beſtrafte: Der Geiſt des Kopernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den ſich Galilei bezog, bat ihn um

Erläuterung dieſer Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für ſeine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erſt zurückgeführt ſeyn, eh er ſie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schickſal in Rom war, und wie lange ſich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigſte Fürſprache meiner Beſchützer, der Medicis, und ſelbſt der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einſt, voll feindſeliger Betrachtungen über mein Schickſal und voll innerer Empörung gegen die Vorſehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannſt, rief ich aus, wie untadelhaft iſt dein Leben geweſen! Wie mühſam biſt du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falſchen Weisheit durchwandert, um das Licht zu ſuchen, das du nicht finden konnteſt! Wie haſt du alle Kraft deiner Seele dran geſetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und ſie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich ſelbſt haſt du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüſtete, und den Becher, den du ausleeren wollteſt, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geiſtes zu werden! Wie haſt du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um ſie der Weisheit zu ſchenken! Wie oft, wenn alles um dich her in ſorgloſer Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wohllüſten ſtärkte; wie oft haſt du vor Froſt gezittert, um die Wunder des Firmamentes zu betrachten! Oder in trüben umwölkten Nächten beym Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was iſt nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn haſt du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menſchheit? — Daß der

Gram über dein Schickſal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß ſie dir täglich mehr abſterben, dieſe treuſten Gehülfen der Seele; daß nun bald dieſe Thränen, die du nicht halten kannſt, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So ſprach ich zu mir ſelbſt, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Dieſe Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdigs Gewand ihre Laſter hüllen, die zur ſchnöden Ruhe für ihre Trägheit ſich menſchliche Lügen zu Ausſprüchen Gottes heiligten, und den Weiſen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden ſchlagen, daß nicht ſein Licht ſie in ihrem wollüſtigen Schlummer ſtöhre; dieſe Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüſte und das Verderben der Welt ſind: wie lachen ſie, in ihren Paläſten, des Kummers! wie genießen ſie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens!

wie haben ſie dem Verdienſte alles geraubt; auch das Heiligſte ſeiner Güter, die Ehre! wie ſtürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das ſie um die Frucht ſeiner Aecker betrügen, und ſich Freudenmahle von dem Fett ſeiner Heerden und dem Moſt ſeiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebteſt, der du nie in deiner Seele eine Leidenſchaft aufkommen lieſſeſt, als die reinſte und heiligſte für die Wahrheit, der du, ein beſſerer Prieſter Gottes, ſeine Wunder im Weltſyſtem, ſeine Wunder im Wurm offenbarteſt, mußt du jetzt auch das Einzige miſſen, wornach du ſchmachteſt? das Einzige, was ſelbſt den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben iſt — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schickſale der Menſchen? Welche gerechte unpartheyiſche Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt ſie alles an ſich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einſchlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er ſtand und betrachtete mich mit ſtillſchweigendem Wohlgefallen, indeſſen mein Auge voll Verwundrung auf ſeiner denkenden Stirne und den ſilbernen Locken ſeines Haupthaars ruhte. — Galilei! ſagte er endlich, was du jezt leideſt, das leideſt du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit gerettet. — Du biſt Kopernikus! rief ich, und ſchloß ihn, noch eh er mir antworten konnte, in meine Arme. — O ſie ſind ſüß, Viviani, die Verwandſchaften des Bluts, die ſchon ſelbſt die Natur ſtiftet; aber wie viel ſüßer noch ſind Verwandſchaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als ſelbſt die Bande der Bruderliebe, ſind die Bande der Wahrheit! Mit wie ſeligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreiſes, der erhöheten Seelenkraft, der freyen Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! ſprach nach erwiederter Umarmung der Greis, ich habe dieſe Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einſchloß, und will dir ſchon itzt ſeyn, was ich dir künftig ſeyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfeſſelte Geiſt in raſtloſer Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort iſt die Ruhe nur Tauſch der Arbeit: eigenes Forſchen in den Tiefen der Gottheit wechſelt nur mit dem Unterricht, den wir den ſpätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erſte, der einſt deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergeſunkenen Wolke, und wir nahmen unſern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich ſah hier den Mond, Viviani, mit ſeinen Anhöhen und Thälern; ich ſah die Geſtirne der Milchſtraße, der Plejaden und des Orions; ich ſah die Flecken der Sonne und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerſt ſah, das ſah ich dort beſſer mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich ſelbſt, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menſchenfreund unter ſeinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückſeligkeit, an einer Glückſeligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in dieſem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forſchen: denn wer ſie hier ſuchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder beſtätigten Einſicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verſchwindenden Irrthum. — Siehe! Ich fühlte dieß alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, iſt mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückſeligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich ſo ſah und ſtaunte, und mich in deſſen Größe verlor, der dieß alles voll allmächtiger Weisheit ſchuf, und durch ſeine ewigwirkſame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Geſpräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, ſagte er, ſind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberſchimmert; noch viele tauſende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endloſen Aether: und jede Sonne, wie jede ſie umkreiſende Sphäre, iſt mit empfindenden Weſen, iſt mit denkenden Seelen bevölkert; wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Weſen ſich glücklich fühlen konnten, da wallen Weſen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der ſparſame Schöpfer nicht Leben hinſchuf, oder dienſtbaren Stoff für das Leben: und durch dieſe ganze zahlloſe Mannichfaltigkeit von Weſen hindurch herrſcht, bis zum kleinſten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Geſetze ſtimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie: unergründlich iſt für den unſterblichen Weiſen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerſchöpflich der Quell ſeiner Seligkeiten. — Zwar, was ſag ich dir das ſchon izt, Galilei? Denn dieſe Seligkeiten faßt doch ein Geiſt nicht, der noch gefeſſelt an einen trägen Gefährten, in ſeiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und ſich ſchon zum Staube zurückgeriſſen fühlt, wenn er kaum anfieng, ſich zu erheben!

Er mag ſie nicht faſſen, rief ich, dieſe Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle;

aber gewiß, er kennt ſie, Kopernikus, nach ihrer Natur, ihrem Weſen. Denn welche Freuden ſchafft nicht, ſchon in dieſem irrdiſchen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, ſchon in dieſen ſterblichen Gliedern, ein Geiſt, wenn es nun anfängt, in der ungewiſſen Dämmerung ſeiner Begriffe zu tagen, und ſich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß hervorgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du ſelbſt ſo tief in die Geheimniſſe Gottes ſchauteſt und den Plan ſeiner Schöpfung enthüllteſt; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erſte kühne Gedanke in dir heraufſtieg, und ſich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ordnen: erinnre dich, als nun alles in herrlicher Uebereinſtimmung vollendet ſtand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das ſchöne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! — O ja, mein Führer! Auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an himmliſchen Freuden reich: und wäre ſies nicht: warum ſähn wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde geſunken, und ließ ſich jetzt, wie es mir dünkte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptſtadt der Welt lag vor uns: aber voll tiefer Verachtung ſtreckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und ſprach: Sie mögen ſich groß dünken, die ſtolzen Bewohner dieſer Paläſte! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Koſtbarſte beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengeſpinnſt, ſo ſieht auf dieſe Blöden der Weiſe herab: denn ſie ſind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem ſie kleben, indeſſen der freye Weiſe auf ſeine Höhen tritt und die Welt überſchaut, oder ſich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott ſchwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich ſo ſprach, Viviani, da umwölkte ſich mit feyerlichem Ernſt die Stirn meines Führers; ſein brüderlicher Arm ſank von meinen Schultern herab, und ſein Auge ſchoß einen drohenden Blick bis ins Innerſte meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: ſo haſt du ſie ſchon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? Haſt deinen Namen herrlich gemacht vor den Weiſen der Nationen? Haſt ſie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß ſie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienſt werden ſoll, und dein Herz ſich mit Tugenden ſchmücken, wie dein Geiſt mit Erkenntniß:

nun iſt es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret ſich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, ſah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überſchwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge und ſprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabſt, hat er auf die Rechnung ſeiner Verdienſte geſchrieben, was Geſchenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Buſen, an deinem Herzen nährteſt, dem du ſo manchen Tropfen Seligkeit reichteſt aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und ſeiner Vorzüge vergeſſen? — Schlage ſein Auge mit Blindheit! Laß ihn nie wieder die Stimme der Freundſchaft hören! Laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geiſt ſoll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung ſeiner genoßnen Freuden und ſelig in Erwartung der Zukunft!

Es war meine ganze Seele, **Viviani**, die ich in dieſem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu ſo viel Seligkeit ſchuf; denn ſiehe! Ich lebe hier frey zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand ſeines Schülers, um ſie dankbar zu drücken; aber **Viviani** ergriff die ſeinige, und führte ſie ehrerbietig an ſeine Lippen.

Funfzehntes Stück.

Das Weihnachtgeſchenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum ſie es ſo eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den ſie zu erwecken ſchien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die erſten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat ſie um eine Abſchrift, und ſie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier iſt ſie:

„So ein unbedeutendes Geſchenk einige leere Blätter ſcheinen möchten, ſo ſind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem ſelbſt der Geiz und die Armuth freygebig werden, wenige mit ſo gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beſchenkten ſo nützlich wäre, als du dieſes dir machen kannſt.“

„Ich habe es dir ſchon mehrmalen geſagt: Ein wenig Athen oder ein paar Federſtriche, die wir für unſre Gedanken aufwenden, ſo ſchwer uns auch manchmal beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben dieſe Gedanken dadurch erhalten. Es iſt ſelſam, daß man von einer ſo kleinen Urſache ſo groſſe Wirkungen verſpricht; aber es iſt wahr. So lange der Menſch nicht reden konnte, ſo ſahe, hörte, fühlte und ſchmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Menſch nicht ſchreiben konnte, dachte er wenig und redte ſchlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menſchen zu dem, was er werden ſollte. Seine Begriffe wurden helle, indem er ſie mitzutheilen ſuchte; ſie wurden methodiſch, indem er ihnen eine gewiſſe Fortdauer gab, die ſie der Verbeſſerung und Ausbildung fähig machte. Und dieſer Weg, den das ganze menſchliche Geſchlecht nahm, um klüger zu werden, iſt auch immer noch der einzige für den einzelnen Menſchen."

„Du, mein Kind, haſt ſchon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du haſt Weiſe reden hören, oder haſt das geleſen, was du von ihnen gewünſcht hätteſt zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer iſt, daß es lieſt; ſo iſt es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde lieſt, um vernünftiger und beſſer zu werden. Die Eitelkeit, die ſich jetzt auf dieſe Seite gelenkt hat, vernichtet den Weg des Leſens, indem ſie den Endzweck deſſelben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem ſie ein Buch leſen, kein Vergnügen ſtärker, als daß ſie den Augenblick vorausſehen, wo ſie werden ſagen können: Ich hab es geleſen! — Du, mein Kind, kennſt die Abſicht des Leſens beſſer, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um ſie ganz zu erreichen."

„Unſre Seele iſt ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Kopien von guten Originalen malt. Jene ſind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüſſe; dieſe ſind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lektüre erhalten. Gute Meiſter verfertigen die Kopien nur als Schulen — ſo nennen ſie ihre Uebungsſtücke — um ein richtiges Auge und eine feſte Hand zu bekommen: Schlechte bleiben dabey ſtehen und gründen darauf ihren ganzen Ruhm.“

„Es kommt alſo alles darauf an, das, was andre aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüſſen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt ſich doch am Ende alles zurückbringen — ſo anzuſehen, als ob wir es aus unſern eignen gezogen hätten. Ehe wir ſelbſt denken, müſſen wir erſt einem andern nachdenken lernen. Das iſt alſo der zweyte Schritt, den du zwar auch ſchon verſucht haſt, den du aber nun noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leſerinn zu einer Schriftſtellerinn! Wenn du lieſeſt, ſo ſondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm ſeinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bey jedem Menſchen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, ſo lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannſt, was der Verfaſſer vielleicht auf Seiten geſagt hat. Dieſe paar Worte ſchreibe nieder; ſie ſind alsdann dein, ſo wie der Gedanke, den ſie ausdrücken. Große Bücher können auf dieſe Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth ſind, als die Bücher, und die uns ſchon der Fähigkeit, ſelbſt etwas Leſenswerthes zu ſchreiben, einen Schritt näher bringen.“

„Aber nicht lange werden dieſe Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken ſeyn; du wirſt in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektriſchen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung iſt; wenn ſie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat; ſo geht ſie geſchwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man ſichs verſieht, kommt aus dem eignen Schatz unſrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für ſich ſelbſt zu ſchwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfaſſers nahe liegt, von dieſem aufgeweckt und gehoben wird. — Verſuch es, mein Kind; denn ich bin bey deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß: und hat es dir nur einmal geglückt, ſo bin ich eben ſo gewiß, daß du fortfahren wirſt. Das Denken giebt uns ein ſo reines und ein ſo lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in ſeinem Leben gekoſtet hat, es nie wieder entbehren kann."

V.

Sechszehntes Stück.

Der Habicht.

„Verdammter Dieb!“ — ſchrie der hypochondriſche Tuff, als vor unſern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabſchoß und es erwürgte. — Sein äußerſt ängſtlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebiſche Klaue an ſeinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fieng ich an, wenn Sie auf alles, was junge Hühner ſtiehlt, ſo ergrimmt ſind, ſo möcht ich wiſſen, wie Sie ſich ſelbſt ertragen. Denn wohl bedacht, ſind Sie der ſchlimmſte Habicht im Lande. — Tuff, wie man wiſſen muß, lebte bey ſeiner Brunnenkur, wie ein anderer Law oder Newton, von nichts als Hühnern. Alles andere Fleiſch, ſagte ſein Arzt, wäre zu ſchwer, und Gemüſe wären zu blähend.

Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängſtlicher, als zuvor. — Schlimm genug, ſagte er endlich, daß ich armer ſchwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuſſ. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm ſelbſt die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüſe.

Dieſer Grund war zu einleuchtend und ſetzte den Habicht zu genau in den eigenen Fall unſers Tuſſs, als daß er noch hätte weiter können. Er ſah ſich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geſchehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fieng er nun an; die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtniſſes — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsſtrichen zuſammen brachte. Iſt nicht die

Natur, ſchloß er endlich, eine grauſame Mutter? Zeigt ſich nicht ein offenbarer Widerſpruch in ihren Werken und Anſtalten?

Ein Widerſpruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widerſprüchen könnte ja die Natur nicht beſtehen.

Warum nicht? — Sie beſteht, wie troz allen ſeinen Krankheiten mein Körper beſteht; und Krankheiten ſind ja auch nichts anders, als Widerſprüche in der Maſchine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu laſſen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens ſah, plözlich zurück, und fieng von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieſer liebreiche Inſtinkt der Henne, ihr Ey zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu ſchüzen, wenn da oben in ſeiner

Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit ſeinen durchdringenden Augen ausſpäht, und auf pfeilſchnellen Flügeln herabſchießt, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerſpruch in der Natur iſt! — —

Es ſey einer! Ich gebe nach, lieber Tuff — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daß dieß Läuten iſt! Auf dem Thurme oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es iſt freylich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daß es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun alſo! Die Anwendung gemacht! — Auch jene Widerſprüche ſind einzig in Ihrem Kopfe, und entſtehn von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann ſeyn, ſagte Tuff; ich will's glauben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Bruſt einen Seufzer — bey ſo ſchwachen Nerven, wie ich ſie habe, wär es beſſer, lieber gar nicht zu leben. Man wird ſein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bey ſo ohnmächtigen Kräften unſrer Vernunft; wär es da nicht auch beſſer, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man ſie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie ſpricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! ſpricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommts nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften und einem etwas fleißigern Gebrauch dieſer Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig geſunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuſk, iſts das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf ſie nur unermüdet gebrauchen; ſo wird ſie gewiß

— nicht zu einer ganz zweifelſfreyen, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einſicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Verſuch zu machen: tragen Sie Ihren Widerſpruch einmal vor!

Braucht es das noch? Iſt es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da iſt alles ſo mütterlich, ſo weiſe, ſo gütig! Ich finde die vortreflichſten Anſtalten zur Erhaltung ihrer Geſchöpfe, die ſorgſamſte Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die ſchicklichſten Werkzeuge zum Ausſpähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerſchöpflichreiche Werkſtätten der Erzeugung, mächtige Inſtinkte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt: aber von der andern Seite? — o, da iſt alles wieder ſo wild, ſo fürchterlich, ſo tyranniſch! Ich ſehe ſo viel mördriſche, nach Blute lechzende, zum Blutvergießen gerüſtete Thiere; ſehe ſo viel Rachen und Klauen gewaffnet, ſo viel Gewebe und Gruben bereitet, ſo viel Stachel und Zungen vergiftet, daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, ſoll es mehr Vergnügen oder mehr Abſcheu empfinden.

Verſteh ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen ſagen, daß es die Natur faſt ſo arg macht, als der Herr dieſes Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünſchte den Proſpekt durch ein ſchattichtes Wäldchen zu ſchließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab und ſäte Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeſchoſſen ſind und den lieblichſten Schatten bieten; was thut er? Er ſchickt Arbeiter drüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Axt an, und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben ſo nun, glauben Sie —

Nicht doch! Nicht doch! rief Tuff. Jener Aushau iſt nothwendig, ſelbſt zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles ſo ins Wilde hineinwüchſe, ſo würde bald nichts mehr wachſen; denn Eins würde das Andre erſticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieſes Wäldchen weit unvollkommner.

Meynen Sie doch? Nun, ſo wäre ja eben dieß ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm anfangs durchaus entgegenſchienen. — Laſſen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung ſuchen! — Worinn ſetzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, verſteht ſich.

Alſo, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens jene Aufopferungen nothwendig machte; ſo wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch ſo viel Leben, als nur beſtehen kann? Und wollen doch dieſes Leben ſo geſund, ſo blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, ſo muß ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern alſo alle Himmelsſtriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der lebloſen Natur finden, da ſetzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bey, die ſich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den überflüßigen Säften der andern Thiere nähren. Meynen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere ſchaffen wir fort; alle blutgierigen Tyger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen ſchütten wir zu; alle hinterliſtigen Spinnewében ſtäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus, rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuſſ? — Die ungefiederten wenigſtens!

Nein, auch damit fort! Laß ſie Gemüſe eſſen! Auch mit den Iltiſſen fort! Aus jedem Eye muß nun ein Kuchlein, und aus jedem Kuchlein ein Huhn werden —

Recht! Oder dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das verſteht ſich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie ſie jetzt wird, zu verlieben. Dieſes ungeſtöhrte Glück aller Geſchöpfe, dieſe holdſelige Eintracht, dieſer tiefe, unſchuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal prüfen, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daß kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erſchallte, als Hahnengekräh und Hühnergeſchrey? — Denn wenn alle die Hähne der erſten Generation zum Buhlen und alle die Hühner zum Brüten kommen, ſo ſehen Sie wohl, daß ſchon bey der zehnten dieß eine Geſchlecht viele andern verdrängt haben muß. — Oder ſähen Sies lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniß zurückſetzte, wobey jede beſtehen könnte?

Warum das? Ich ſehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit iſt gehoben.

Gehoben? So, daß ſieben andre entſtehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geſelligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der lebloſen Natur die Geſchlechter verwüſten: Soll es Jahrhunderte dauren, ehe die Lücke ſich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückſeligkeit in der Schöpfung wieder erſetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — ſagte er nachdenkend.

Sie ſtocken ſchon, ſeh ich. — Doch geſetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig ſo fortleben? Die Kräfte der Natur müſſen ſich doch endlich erſchöpfen?

Nun ja! Erſchöpfen freylich, nur nicht gewaltſam in der beſten Blüthe vertilgt werden.

Aber wenn ſie ſich nun erſchöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wiſſen, ſo iſt die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und ſo viel Leben ſoll doch da ſeyn, als nur immer beſtehen kann. — Was fangen wir mit dieſen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir

übergeben ſie der Verweſung, laſſen die zerſtöhrten organiſchen Theile ſich in ihre Elemente auflöſen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und ſo im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur dieſe Auflöſung das Werk eines Augenblicks wäre! — Erinnern Sie ſich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen ergieng? was für ſchnelle Beine Sie da bekamen?

O ums Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Geſichte zurücktrat; an was erinnern Sie mich? Wiſſen Sie, daß mir das ſcheußliche Bild noch jetzt den Athem verſetzt? daß ich die ganze Nacht durch — —

Stille! Stille davon! Wo ich Sie ins Erzehlen Ihrer Zufälle laſſe, ſo iſts um unſer Geſpräch gethan, und das wäre doch Schade. —

Sie ſehn alſo nun, daß unſre zu weichherzige Güte Grauſamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die ſie einathmen, verpeſten, ſie tauſend unangenehmen und ſchmerzhaften Empfindungen ausſetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie ſehen, daß wir über dem gar zu ängſtlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verſchwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradieſe verſchönern wollten, zu einem Kerker von Calcutta *) verſchlimmern. — Sehen Sies nicht, lieber Tuff? —

Nicht ſo recht! Sie überſchleichen mich, deucht mir. — Ich habe Ihnen nur ſo viel Leben eingeräumt, als zuſammen beſtehen könnte. Setzen Sie alſo gleich anfangs nicht mehr, als daß keine Fäulniß, keine Verpeſtung der Luft zu beſorgen ſtehe.

---

*) Wo die eingeſperrten Engländer in ihren eigenen Dünſten erſticken mußten. S. Ives Reiſen

Aber wenn ich das ſehe — können Sie wiſſen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einſchränken? Oder iſt es nicht bloßer Eigenſinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl der Weſen, die ſich ihres Daſeyns freuen und glücklich ſeyn können, ſo ſehr vermindern zu wollen? — Sterben müſſen ſie doch, die Thiere: und wer ſagt Ihnen denn, daß der gewaltſame Tod nicht, eben ſo wie er der kürzeſte iſt, auch der leichteſte ſey? —

Der leichteſte? Man ſtirbt noch leichter, denk ich, vor Alter, wo Sterben nur Einſchlummern heißt. — Und kommts denn nur darauf an, leicht zu ſterben? Nicht auch, glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode gebohren?

Aber ſie dürfen nicht alle ſterben. Wir ſind ſchon einig über den Punkt.

Er ſtand ſtille und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir ſinds noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn ſelbſt der Anblick beym

Wäldchen mir hier zu ſtatten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anſtalten wider die Verpeſtung bereits gemacht hätte? —

Die möcht ich kennen. Die wären? — —

O erinnern Sie ſich! — Jene zahmern Raubthiere, die ſich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzufinden, die aus den Ruinen der todten Körper ſelbſt zu Legionen gebohren werden, ihre in Fäulnis übergehenden Säfte ſogleich wieder in friſche verwandeln, und der Erde kaum andre Befruchtungstheile laſſen, als die reinern, geſündern, die von ihnen ſelbſt, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunſtet werden. — Sollten nicht dieſe Thiere zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit hinlänglich ſeyn?

Nein! Denn auch ſie werden Leichen. Es iſt kein Grund vorhanden, warum wir nur ſie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn alſo auch ſie ſterben, ſo kommt ja das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freylich ein wenig ſpäter.

Sey es! Es kommt zurück: aber vermindert. Das Thier hat bey ſeinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bey ſeinem Tode zurückläßt. — Und eben darum, dächt ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre erſännen, und wieder: endlich müßten wir dann ſo weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verweſung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur mögt ich dann einſehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verweſung vorbeugen ſollen, waren doch ſo zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der ſcheußliche Anblick — —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick ſcheußlich war, ſo war ers nur, weil er an die Atmoſphäre erinnerte. Das Geſicht an ſich iſt nicht ekel. — Und wo mir recht iſt, ſo fuhren wir mit der Hand nach der Naſe, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal ſtille, und blickte nieder. — Sie ſehen, ſagte er, wie erſtaunlich ſchwach jetzt mein Kopf iſt.

Verzeihn Sie! Nur die Sache war ſchwach. Wer klüger als die Natur ſeyn will, der zieht freylich den Kürzern. — Sie geben mir alſo zu, daß wir die Welt durch unſre Einrichtung unendlich verſchlimmert haben? —

Es ſcheint wohl nicht anders.

Nun gut! So müſſen wir ſehn, wie wir helfen. — Ich wüßte hier freylich ein Mittel, ein meines Bedünkens ſehr heilſames Mittel: allein — ob Sies billigen werden? — —

Laſſen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir ließen nicht nur unſern fruchtfreſſenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unſerm erſten Plan würden gefehlt haben, gebohren werden, und doch alle ihr Daſeyn genießen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirkſameres Leben in die Natur, das ohne dieß Mittel durchaus nicht da ſeyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält: durch Kräfte, die einander entgegenkämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältniſſe neben einander fortdauern, und immer kämpfen und ſich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie ſagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein ſo ſchwaches und kurzſichtiges Geſchöpf, wie der Menſch, auf wahrhaftigweiſe Mittel gerathen können, die der allſehende Schöpfer nicht ſchon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Iſt auch nur der ſchwächſte Schimmer von Licht in unſrer Seele, den nicht unſre Finſternis von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unſer Verſtand etwas anders, als ſeiner Herrlichkeit nachſehn? — — Kurz, wir ſetzen den Menſchen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerſtöre und ſogleich wieder in Lebensſäfte verwandle; wir laſſen für jede fruchtfreſſende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüſſen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsſtrichen Räuber zu, die immer für tauſend und mehr Leichen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe ſie ſelbſt noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Menſch, ſo wie er das Haupt der thieriſchen Schöpfung iſt, ſo iſt er auch das wichtigſte

Mittel ihrer Erhaltung; denn ſein Geſchlecht iſt ſehr zahlreich, er bringt ſein Leben ſehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft, ſeine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu ſcharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch dieſe. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich ſeh es. Sie haben Recht, fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daß er ſeine Welt ſchuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer ſolchen Einrichtung ſind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahlloſen Geſchlechter der Raubthiere in die Natur, erlauben den fruchtfreſſenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege, ziehen immer neuen Anwachs zum ſchnellen Erſatz des Verlorenen an, bringen mehr Geſelligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt, erhalten die Thiere bey einer reinern Luft geſünder, fröhlicher, muntrer, geben den Raubthieren dieſe ſchärferen Sinne, dieſes wärmere Blut, dieſe höhere Wirkſamkeit, die ihr Leben um ſo viel Stufen höher ſetzt, als das Leben der andern Thiere. — In dieſem Ton fuhr er fort, und ſprach mit einer Wärme, mit einer Beredſamkeit! — daß ich aufmerkſam ward und ihn anſah.

Ihre Kur, rief ich, hat Wirkung gethan. Wie hälts um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf ſank ihm matt auf die Schulter; die Füße erſchleppten ihn kaum; es war der elendeſte Mann. — Einbildung! Einbildung! rief ich: Und ob er dem gleich aus aller Macht widerſtritt, ſo gab ihm doch die Erfahrung, die er ſo unvermuthet von ſeinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugniß darüber, einen ſichtbaren Troſt. Ich hoffe, der gute Mann ſoll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beſchäfftigung unterſagt, ſo würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das dieſe Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortrefflichſten Apologien der Vorſehung iſt. Meinen nicht hypochondriſchen Leſern will ichs doch nennen; es ſind die philoſophiſchen Betrachtungen über die thieriſche Schöpfung.*) Eine Schrift, die eben ſo unterhaltend durch die gewählteſten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Geſichtspunkte iſt, worein dieſelben geſtellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorſehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen mögten, zu reizen, will ich eine Stelle herſetzen, die ohngefähr das Reſultat von den Unterſuchungen des Verfaſſers enthält.

„Leben, ſagt er, iſt eine Glückſeligkeit, und der Wille des Schöpfers iſt, daß unzählige

---

*) Aus dem Engliſchen. Leipzig, 1769.

Schaaren dieſer Glückſeligkeit genießen ſollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erſchaffen, die wir bewohnen; eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechſelt, durch Flüſſe und Seen erfriſcht, durch Pflanzen und Bäume geſchmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unſichtbare Urſachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geſchwängert ſind, in beſtändigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte, dieſe reichen Schätze der Elemente an ſich ziehen, aufſammeln und ſie zur Erhaltung der thieriſchen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn ſo unendlich groß iſt die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Subſtanz gleichſam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Weſen, durch ewige und unveränderliche Geſetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten ſich vervielfältigen, es dazu geſchieht, den Verluſt leicht wieder zu erſetzen, dem ihre Hinfälligkeit ſie bloßſtellt, und wenn ſie ſich einander aufreiben, wenn ihr Daſeyn in gewiſſe Grenzen eingeſchränkt iſt, dieſes geſchieht, das Uebermaaß in ihrem Anwachſe zu verhüten. — Die große Abſicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet iſt, beſteht in der Vollſtändigkeit und Erhaltung des thieriſchen Syſtems. Es giebt allgemeine Geſetze, die jede Klaſſe der Geſchöpfe antreiben, dieſe Abſicht zu befördern; und dieſe Geſetze ſind ſo genau mit einander verknüpft, daß ſie nothwendig einander wechſelsweiſe vorausſetzen und nach ſich ziehen."

Siebzehntes Stück.

Proben Rabbiniſcher Weisheit *)

1. „Wer ſich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer ſich ihr entzieht, iſt Schuld an ſeinem Verderben.“

Rabbi Aſſi war krank, lag auf dem Bette, von ſeinen Schülern umgeben, und bereitete ſich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinſt du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Haſt du etwa das heilige Geſetz nicht genung gelernt, nicht genung gelehrt? Siehe, deine

---

*) Aus dem Talmud und dem Midraſch gezogen. Die Erzehlungen beziehen ſich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranſtehn.

Schüler hier ſind Beweiſe vom Gegentheil. Haſt du etwa verſäumt, Werke der Gottſeligkeit auszuüben? Jedermann iſt eines Beſſern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wollteſt du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeine wählte, ſo ſehr auch die Gemeine es wünſchte. — Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Aſſi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menſchenkindern handhaben, und aus mißverſtandener Demuth hab ich es unterlaſſen. „Wer ſich der Gerechtigkeit entzieht, iſt Schuld an dem Verderben des Landes.“

2. „Den Menſchen und dem Viehe hilft der Herr.“

Auf ſeinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgeſonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrſchers, um ihn zu bewirthen. Dieſer ſetzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brodt vor. — Eſſet ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich ſtelle mir vor, antwortete der Beherrſcher, genießbare Speiſen hätteſt du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum biſt du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, ſprach Alexander, aber eure Sitten mögte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, ſo weile denn bey uns, ſo lange es dir gefällt.

Indem ſie ſich unterhielten, kamen zwey Bürger vor Gericht. Der Kläger ſprach. Ich habe von dieſem Manne ein Grundſtück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieſer iſt nicht mein; denn ich habe nur das Grundſtück erſtanden, nicht den darinn verborgenen Schatz: und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben ſo gewiſſenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, ſammt allem was darinn verborgen war, verkauft, und alſo auch den Schatz.

Der Richter wiederhohlte ihre Worte, damit ſie ſähen, ob er ſie recht verſtanden hätte, und nach einiger Ueberlegung ſprach er: Du haſt einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn ſoll deine Tochter heyrathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heyrathsgute bekommen. — Alexander ſchien betroffen. Iſt etwa mein Ausſpruch ungerecht? fragte der Beherrſcher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen ſeyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu geſtehen, antwortete Alexander, wir würden beyde Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Beſitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrſcher voller Verwunderung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfreſſende Thiere dort? — Von mancherley Art. — Nun, ſprach der Beherrſcher, ſo wird wohl das allgütige Weſen, um dieſer unſchuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne ſcheinen und regnen laſſen. Ihr verdienet es nicht.

3. Das erſte Weib.

Gott ſchuf der Weiber Erſte
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß ſie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß ſie nicht lüſtern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß ſie nicht ſchwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte ſonſt nach allem;

Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe ſonſt nach allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
Sie liefe ſonſt nach allem:
Er ſchuf ſie aus der Ribbe,
Der unbeſcholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4. „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köſtliche Perlen.“

Einen ſolchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er ſaß am Sabbath in der Lehrſchule und unterwieß das Volk. Unterdeſſen ſtarben ſeine beyden Söhne, beyde ſchön von Wuchs und erleuchtet im Geſetze. Seine Hausfrau nahm ſie, trug ſie auf den Söller, legte ſie auf ihr Ehebette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hauſe. — Wo ſind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie ſind in die Lehrſchule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgeſehen, erwiederte er, und bin ſie nicht gewahr worden. —— Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths,*) trank und fragte abermals: Wo ſind meine Söhne, daß ſie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit ſeyn, ſprach ſie, und ſetzte ihm vor zu eſſen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, ſprach ſie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So ſprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, ſprach ſie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er ſie zurück. Soll ich ſie ihm wiedergeben? —

---

*) Eine Ceremonie der Juden beym Ein- und Ausgange eines Feſttages, und vornehmlich des Sabbaths.

Dieß ſollte meine Frau nicht erſt fragen, ſprach Rabbi Meir. Wollteſt du Anſtand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! verſetzte ſie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwiſſen, nicht. —— Bald darauf führte ſie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Sohne! jammerte der Vater; meine Söhne ... und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Geſetze. — Sie wendete ſich hinweg und weinte. Endlich ergrif ſie ihn bey der Hand und ſprach: Rabbi, haſt du mich nicht gelehrt, man müſſe ſich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Namen des Herrn ſey gelobet! — Der Namen des Herrn ſey gelobet! ſtimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köſtliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre."

5. Unterredung eines Weltweiſen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiſer ſprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet ſich in ſeiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben ſich dulden kann, und giebt bey allen Gelegenheiten ſeinen Abſcheu wider den Götzendienſt zu erkennen. Wie kommt es aber, daß er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen ſelbſt zu haſſen ſcheint? — Ein gewiſſer Fürſt, antwortete der Rabbi, ſoll einen ungehorſamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherley Art hat er die Niederträchtigkeit, ſeinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürſt auf den Prinzen, oder ſoll er auf die Hunde zürnen? — Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte jener, ſo würde weniger Gelegenheit zur Verführung ſeyn. — Ja, verſetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloß Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein ſie beten auch Sonne, Mond, Geſtirne, Flüſſe, Feuer, Luft, u. d. g. an. Soll der Schöpfer, um dieſer Thoren willen, ſeine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getraide ſtiehlt und es einſäet; ſoll das Getraide nicht aufſchießen, weil es geſtohlen iſt? Soll eine ſündliche Beywohnung darum nicht fruchtbar ſeyn, weil ſie ſündlich iſt? O nein! der weiſe Schöpfer läßt der von ihm ſelbſt ſo wohlgeordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der ſie mißbraucht, wird ſchon zur Rechenſchaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweiſe folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt ſind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieſer liegt, wenn die Seele Abſchied nimmt, wie ein Erdklos da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben ſündigen können. — Und die Seele? Ohne das Fleiſch würde ſie ſich eben ſo wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie ſchwebt in der reinſten ätheriſchen Luft, ſo bald ſie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefeſſelt iſt. Welches von beyden ſoll alſo der Gegenſtand der göttlichen Gerechtigkeit ſeyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege ſeiner Gerechtigkeit. Indeſſen iſt dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in ſeinem Obſtgarten zween Sklaven, davon der eine lahm und der andere blind war. Dort ſehe ich köſtliche Früchte, ſprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dieß thaten ſie und beſtahlen ihren Wohlthäter, der ſie, als unbrauchbare Knechte, bloß aus Mitleiden ernährte. Er kam und ſtellte die undankbaren zur Rede. Jeder ſchob die Schuld von ſich, indem der Eine ſein Unvermögen, die Früchte zu ſehen, der Andere ſein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorſchützte. Was that aber der Hausherr? Er ſetzte den Lahmen auf den Blinden, und ſtrafte ſie in der Lage ab, in welcher ſie geſündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menſchen Leib und Seele.

6. Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willſt die Buße verſchieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beſſre dich Einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wann ich ſterben werde?

Der Lehrer. Wenn du dieſen nicht weißt, ſo iſt kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

7. „Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“

Wer ſeinen Gott ſo liebet, wird die Schuldigkeit einſehen, ihm für das Böſe, das er uns wiederfahren läßt, eben ſo inbrünſtig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyranniſchen Regierung der Griechen ward einſt den Iſraeliten bey Lebensſtrafe verboten, in ihrem Geſetze zu leſen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Verſammlung, und unterwieß im Geſetze. Ihn fand Pappus, Sohn Juda, und ſprach: Akiba! Fürchteſt du nicht die Drohungen dieſer Grauſamen? — Ich will dir eine Fabel erzehlen, ſprach R. Akiba, die mit unſern Umſtänden viel Aehnliches hat. Der Fuchs gieng einſt am Ufer des Fluſſes auf und nieder, und ſah die Fiſche bald hier bald dort ſich zuſammendrängen. — Was lauft ihr da ſo ängſtlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menſchenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fiſche, und wir ſuchen ihnen zu entkommen. — Wißt ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir aufs Trockne! Wir wollen an einen ſichern Ort ziehen, wo euch kein Fiſcher nachſtellen ſoll. — Biſt du der Fuchs, war ihre Antwort, den man ſonſt für das Klügſte unter den Thieren hält? Du mußt das Einfältigſte ſeyn, wenn du uns dieſen Rath im Ernſte ertheileſt. Siehe! Hier iſt für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unſicher ſind, räthſt du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! iſt leicht. Die Lehre Gottes iſt für uns Element des Lebens; denn ſo ſtehet von ihr geſchrieben: Sie iſt dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in dieſem Elemente verfolgt, ſo müſſen wir es darum nicht verlaſſen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, ſo ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker geſperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen und in daſſelbe Gefängniß geſetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leideſt, weil du dich der Lehre Gottes angenommen haſt; aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er ſie vernachläſſiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entſetzlichſten Martern, womit ſie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Iſrael! zu leſen. „Höre, Iſrael! der Herr, unſer Gott, iſt ein einiger Gott. Und du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“ *) — In der Vorbereitungsandacht

---

*) Dieſes Kapitel der Schrift wiederholt jeder Jude zweymal des Tages, nachdem er ſich

unterwarf ſich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten ſich über dieſe Faſſung ſeines Gemüths unter ſolchen Quaalen. — O meine Lieben! ſprach ihr Lehrer, zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebänget, dieſes göttliche Gebot halten zu können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jezt, da ſie mir geworden, muß ich ſie nicht vernachläßigen. Er weilte ſo lange bey den Worten: ein einiger Gott! bis ſein Geiſt ihn verließ. Und eine Stimme ließ ſich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, deſſen Geiſt ſich unter ſolchen Worten emporſchwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn iſt!

D.

Die Fortſetzung künftig.

---

durch Vorbereitungsgebete dazu angeſchickt hat.

Achtzehntes Stück.

An Herrn Z***

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der ſehr verzeihlich iſt; denn gewiſſermaßen hat ihn Sokrates ſelbſt begangen. Sie wollen die Dichtkunſt ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtſchaffner Geſinnungen einſchränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Sokrates nicht begieng: Sie wollen auch, daß man das, was Sie für den höchſten Zweck der Dichtkunſt halten, in der eignen Theorie derſelben zum Grundſatz mache. — Sehen Sie hier die Urſachen, warum ich in beyden Punkten von Ihnen abgehe.

Das dichteriſche Talent, wie Sie wiſſen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der äſthetiſchen Seelenkräfte. Die Gabe, ſich das Abweſende gegenwärtig zu machen, mit bloß einbildlichen Vorſtellungen ſich ſo zu täuſchen, als ob ſie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von allem, was die Neigungen des menſchlichen Herzens intereſſiren kann, gerührt zu werden; mit einem Worte: Phantaſie, Fiktionsvermögen, Witz, empfindliches Herz machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelſt dieſer Kräfte hervorbringt, können den Leſer nicht beſchäfftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte ſeiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geiſtigen Welt herrſcht eben das geheime Verſtändnis unter den Kräften, das in der phyſiſchen herrſcht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, ſobald die eine im Spiel iſt; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit; und wie nichts in der Natur plötzlich aufſ hört, ohne Folgen zurückzulaſſen, ſo iſt auch keine ſolcher Uebungen fruchtloß für dieſe Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geiſtigen, wie in der phyſiſchen Welt, zur Erhöhung der Kraft; jede neue Aeußerung macht zu künftigen Aeußerungen der Thätigkeit geſchickter. Nicht genug alſo, wenn wir bey der lebendigen Schilderung eines Dichters unſre Phantaſie erhoben fühlen, daß wir nun um dieſes Eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geſchwindigkeit ſeines Witzes folgen, daß wir nun dieſes Eine von ihm bemerkte Verhältniß von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von ſeinen Empfindungen zur innigſten Theilnehmung hingeriſſen worden, daß wir nun mit dieſem Einen Gefühle ſympathiſirt haben: unſre ganze Phantaſie iſt nun lebhafter, unſer ganzer Witz iſt nun ſchneller, unſer ganzes Herz iſt nun weicher geworden. Nicht nur dieß Einemal haben die ähnlichen Kräfte unſrer Seele mitgewirkt: auch zu künftigem Wirken haben ſie mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darinn nun, liebſter Freund, würde ich den wahren, den höchſten Endzweck der Dichtkunſt ſuchen. Unſre Glückſeligkeit, wie wir alle einig ſind, liegt in der Vollkommenheit unſrer Natur: unſre Natur beſteht aus allen uns anerſchaffenen Kräften: und wer alſo die eine oder die andre erhöht, es ſey welche es wolle; der hat zu unſrer Vollkommenheit, zu unſrer Glückſeligkeit beygetragen. Es iſt eine irrige Vorſtellungsart, wenn man ſich die Beluſtigung, die ein Gedicht giebt, entweder bloß als ſchädlich, oder bloß als Beluſtigung, ohne Einfluß aufs Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freylich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern Seite gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorſchrift für die Anwendung der dichteriſchen Talente! Es iſt nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtſchaffner Geſinnungen arbeite: das ſittliche Gefühl iſt nicht das einzige Vermögen der Seele, das er vervollkommen kann und vervollkommen ſoll; es gehört nur mit in die Reyhe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht ſeyn wollen, und die Uebung der einen Kraft ſchließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in ſich. — Aber, ſo wie am Körper der eine Sinn der edlere, höhere iſt, der dem Geiſte reichere und mannichfaltigere Ideen zuführt; ſo wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; ſo wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenſtände können gerichtet, zu falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, können verwöhnt werden: eben ſo iſt in der Seele die eine Kraft die edlere, höhere, ſchätzbarere, eben ſo läßt ſich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern ſtärken; eben ſo können die Kräfte der Seele an den unrechten Gegenſtänden geübt, zu falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, verſtimmt werden. — Und ſo, wie man in Anſehung des Körpers, mehr den Sinn des Gehörs, als den Sinn des Geſchmacks ſchärfen, nicht, um den Geruch zu ergötzen, das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen ſoll: eben ſo ſoll man, in Anſehung der Seele, zur Unterſtützung ihrer edelſten und höchſten Kräfte am liebſten wirken; nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Abſichten der Natur iſt. Der Dichter ſoll zwar die Einbildungskraft ſtärken, aber nicht ſo, daß er die Vernunft zerrütte; er ſoll den Witz ſchärfen, aber nicht ſo, daß die geſelligen Tugenden leiden; er ſoll die Liebe beſingen, aber nicht ſo, daß wir ihren Ausſchweifungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beyfall geben. —

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundſatz hoffentlich gelten laſſen; denn eigentlich iſt er nichts, als der erweiterte und verbeſſerte Ihrige: aber bey der Anwendung auf einzelne Fälle mögten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieſer Anwendung, deucht mir, iſt Sokrates, oder wenn Sie lieber wollen, Plato zu weit gegangen. — Zwar, was die griechiſche Mythologie betrift, ſo hatte er für ſie einen Geſichtspunkt, der heutiges Tages wegfällt; denn was jetzt zur bloſſen poetiſchen Fiktion geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks: und manche Vorſtellungsart konnte alſo zu jener Zeit einen Einfluß haben, den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein, auch in Anſehung des Sittlichen ſcheint mir Plato hie und da vor Irrlichtern zu warnen die bloß in ſeiner Einbildung ſchweben; er ſcheint mir zu oft das Unmoraliſche des Gegenſtandes mit dem Unmoraliſchen der Schilderung zu verwechſeln. — Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, ſondern nur die Regel beſtimmen: und da wir dieſe bereits gefunden haben, ſo fragt ſich nur noch, wo wir ſie hinſetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunſt ſelbſt, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wiſſen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, ſondern auf alle Kräfte unſrer Natur; ſie betrachtet jede in dem Verhältnis, worinn ſie zur Vollkommenheit unſers ganzen Weſens ſteht, und ſucht ſie alle in diejenige Harmonie zu ſtimmen, von der unſre Glückſeligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunſt hat einen weit engern Umfang; denn da die Dichtkunſt ſelbſt nur auf die untern oder äſthetiſchen Kräfte der Seele wirkt, ſo kann auch jene Theorie nur auf dieſe Kräfte Rückſicht nehmen. Der Gegenſtand derſelben iſt die ſinnliche Vollkommenheit oder die Schönheit: alſo bloß dieſe, inſoferne ſie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunſt iſt, erreicht werden kann, iſt der eigentliche Gegenſtand der Poetik. Will dieſe Wiſſenſchaft auf mehr, als auf Schönheit, will ſie auf Vollkommenheit dringen, die nicht fürs Anſchauen kommt, nicht fürs Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieſes Kunſtwort erlauben wollen, die nicht Phänomen iſt; ſo vergißt ſie ihrer eigentlichen Beſtimmung, und verirrt ſich aus ihren Grenzen.

Es iſt mit dem Poetiſchguten, wie mit dem Poetiſchwahren beſchaffen; die Vernunft, die ins Innere und auf die Folgen ſieht, ſchätzt es nach einem ganz andern Maaßſtabe, als die ſinnliche Erkenntnis. Was bekümmerts den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft ſchreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft, nach einer philoſophiſchen Analyſe der Begriffe, die Dinge ganz anders erſcheinen, als ſie ſich jener mahlen? Was fragt er nach Widerſprüchen, die es nicht unmittelbar für die ſinnliche Erkenntniß ſind, ſondern erſt durch mühſames Ueberdenken und Entwickeln herausgebracht werden? — Es mag ſeyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein ſich der Dichter verſetzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daß ſich bey einer ſo einfachen und bedürfnißfreyen Lebensart, in ſo kleinen und eingeſchränkten Geſellſchaften, die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen nicht zu ſo einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unſre Phantaſie täuſchen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen, rühren, ergetzen wollte? Hat er den Widerſpruch zu verbergen gewußt; iſt er ſeiner Vorausſetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Geſtalt der Wahrheit gegeben: ſo hat er alles gethan, was die Geſetze ſeiner Kunſt von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben; wider die Dichtkunſt hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem äſthetiſchen Wahren auf das äſthetiſche Gute! Die Dichtkunſt fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moraliſche Gefühl beleidige, oder daß er ſich vor dem Gegentheil des ſittlichen Schönen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichteriſchen Schönen iſt. Um die innre ſittliche Güte iſt ſie eben ſo unbekümmert, als um die innre logiſche Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenſchaften ſtreiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag ſie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als ſchwärmeriſch, als leichtſinnig verwerfen; mag ſie doch die Charaktere, Geſinnungen, Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falſch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunſt an, die allein aufs Schöne ſieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden ſeyn muß, wenn der Mangel der ſittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht in fühlbare ſittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter; wer ihn verklagen will, muß ſich nicht an dem Richterſtuhl der Kritik, er muß ſich an den höhern Richterſtuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem ſo iſt, liebſter Freund, ſo kann der Grundſatz, daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten ſoll, unmöglich in die eigene Theorie der Dichtkunſt kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntnisgrund, ſondern als bloße unfruchtbare Maxime da ſtehn; nicht im Werke ſelbſt, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ohngefähr, wie in der Kriegskunſt die nicht weniger wichtige Maxime da ſtehen würde: daß kein Staat den andern bekriegen ſoll, als zur Vertheydigung ſeiner Rechte, und zum Schutz ſeiner Unterthanen. Der gerechte

Krieg wird nicht anders, als wie der ungerechte, geführt; alle kriegeriſchen Evolutionen geſchehen hier wie dort, und dort wie hier: und wenn Folard entſcheiden ſoll, ſo iſt immer Cäſar der ungleich größere Held, als Pompejus, obgleich jener ſein Vaterland umzuſtürzen, dieſer es aufrecht zu halten ſucht. Eben alſo wird das ſittliche Gedicht nicht anders, als wie das unſittliche, geſchrieben; und wenn es bloß auf den Ausſpruch eines kritiſchen Ariſtarchs beruht, ſo iſt immer Voltaire der unendlich beſſere Dichter, als Racine der Sohn iſt.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringſte von ihrer Wahrheit oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebſter Freund. Denn was für die Kriegskunſt kein Grundſatz iſt, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunſt keiner iſt, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

„In theoretiſchen Wiſſenſchaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt, wie ſie ſind, macht man häufig Abſonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit ſelbſt nicht hinübertragen kann, ohne in Irrthümer zu fallen. In praktiſchen Wiſſenſchaften, wo man uns vorſchreibt, was zu thun ſey, macht man ähnliche Abſonderungen; aber in die Wirklichkeit ſelbſt darf man ſie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunſt ſchreibt freylich nur vor, was der Dichter zu thun hat, inſoferne er nichts iſt, als Dichter: aber iſt er denn in der That weiter nichts? Iſt er denn nicht auch Menſch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Geſellſchaft? nicht auch Bürger des Staats? Und in ſo fern er dieß alles iſt; hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger ſind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu ſich ſagen: Ich will jetzt nichts ſeyn, als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältniſſe! Wenn er dieſe Verhältniſſe nicht aufheben kann — und wie iſt es ihm möglich, daß er ſie aufhebe? — ſo kann er ſich auch nicht von den Pflichten, die ſie ihm auflegen, freyſprechen. Auch würden wir, ſeine Leſer, dieſe willkührliche Trennung ſeiner ſelbſt, dieſe ſpitzfindige Abſonderung ſeiner Verhältniſſe zu dulden wiſſen. Inſofern er Dichter iſt, ſind wir nur ſeine Kunſtrichter; aber wir ſind auch ſeine Sittenrichter, inſofern er Menſch iſt, und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt, als an dem Spotte des Kunſtrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterſchied, auf den wir am Ende hinauskommen, nur ſehr geringe. In der Sache ſelbſt ſind wir nur wenig uneins; es iſt beynahe das Aehnliche, was wir von einem Ariſtoteles wollen vorgetragen haben; wir ſtreiten nur noch, ob er es lieber in der Poetik vortragen ſoll, oder in der Moral und Politik? Was er gethan hat, wiſſen Sie ſelbſt; und wenn es alſo auf Autoritäten ankömmt, ſo habe ich die meinige, ſo gut wie Sie die ihrige haben. — Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philoſophen, von dem Sie in in Ihrem Briefe ausgehn, etwas genauer und in ihrem ganzen Zuſammenhange erwägen, ſo werden Sie finden, daß er eher auf meiner Meynung, als auf der Ihrigen iſt, und daß ich ſeine Ideen nicht ſowohl widerlegt, als vielmehr geſammelt und kommentirt habe.

Ich bin, u. ſ. w.

Neunzehntes Stück.

Eliſabeth Hill.

Frau **Eliſabeth Hill** war eine junge und reiche Wittwe zu N*** in Schwaben. — Es hielt ſehr ſchwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie, was ſie ſchien, und ohne Unterlaß war ſie anders.

So lange noch in dem Städtchen ein gewiſſer Hofrath lebte, der ein großer Freund von galanten Lektüren war, that ſie vom Morgen bis in den Abend nichts, als Romanen leſen. Da der ſtarb und ein Doktor der Arzeneykunſt hinkam, der viel auf Schmäuſe und Bälle hielt, gab ſie die Bücher auf, und legte ſich aufs Putzen und Tanzen. Endlich, da der Landsherr einen ſehr frommen Superintendenten an den Ort ſetzte, der bis dahin noch keinen gehabt hatte, trug ſie ſich nicht anders, als aſchgrau, und hielt geiſtliche Konventikel.

Ueber dieſe plötzliche Veränderung der Frau Hill herrſchten unter den Gelehrten der Stadt dreyerley Hauptmeynungen. Der Rektor der Schule, der ein ſchöner Geiſt und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichteſten fertig; denn er behauptete: die Frau Hill hätte keinen Charakter, und ließe ſich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen.

Der Superintendent und die andern Geiſtlichen dachten viel, weder an Theater, noch an Roman. — Die Frau Hill, ſagten ſie, war ein Weltkind, das anfangs durch Leſen verbotner Schriften nur im Stillen ſündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und ſich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau ſtellte. Jetzt, da ſie die Gnade ergriffen, hat ſie ſich aufrichtig bekehrt.

Der Doktor ſah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritiſch, noch theologiſch. — Die Frau, ſagte er, hat ſich anfangs durch vieles Sitzen beym Leſen und dann durch vieles Nachtſchwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein Paar Aderläſſe und im Frühjahr einige Flaſchen Selter ſollten ihr gut thun.

Die Herren, wie man ſieht, hatten ſämmtlich zu einem Syſtem geſchworen; das will ſagen: ſie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die ſie alles auf einerley Art und nichts recht klar ſahen. — Gleichwohl, da die übrigen Einwohner ſich ihrer Blödſichtigkeit bewußt waren, und in die Brillen der Herren großes Vertrauen ſetzten, ſo nahm ein jeder eine dieſer Meynungen an, je nachdem er mehr mit dieſem oder mit jenem zuſammenhieng, oder ſonſt ſeine Urſachen hatte.

Der Buchbinder, der an der Menge geiſtlicher Quartanten und Folianten, die er für die Frau Hill zu beſchicken hatte, viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meynung der Geiſtlichkeit, und wünſchte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung.

Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härtern Meynung des Doktors bey, und machte aus einem kleinen Anſatz zur Melancholie eine völlige Narrheit.

Der Schuſter, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäßigten Meynung des Rektors, und bedaurte nur, daß ſo eine gute Frau, wie die Frau Hill, ſo veränderlich wäre, und niemals wüßte, was ſie recht wollte.

Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, ein Leinewandhändler, der ſein natürlich gutes Geſicht durch keine Brille verderbt und auch ſonſt mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn ſie trug keine Leinewand, als aus Holland; — dieſer war klüger, als alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen.

Denn da er einſt Sonntags mit den übrigen Bürgern im Gaſthof zuſammen kam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfieng: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Groſſes gethan; da behauptete der Leinewandhändler ihm ins Geſicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben ſo widerſprach er dem Schneider, der ſie für wahnſinnig hielt, und dem Schuſter, der ſein altes Klagelied ſang, ſie wüßte nie, was ſie wollte.

Die Frau, ſagte er, weiß gar wohl, was ſie will; und wenn ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, ſo wüßtet ihrs auch. — Sagt mir doch nur: Als der ſelige Hofrath noch lebte; wer war da der reſpektabelſte Mann hier im Städtchen? Der Hofrath! — Und als der ſtarb und der Doktor herkam; vor wem nahmen wir da am tiefſten die Hüte ab? Vor dem Doktor! — Und als der Landsherr den Superintendenten herſetzte; wer galt da mehr, als der Doktor? Der Superintendent! — Denkt dem Umſtande ein wenig nach, ihr Leute! Da wird ſichs finden.

Die Bürger lachten und meynten ſämmtlich: ſo wenig der kleine Leinewandhändler darnach ausſähe, ſo dick hätt ers hinter den Ohren. Dieß freute ihn nun gar ſehr: denn er hatte gern, daß man ihm Recht gab. — Ja, ſetzte er noch mit einem lauten Fauſtſchlag hinzu; laßt den Superintendenten ſterben und keinen andern kommen! ſo wett ich euch Kopf und Kragen, ſie geht wieder zum Doktor.

Das geſchah nun zwar nicht, aber es geſchah etwas anders. Denn der Landsherr, der gar ein gottſeliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen, und legte bald darauf ein Bataillon Truppen an den Ort, das einen gar ſtattlichen Mann zum Major hatte. — Es vergieng kein Monat, ſo ſpeiſte der Major bey Frau Hill, und Frau Hill beym Major. Nun ward des Majors Gemahlinn von der ganzen Stadt, wegen ihrer feinen Geſtalt und ihres zierlichen Anſtandes, ſehr bewundert, wenn ſie als Amazone zu Pferde ſaß. Frau Sill, die ſich keiner ſchlechtern Geſtalt und keines unebnern Anſtandes bewußt war, hatte flugs ihren Gaul im Stall, und erſchien, in Grün mit Gold, an der Seite der Frau Majorinn, als Amazone.

Die Frau hat keinen Charakter! triumphirte der Rektor, als ſie die Klaſſe vorbey ritt. — Die Frau iſt aus der Gnade gefallen! ſeufzte ein Geiſtlicher, der von einem Krankenbeſuche zurückkam. — Die Frau hat diät gelebt und macht ſich Bewegung, ſagte der Doktor, der mit ſeiner Morgenpfeife in der Thüre ſtand; ſie wird wieder werden!

So fanden die Herren alle drey in ihrem eigenen Syſtem einen Schlupfweg, durch den ſie ſich aus dem Handel zogen, und was ſie von ihren Gedanken hätte abbringen ſollen, beſtättigte ſie darinn. — Aber der Leinewandhändler trafs wieder beſſer; denn da ihm Frau Hell vor dem Thor an der Bleiche begegnete, ſchüttelte er den Kopf und ſagte in ſich: Sieh! Sieh! Was nicht Eitelkeit thut!

* * *

Lacht über mein Geſchichtchen, ſo viel ihr wollt! Es hat das Verdienſt, daß es wahr iſt: und wenn ihr Acht gebt, ſo werdet ihrs mannichfaltig anwenden können.

Zwanzigſtes Stück.

Der arme Jakob, der genug hat.*)

Meine lieben Freunde! Die Abgaben ſind freylich ſchwer: und hätten wir nicht mehr, als die zu bezahlen, die uns die Obrigkeit auflegt, ſo könnten wir leicht damit fertig werden; aber wir haben noch ganz andre, und die den meiſten unter uns noch weit mehr zur Laſt fallen. Unſre Faulheit macht unſre Abgaben doppelt, unſre Eitelkeit macht ſie dreyfach, und unſre Thorheit vierfach. Es giebt keinen Landesverordneten, der uns von dieſen Abgaben befreyen, oder uns einigen Nachlaß verſchaffen könnte. Indeſſen hört einen guten Rath an: es läßt ſich noch etwas für euch thun. Gott hilft denen, die ſich ſelber helfen, ſagt der arme Jakob.

---

*) Aus einem Amerikaniſchen Almanach.

Man würde eine Regierung für fehlerhaft halten, die dem Volke auflegte, den zehnten Theil ſeiner Zeit auf öffentliche Frohndienſte zu wenden; aber die Faulheit legt den meiſten unter uns noch weit mehr auf. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weiſe unſer Leben, indem er uns ſchwächer macht. Der Müßiggang iſt ein Roſt, der mehr angreift, als die Arbeit ſelber. Je mehr man einen Schlüſſel braucht, je reiner wird er, ſagt der arme Jakob. Liebſt du nun das Leben, ſo verderbe die Zeit nicht; denn ſie iſt das Zeug, woraus das Leben gemacht iſt. Wie viel verlieren wir nicht dadurch, daß wir mehr ſchlafen, als uns Noth thut, ohne daran zu denken. daß der ſchlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir lange genug im Grabe ſchlafen werden. Wenn die Zeit das Koſtbarſte unter allen Dingen iſt, ſo iſt die Verſchwendung der Zeit die gröſſte unter allen Verſchwendungen. — Faulheit findet alles zu ſchwer; der Fleiß macht alles leicht. Wer ſpät aufſteht, der mag den ganzen Tag laufen; am Abend wird er kaum ſo viel finden, als er bedarf. Denn Fahrläſſigkeit geht ſo langſam, daß Armuth ſie bald einholt. Treibe dein Geſchäft, damit dein Geſchäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bett gehen und zeitig aufſtehen macht den Menſchen klug, reich und geſund, wie der arme Jakob abermals ſagt.

Was hilft es, beſſre Zeiten zu wünſchen und zu hoffen? Strenge dich an, ſo werden die Zeiten beſſer. Fleiß hat nicht nöthig zu wünſchen; und wer ſich mit Hoffnungen ſpeiſet, der ſtirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe: Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereyen habe, und wenn ich welche habe, weil ſie mit großen Abgaben beſchwert ſind. Wer ein Handwerk hat, der hat ein ſtandesmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe alſo ſein Handwerk, und brauche ſeinen Kopf; ſonſt reicht Vermögen und Amt nicht zu, unſre Abgaben zu bezahlen. Sind wir arbeitſam, ſo haben wir immer Brodt; denn der Hunger ſieht dem Arbeitſamen nur ins Fenſter, ins Haus darf er nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen ihm auch nicht hinein: denn Aemſigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthloſigkeit vermehrt ſie. — Du haſt keinen Schatz gefunden? kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingeſetzt? Recht gut! Arbeitſamkeit iſt des Glückes Mutter: Arbeit belohnt Gott. Beſtelle dein Feld, wenn der Faule ſchläft, ſo wirſt du Korn haben, wovon du leben und wovon du verkaufen kannſt. Arbeite heute; denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßteſt, würdeſt du dich nicht ſchämen, wenn dein gütiger Herr dich müßig anträfe? Biſt du nicht dein eigener Herr? Schäme dich alſo, dich ſelbſt müßig anzutreffen, da du ſo viel für dich, für dein Haus, für dein Vaterland und für deinen König zu thun haſt.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man ſich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte, wie der arme Jakob: Willſt du Muße haben, ſo wende die Zeit wohl an, und ſo lange du nicht Herr über eine Minute biſt, ſo verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worinn man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird dieſe gute Muße finden, aber der Nachläßige erhält ſie nimmer. Denn ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben iſt zweyerley. Manche mögten gern von ihrer Geſchicklichkeit leben, ohne zu arbeiten, aber ſie plagen eher von Mangel als von Ueberfluß. Arbeit hingegen ſchafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Flieht die Ergetzungen, und ſie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe.

Aber Fleiß iſt nicht genug; wir müſſen auch beſtändig, nicht läufiſch und nicht fahrläßig ſeyn; wir müſſen ſelbſt ein Auge auf unſre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andre verlaſſen. Denn, wie der arme Jakob ſagt, ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer herum läuft, gedeihen nicht ſo gut, als wenn alles an ſeinem Platze bleibt. — Dreymal umziehen, ſchadet ſo viel, als eine Feuersbrunſt. — Verlaß deine Werkſtatt nicht, ſo wird deine Werkſtatt dich auch nicht verlaſſen. — Sollen deine Geſchäfte gut von ſtatten gehn, ſo gehe ſelbſt darnach; ſollen ſie nicht, ſo ſchicke darnach. — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn ſelbſt anfaſſen oder ihn antreiben. Das Auge eines Herrn ſchafft mehr, als ſeine beyden Hände. Nachläßigkeit bringt größern Schaden, als Unwiſſenheit. — Wer nicht über ſeine Arbeiter wachet, der läßt ihnen ſeinen Beutel offen. — In Weltgeſchäften hilft Zutrauen weniger, als Mistrauen.

Das ſey genug von Arbeit und von Aufſicht auf unſre Geſchäfte. Aber zu dieſen beyden Dingen muß noch etwas hinzukommen. Wer nicht ſo zu ſparen, als zu gewinnen weiß, der mag die Naſe zeitlebens auf dem Mühlſtein haben; er wird keine Gerſtengrütze hinterlaſſen. Iſt die Küche fett geweſen, ſo wird die Verlaſſenſchaft mager ſeyn. Wir haben viel Geld, ſo wie wir es gewonnen haben, auch wieder verzehrt, ſeitdem die Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und die Männer über dem Punſch das Pfropfen und Beſchneiden vergeſſen haben.

Schränkt alſo eure thörichten Ausgaben ein, ſo dürft ihr nicht ſo viel über ſchwere Zeiten, über drückende Abgaben und über läſtige Familien klagen. Denn Weiber und Wein, Spiel und unrichtiger Ueberſchlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfniſſe. Mit dem, was ein einziges Laſter zu unterhalten koſtet, könnte man zwey Kinder unterhalten. Vielleicht glaubt ihr, ein wenig Thee oder Punſch, etwas leckerhaftere Speiſe, etwas feinere Kleider, und von Zeit zu Zeit einige Luſtbarkeiten haben nicht viel zu bedeuten aber der arme Jakob ſagt: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff verſenken.

Ihr habt euch hier zu dieſem öffentlichen Verkaufe von allerley Kaufmannsgut und Galanteriewaaren verſammelt: ihr nennt dergleichen ein Gut; aber wenn ihr euch nicht in Acht nehmt, ſo wird es für einige unter euch ein Uebel werden. Denkt an das, was der arme Jakob ſagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig haſt, ſo wirſt du bald verkaufen müſſen, was dir unentbehrlich iſt. Viele haben ſich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ihr wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löſchen das Feuer in der Küche aus.

Der arme Jakob giebt einen ſehr guten Rath, wenn er ſagt: Der läppiſche Geſchmack an Putzwerk iſt eine gefährliche Thorheit. Eitelkeit iſt eine Bettlerinn, die eben ſo dringend, als die Armuth, aber noch weit unverſchämter iſt. Habt ihr Ein ſchönes Stück gekauft, ſo müßt ihr noch zehn andre kaufen, damit eure ganze Ausſtaffirung ſich zuſammen paßt. Aber, wie der arme Jakob ſagt: Wer Eitelkeit zum Mittagseſſen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrodt; oder: der Stolz frühſtückt mit dem Ueberfluß, ſpeiſt zu Mittage mit der Armuth, und iſt des Abends mit der Schande.

Welche Thorheit, ſolcher überflüſſigen Dinge wegen Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure Freyheit gebt. Könnt ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, ſo werdet ihr euch ſchämen, wenn ihr eure Gläubiger ſehet; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen ſprecht, und nach und nach werdet ihr Treu und Glauben, und die Scham ſelbſt verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen iſt die zweyte Stufe des Unrechts, und Schulden machen iſt die erſte. Schulden laſſen die Lügen hinter ſich aufſitzen. Armuth ſchlägt die Großmuth nieder. Ein leerer Sack ſteht nicht gut aufrecht, ſagt der arme Jakob abermals.

Was würdet ihr von einem Fürſten oder von einer Regierung denken, wenn ſie euch bey Gefängnißſtrafe verböten, euch ſo zu kleiden, wie andere artige Leute? Ihr gebt euch Mühe, unter eine ſolche Tyranney zu gerathen, wenn ihr euch des Kleiderſtaats wegen in Schulden ſteckt. Euer Glaubiger hat das Recht, ſobald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande ſeyd ihm zu bezahlen, kann er euch in ein Gefängniß verſchließen, und euch Zeitlebens darinn ſitzen laſſen. Als ihr euren Kauf ſchloßt, da dachtet ihr vielleicht wenig an die

Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein beſſer Gedächtnis, als die Schuldner. Die Gläubiger ſind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht ſeyd, und die Schuldforderung iſt da, eh ihr zur Befriedigung Anſtalten gemacht habt. — Vielleicht ſeyd ihr gegenwärtig in der Verfaſſung, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne daß ſie Folgen hat; aber ſparet gute Haushaltung für das Alter und für die Nothdurft. Die Thorheit des Morgens währt nicht bis auf den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß ſeyn; aber eure Ausgaben ſind gewiß, und dauren ſo lange ihr lebt. Nun aber iſt es leichter, zwey Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beſtändig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! Erfahrung hält eine ſehr theure Schule; es iſt aber die einzige, worinn Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer ſich alſo nicht rathen läßt, dem iſt auch nicht zu helfen.

W.

Ein und zwanzigſtes Stück.

Briefe über Emilia Galotti.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti iſt, deucht mir, ganz ſichtbar aus der Geſchichte der Virginie entſtanden. Sie wiſſen, mein Freund, daß es in Italien eine Fürſtliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie ſich von Guaſtalla ſchrieb: aber wüßten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der ſich ein Trauerſpiel, wie Emilia, hätte machen laſſen? Ich wenigſtens — der ich zwar freylich in der Geſchichte der kleinen italieniſchen Häuſer wenig bewandert bin, — wüßte keine: und da auch ſonſt, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbahre Rückſicht auf die Geſchichte Virginiens genommen worden; ſo ſetze ich um ſo zuverſichtlicher voraus, daß der Dichter die ſo intereſſante Kataſtrophe jener Geſchichte genommen, und ſeinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die große Schwierigkeit eines ſolchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erſt erklären; Sie werden ſie fühlen. Es ſcheint mir ſchon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbeſtimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Beſtimmung das Leben und die Wirklichkeit erſt zu geben, die ſie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich ſehr, ob jemals ein epiſches Gedicht ſo gemacht worden, wie der ehrliche Le Boſſu es geträumt hat. Das Genie, ſo viel ich weiß, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm beſſer, dem ſchon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold ſelbſt durch alchymiſtiſchen Proceß erſt hervorzubringen. Je mehr ſchon die Natur, dieſe beſte Werkmeiſterinn, ihm in die Hände gearbeitet: deſto bündiger, feſter, [illegible] wird das Gewebe ſeines Plans; deſto voller, blühender, lebendiger wird ſein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Weſentliche ſchon meiſtens beyſammen iſt, aus der wirklichen ſelbſt beobachteten Welt geriſſen, geben daher immer die Meiſterſtücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daß ſie den ſchon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unweſentlichen Theile davon abſchneiden, oder wenn ihn die Kunſt auch in weſentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahen umgebenden Natur, wo ſie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verſchönern ſuchen.

Noch ſchwieriger ward, in unſerm Falle, das Unternehmen dadurch, daß der Dichter aus der Geſchichte der Virginie gerade das Letzte, die Kataſtrophe heraushob. Es ſcheint mir ausnehmend mißlich, eine ſo beſtimmte Kataſtrophe von der Reihe von Urſachen, woran ſie in der Natur hing, loszureiſſen, und ſie an eine ganz verſchiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umſtänden man auch verfallen, was für eine Geſellſchaft von Charakteren man auch verſammeln mag, ſo wird man immer, wenn man ſich dem natürlichen Ganze der Handlung überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verſchiedenheit in den Urſachen wird Verſchiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem ſie dort weſentlich oder zufällig iſt, wird ſies auch hier ſeyn. Am größten aber ſcheint mir dieſe Schwierigkeit dann, wenn die Kataſtrophe ſo außerordentlich, ſo ungewöhnlich, wie hier iſt. Ein rechtſchaffener Vater durchbohrt ſeinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er ſonſt kein Mittel hat, es vor der Schande zu retten. Wie entſetzlich, wie einzig iſt dieſe That! Wer ſollte nicht glauben, daß ſie nur in einem eben ſo einzigen Falle, unter einer eben ſo einzigen Verknüpfung von Umſtänden habe geſchehen können? Und wie ſehr muß alſo nicht der Dichter ſcheinen, der beinah ganz aus jener Regierungsverfaſſung, jenen Verhältniſſen und Sitten des alten Roms hergebracht, der ſich dazu in einer völlig verſchiedenen Welt gleich wahre Veranlaſſungen aufſucht, ſich einen gleich bündigen Zuſammenhang von Begebenheiten und Umſtänden erdenken will, worinn die Kataſtrophe eben ſo tief und augenſcheinlich gegründet ſey, wie in jenen. — Wenn ich bedenke, daß Herr Leſſing ſo ſicher der Mann war, der alle dieſe Schwierigkeiten fühlte, ſo erſtaune ich über den Muth, womit er ſich ihnen unterzog: und wenn ich dann ſehe, bis zu welchem Grade er ſie überwunden hat, ſo erſtaune ich noch mehr über die Gröſſe der Kraft, die er dazu anwenden muſste. Doch zugleich werde ich unwillig, daſs der Mann, der ſo ſicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn andere, die ſo ſicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, ſie hätten welches.

Um den Ausſpruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geſchichte der Virgine mit der Geſchichte der Galotti vergleichen müſſen. Die letztere haben Sie gewiſs, und vermuthlich auch die erſtere, im Gedächtniſs; oder wo nicht, ſo haben Sie Ihren Livius bey der Hand, um ſie nachzuſchlagen. Ich kann alſo der Mühe, ſie zu wiederholen, entübriget ſeyn.

Livius ſieht in dieſer ganzen Geſchichte nur eine Schwierigkeit: er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius ſein geſetzwidriges Urtheil beſchöniget habe.

Nudum, ſagt er, videtur proponendum: decreſſe vindicias ſecundum ſervitutem. Das kann nun freylich wohl der Geſchichtſchreiber, aber nicht der dramatiſche Dichter ſagen; und doch mögt es dem letztern ſchwer werden, in der Aufſuchung eines ſolchen Vorwandes glücklicher als jener zu ſeyn. Wenn indeſſen der Dichter nur dieſe einzige Schwierigkeit überwunden hat, — wenn ihm vielleicht Dionyſ von Halikarnaß behülflich ſeyn könnte, — ſo hat er ſie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die ſich in Anſehung der dramatiſchen Form, bey Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. ſ. w. ereignen mögten. Der Zuſammenhang der Geſchichte ſelbſt iſt ſo genau, als man ihn wünſchen kann: die hiſtoriſche Wahrheit hat alle mögliche Wahrſcheinlichkeit; jede Verbeſſerung, die man anbringen wollte, würde Verſchlimmerung werden. Es iſt nichts zu ergänzen, nichts umzuändern. Die ganze Arbeit beſteht bloß in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich dieſe Geſchichte mit dem Plan der Emilie, ſo fällt mir nichts ſo ſchnell in die Augen, als daß dort der Bewegungsgrund zu der ſchrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach iſt. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von ſtrengen Grundſätzen und rauher Tugend ſein Kind vor der Entehrung ſichern; der freye Römer, dem Sklaverey verhaßter als Tod iſt, will es auch dem Elend der Knechtſchaft entreiſſen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die ſchreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieſes letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: hoc te uno, quo poſſum, modo, filia, in libertatem vindico; und bey andern, ſo wie auch nachher bey ihm ſelbſt, ſteht er vor: ἐλευθέραν σε καὶ εὐσχήμονα, τέκνον, ἐν τάχει τοῖς κατὰ γῆς προπέμπω. Si liberae ac pudicae viuere licitum fuiſſet etc.

Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beydes, Sklaverey und Entehrung: er darf nur Eins, nur das Letztere fürchten: und ſo hat jene Geſchichte der Virginie vor dieſer der Emilie ſchon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer ſo ſchrecklichen That der Bewegungsgründe ſind, und je dringender jeder an ſich, deſto beſſer. — Doch ſo ſehr wichtig iſt dieſer erſte Vorzug noch nicht; denn allerdings kann ſchon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter iſt, auf den er wirkt, völlig entſcheidend werden: und iſt er das wirklich, ſo hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt ſich nun, meines Erachtens, der zweyte, der große Vorzug der Geſchichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entſcheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hat keinen. — Sie werden mir das zugeben, hoff ich, ſobald ſie nur die beyden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht ſcharf in die Augen faſſen.

Ueber Virginien iſt der letzte richterliche Ausſpruch von eben dem Manne ergangen, der die höchſte obrigkeitliche Gewalt in Rom hat: es iſt nicht bloß mehr zu fürchten, nicht bloß mehr wahrſcheinlich, daß ſie werde zur Sklavinn erklärt werden: ſie iſt es ſchon wirklich. Ihre Freyheit iſt ohne Rettung dahin; und in Abſicht auf ihre Ehre läßt ſich nicht die geringſte Schonung gegen eine Sklavinn, nicht die geringſte Mäßigung von einem Manne erwarten, der ſich im Angeſichte des ganzen Roms mit ſo groſſer Unverſchämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weiſe auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, iſt auf die Drohungen des Appius ſchüchtern zurückgewichen: allein und verlaſſen ſteht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (deſerta praeda miseriae); auf der andern der mächtige Decemvir, den sein Ansehen im Staat und seine Liktoren schützen. Schon tritt man hinzu, **Virginien** ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick. Nur noch zwey gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muß den Dolch entweder gegen Clienten und den Decemvir, oder gegen das Herz seiner eigenen Tochter zücken. — Welches von beyden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frey stünde? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst, denn gewiß ist es natürlicher, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergieſ ſen; lieber den Schuldigen, als die Unſchuldige, den Böſewicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieſes natürlichſte Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenſchaft gleich zuerſt führen müſſen, wird ihm durch die Beſchaffenheit ſeiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der ſich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüſtet hatte, iſt gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl geſichert; Virginius könnte den erſten, zweyten, dritten Liktor niederſtoſſen: unter den Streichen des Vierten würde er dennoch erliegen müſſen. Dieſe ſeine Aufopferung aber; was für Nutzen würde ſie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sklaverey gerathen? weniger ein Raub der zügelloſen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht die Tapferkeit einer wahrhaftig großen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es ſeyn, einen ſo äußerſt gefahrvollen und für Virginien ſo fruchtloſen Verſuch zu wagen.

Sie erkennen alſo, mein Freund, daß von den beyden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das Erſte, das an ſich Natürlichſte, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das Zweyte, das an ſich Unnatürlichſte, natürlich. Das Leben ſeines Kindes iſt dem Vater mehr, als ſein eigenes, werth; er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Meſſer aus ihrer Bruſt nur herausreißen, um es in ſeine eigene zu ſtürzen: nur ein Einziges iſt ihm mehr werth, als alles: ihre Freyheit und ihre Ehre: es iſt beſſer, deucht ihm, daß er ſein Kind durch den Tod, als daß er es durch die Schande verliere. Alſo mit der Faſſung einer wahrhaftig großen Seele, die ſich auch mitten in der ſchrecklichſten Situation noch beſitzt, wird er auf einmal ruhig, verlangt nur, um ſich von der Wahrheit der vorgegebenen Geſchichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt beyde, nach erhaltener Erlaubniß vom Decemvir, ſeitwärts, und durchbohrt der erſtern mit einem Meſſer, das er von der nächſten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmſten Antrieb zu dieſer That giebt ihm ſeine römiſche Vaterliebe, ſo groß und ſo edel, als ſie je in der Bruſt des kühnſten und ſtolzeſten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Urſache bey dieſer That iſt ſeine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daß er ihm den Gegenſtand ſeiner heißeſten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwiſchen That und Gedanken verſtreicht, iſt ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die größte Menſchenſeele dieſe äußerſte Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worinn der Vater der Emilie iſt, gegen dieſe ſo gewaltſame, zwingende, worinn Virginius war. — Zugegeben fürs erſte, die Schande Emiliens ſey vollkommen ſo entſchieden, als Virginiens Schickſal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwiſchen jenen gewaltſamen Mitteln übrig: warum muß er denn gerade das unnatürlichſte wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und ſeines nichtswürdigen Gehülfen, ſondern ins Herz ſeines eigenen Kindes ſtoſſen? — Freylich iſt der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, iſt ſeine Tochter: und wenn ſich alle Umſtände vereinigen, jene Betrachtung zu ſchwächen, ſo kommen dagegen alle zuſammen, dieſer den gröſten Nachdruck zu geben. Moraliſch unmöglich, ſcheint es, müßte die Ermordung ſeines Kindes dem Vater noch eher ſeyn, als die Ermordung des Prinzen: und äuſſerlich möglich iſt, nach allen Umſtänden, das eine ſo gut, wie das andre. — Auch Appius war die höchſte Obrigkeit Roms, und Virginius gewiß ein eben ſo edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl ſtand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben ſo wenig angeſtanden ſeyn, wenn es ihm ſonſt wäre möglich geweſen, ihn zu ermorden.

Aber iſt denn in der That das Schickſal Emiliens ſo entſchieden, daß weder dem Vater noch ihr ſelbſt irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu ſchnell alle Hoffnung fahren, gleichſam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hauſe der Grimaldi äußern? Kann er nicht darauf dringen, daß ſie der Aufſicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtſchaffnen Mannes, deren es in Guaſtalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er ſelbſt nicht frey, um Er-

Erkundigungen einzuziehn, und iſt keine Möglichkeit mehr, daß noch in der Zukunft für Emilien etwas geſchehen könne? Läßt ſich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen ſucht? Läßt ſich, was noch mehr iſt, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müſſen nicht alle die Reden, die ſie führt, ſelbſt ihre äuſſerſte Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger beſorgt, als ſicher machen? Muß nicht in ſeiner Seele, ſobald er den fürchterlichen Gedanken faßt, den er ganz durchzudenken ſo viel Zeit hat, jeder noch ſo ſchwache Anlaß zur Hoffnung wichtig, jedes noch ſo unwahrſcheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrſcheinlich werden? Muß ihm nicht der Dolch, den er im erſten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, in dem zweyten Augenblicke der Ueberlegung wieder entſinken? —

Ohne auf irgend eine dieſer Fragen beſtimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, ſehr weſentlichen Vorzuge der Geſchichte des Livius, und dieſer beſteht darinn: daß der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung ſeines eigenen Kindes treibt, einen ſo ausnehmenden Grad der Evidenz hat. — Man darf nur wiſſen, was für ein elendes hülfloſes Geſchöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römiſche Sklavinn war, darf den Liktor nur hinzutreten ſehn, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Mißbrauch, in die Hände zu liefern, darf nur Einen Blick auf den wehrloſen verlaſſnen Virginius und dann auf den ſo wohl bewafneten unerreichbaren Decemvir werfen: und man ſieht ſchlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet ſchon die ſchreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen ſieht, und man billiget und bewundert ſie, in dem Augenblick ſelbſt, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält ſich dieß in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daß der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingeſtreut habe, die man nur alle zuſammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen darf, um Emiliens Schande eben ſo entſchieden, als Virginiens Schickſal zu finden; wenn ich ſogar einräume, daß auch hinlänglicher Grund vorhanden ſey, warum der Streich nicht den Prinzen, ſondern Emilien trift: ſo wird ſchon durch das Einzige, daß beydes nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daß man erſt Zweifel und Einwürfe heben, ſich erinnern, nachdenken muß; ſchon durch dieſes Einzige, ſag ich, wird die ganze Wirkung der Kataſtrophe vernichtet. Der Streich iſt geſchehen, ehe man zur Illuſion gehörig vorbereitet war, und es hilft nichts, daß man hinterher nach geſchehener Unterſuchung einſieht, er ſey dennoch mit Recht geſchehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieſer Situation, durch die beſtändige Rückſicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiener zu ſehr mit deutſchen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie ſagen, mag noch immer unentſchieden ſeyn; ſo iſt doch der Verluſt ihres guten Namens entſchieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht ſagt, iſt das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umſtänden geziemen würde. Sobald ſie nach Guaſtalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Unterſuchung gezogen wird, ſo wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünſtigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt werden, beſtätigt; und um Emiliens guten Ruf, ſo wie um die Ehre ihrer Familie, iſt es geſchehen. — Ich will nicht unterſuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der beſſere, edlere ſey? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, ſeine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbniß ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreußt, daß die Welt ſo und ſo von ihr urtheilen werde. Ich will nicht anführen, daß die That um deſto mehr intereſſiren muß, je einer größern richtigern Abſicht gemäß ſie erfolgt: ich will bloß fragen: ob wohl der Dichter ſelbſt dieſe Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede ſey, ohne daß der Schande vor der Welt nur mit Einer Sylbe erwähnt werde?

Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daß Odoardo die Lage ſeiner Tochter ſo vorzüglich aus dieſem Geſichtspunkte nehmen ſollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daß auch wir in eben dieſen Geſichtspunkt getreten wären. Er würde den Italiener eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiener haben reden laſſen, eh er als ein ſolcher gehandelt hätte.

Wegen des zweyten Punktes, daß der Streich nicht den Prinzen, ſondern Emilien trift, könnten Sie ſagen: daß auch hier Odoardo als ein ächter Italiener handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf ſein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen ſuchte, daß er ihn niederſtieſſe? Beſſer, daß er ihm ſein ganzes künftiges Leben verbittre, daß er ihm diejenige, die ihm ſo viel Trug und Verrath ja ſelbſt einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke ſelbſt entreiſſe, da er ſie am ſicherſten zu beſitzen glaubt; daß er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angſt noch die Schreckniſſe ſeiner Todesſtunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daß eine Rachſucht möglich iſt, die für ihre Befriedigung alles, ſelbſt ein einziges Kind, dahingiebt: aber gewiß iſt der Menſch, der ihrer fähig iſt, einer der ſchwärzeſten, verhaßteſten Menſchen: und doch iſt es deutlich, daß der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe ſchildern wollen. Wie einen ganz falſchen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich dieſen Bewegungsgrund dabey erkennten, oder auch nur muthmaßen könnten! Statt des wahren tragiſchen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns dieſe des Odoardo mit Abſcheu und Entſetzen erfüllen. — Es iſt

Erſt müßten wir, wie in der Geſchichte beym Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daß Emilie anders als durch ihren eigenen Tod ſollte gerettet werden, und dann mögte ſich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erſt aufs höchſte getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen: aber, daß bey der Möglichkeit, den Verführer ſelbſt zu tödten, die Wuth oder vielmehr das ſchrecklichſte Raffinement der Rachſucht die väterliche Liebe erſticken und den Dolch freywillig gegen die Tochter zücken ſollte; das ſcheint mir viel zu ſcheußlich und ungeheuer, als daß es Herr Leſſing gewollt haben ſollte, bey dem ich auch in der That nicht die mindeſte Spur davon finde.

S.

(Den Beſchluß im nächſten Stück.)

Zwey und zwanzigſtes Stück.

Von den verſchiedenen Racen der Menſchen. *)

1) Von der Verſchiedenheit der Racen überhaupt.

Im Thierreiche gründet ſich die Natureintheilung in **Gattungen** und **Arten** auf das gemeinſchaftliche Geſetz der Fortpflanzung, und die Einheit der Gattungen iſt nichts anders, als die Einheit der zeugenden Kraft, welche für eine gewiſſe Mannichfaltigkeit von Thieren durchgängig geltend iſt. Daher muß die Büffonſche

---

*) Dem Herausgeber gütigſt mitgetheilt von Herrn Profeſſor **Kant** in Königsberg.

Regel: daß Thiere, die mit einander fruchtbare Jungen erzeugen, (von welcher Verſchiedenheit der Geſtalt ſie auch ſeyn mögen,) doch zu einer und derſelben phyſiſchen Gattung gehören, eigentlich nur als die Definition einer Naturgattung der Thiere überhaupt, zum Unterſchiede von allen Schulgattungen derſelben, angeſehen werden. Die Schuleintheilung geht auf **Klaſſen**, welche nach **Aehnlichkeiten**; die Natureintheilung aber auf **Stämme**, welche die Thiere nach **Verwandſchaften** in Anſehung der Erzeugung eintheilt. Jene verſchaffen ein Schulſyſtem für das Gedächtnis; dieſe ein Naturſyſtem für den Verſtand: die erſtere hat nur zur Abſicht, die Geſchöpfe unter Titel, die zweyte, ſie unter Geſetze zu bringen.

Nach dieſem Begriffe gehören alle Menſchen auf der weiten Erde zu einer und derſelben Naturgattung, weil ſie durchgängig mit einander fruchtbare Kinder zeugen, ſo große

Verſchiedenheiten auch ſonſt in ihrer Geſtalt mögen angetroffen werden. Von dieſer Einheit der Naturgattung, welche eben ſo viel iſt, als die Einheit der für ſie gemeinſchaftlich gültigen Zeugungskraft, kann man nur eine einzige natürliche Urſache anführen: nehmlich, daß ſie alle zu einem einzigen Stamme gehören, woraus ſie, unerachtet ihrer Verſchiedenheiten, entſprungen ſind, oder doch wenigſtens haben entſpringen können. Im erſtern Falle gehören die Menſchen nicht bloß zu einer und derſelben Gattung, ſondern auch zu Einer Familie; im Zweyten ſind ſie einander ähnlich, aber nicht verwandt, und es müßten viel Lokalſchöpfungen angenommen werden; eine Meynung, welche die Zahl der Urſachen ohne Noth vervielfältigt. Eine Thiergattung, die zugleich einen gemeinſchaftlichen Stamm hat, enthält unter ſich nicht verſchiedene Arten (denn dieſe bedeuten eben die Verſchiedenheiten der Abſtammung); ſondern ihre Abweichungen von einander heiſſen Abartungen, wenn ſie erblich ſind. Die erblichen Merkmale der Abſtammung, wenn ſie mit ihrer Abkunft einſtimmig ſind, heiſſen Nachartungen; könnte aber die Abartung nicht mehr die urſprüngliche Stammbildung herſtellen, ſo würde ſie Ausartung heiſſen.

Unter den Abartungen, d. i. den erblichen Verſchiedenheiten der Thiere, die zu einem einzigen Stamme gehören, heiſſen diejenigen, welche ſich ſowohl bey allen Verpflanzungen (Verſetzungen in andre Landſtriche) in langen Zeugungen unter ſich beſtändig erhalten, als auch in der Vermiſchung mit andern Abartungen deſſelbigen Stamms, jederzeit halbſchlächtige Junge zeugen, Racen. Die, ſo bey allen Verpflanzungen das Unterſcheidende ihrer Abartung zwar beſtändig erhalten und alſo nacharten, aber in der Vermiſchung mit andern nicht nothwendig halbſchlächtig zeugen, heiſſen Spielarten; die aber, ſo zwar oft aber und beſtändig nacharten, Varietäten. Umgekehrt heiſſt die Abartung, welche mit andern zwar halbſchlächtig erzeugt, aber durch die Verpflanzung nach und nach erliſcht, ein beſonderer Schlag.

Auf dieſe Weiſe ſind Neger und Weiſſe, zwar nicht verſchiedene Arten von Menſchen, (denn ſie gehören vermuthlich zu einem Stamme); aber doch zwey verſchiedene Racen; weil jede derſelben ſich in allen Landſtrichen perpetuirt, und beyde mit einander nothwendig halbſchlächtige Kinder, oder Blendlinge (Mulatten) erzeugen. Dagegen ſind Blonde und Brunette nicht verſchiedene Racen der Weiſſen; weil ein blonder Mann von einer brunetten Frau auch lauter blonde Kinder haben kann, obgleich jede dieſer Abartungen ſich bey allen Verpflanzungen lange Zeugungen hindurch erhält. Daher ſind ſie Spielarten der Weiſſen. Endlich bringt die

Beſchaffenheit des Bodens (Feuchtigkeit oder Trockenheit) imgleiche der Nahrung nach und nach einen erblichen Unterſchied oder Schlag unter Thiere einerley Stammes und Race, vornehmlich in Anſehung der Größe, der Proportion der Gliedmaßen (plump oder geſchlank), imgleichen des Naturells, der zwar in der Vermiſchung mit fremden halbſchlächtig anartet, aber auf einem andern Boden und bey anderer Nahrung (ſelbſt ohne Veränderung des Klima) in wenig Zeugungen verſchwindet. Es iſt angenehm, den verſchiedenen Schlag der Menſchen nach Verſchiedenheit dieſer Urſachen zu bemerken, wo er in eben demſelben Lande bloß nach den Provinzen kenntlich iſt, (wie ſich die Böotier, die einen feuchten, von den Athenienſern unterſchieden, die einen trocknen Boden bewohnten;) welche Verſchiedenheit oft freylich nur einem aufmerkſamen Auge kenntlich iſt, von andern aber belacht wird. Was bloß zu den Varietäten gehört, und alſo an ſich ſelbſt (obzwar eben nicht beſtändig) erblich iſt, kann doch durch Ehen, die immer in denſelben Familien verbleiben, dasjenige mit der Zeit hervorbringen, was ich den Familienſchlag nenne, wo ſich etwas Charakteriſtiſches endlich ſo tief in die Zeugungskraft einwurzelt, daß es einer Spielart nahe kömmt, und ſich wie dieſe perpetuirt. Man will dieſes an dem alten Adel von Venedig, vornehmlich den Damen deſſelben, bemerkt haben. Zum wenigſten ſind in der neu entdeckten Inſel Otaheite die adlichen Frauen insgeſammt größern Wuchſes, als die gemeinen. — Auf der Möglichkeit, durch ſorgfältige Ausſonderung der ausartenden Geburten von den einſchlagenden, endlich einen dauerhaften Familienſchlag zu errichten, beruhte die Meynung des Herrn von Maupertuis: einen von Natur edlen Schlag Menſchen in irgend einer Provinz zu ziehen, worinn Verſtand, Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit erblich wären. Ein Anſchlag, der meiner Meynung nach an ſich ſelbſt zwar thunlich, aber durch die weiſere Natur ganz wohl verhindert iſt, weil eben in der Vermengung des Böſen mit dem Guten die groſen Triebfedern liegen, welche die ſchlafenden Kräfte der Menſchheit in Spiel ſetzen, und ſie nöthigen, alle ihre Talente zu entwickeln, und ſich der Vollkommenheit ihrer Beſtimmung zu nähern. Wenn die Natur ungeſtöhrt (ohne Verpflanzung oder fremde Vermiſchung) viele Zeugungen hindurch wirken kann; ſo bringt ſie jederzeit endlich einen dauerhaften Schlag hervor, der Völkerſchaften auf immer kenntlich macht, und eine Race würde genannt werden, wenn das Charakteriſtiſche nicht zu unbedeutend ſchiene, und zu ſchwer zu beſchreiben wäre, um darauf eine beſondere Abtheilung zu gründen.

2) Eintheilung der Menſchengattung in ihre verſchiedene Racen.

Ich glaube, man habe nur nöthig, vier Racen derſelben anzunehmen, um alle dem erſten Blick kenntliche und ſich perpetuirende Unterſchiede davon ableiten zu können. Sie ſind 1) die Race der Weiſſen, 2) die Negerrace, 3) die Hunniſche (Mungaliſche oder Kalmukiſche) Race, 4) die Hinduiſche oder Hindiſtaniſche Race. Zu der erſtern, die ihren vornehmſten Sitz in Europa hat, rechne ich noch die Mohren (Mauren von Afrika), die Araber, (nach dem Niebuhr), den türkiſch-tatariſchen Völkerſtamm, und die Perſer, imgleichen alle übrige Völker von Aſien, die nicht durch die übrigen Abtheilungen namentlich davon ausgenommen ſind. Die Negerrace der nordlichen Halbkugel iſt bloß in Afrika, die der ſüdlichen (außerhalb Afrika) vermuthlich nur in Neuguinea eingebohren, (Autochthones), in einigen benachbarten Inſeln aber bloße Verpflanzungen. Die Kalmukiſche Race ſcheint unter den Koſchottiſchen am reinſten, unter den Torgöts etwas, unter den Dſungoriſchen mehr mit tatariſchem Blute vermiſcht zu ſeyn, und iſt eben dieſelbe, welche in den älteſten Zeiten den Namen der Hunnen, ſpäter den Namen der Mungalen (in weiter Bedeutung) und jetzt der Olöts führt. Die Hindiſtaniſche Race iſt in dem Lande dieſes Namens ſehr rein und uralt, aber von dem Volke auf der jenſeitigen Halbinſel Indiens unterſchieden. Von dieſen vier Racen glaube ich alle übrige erbliche Völkercharaktere ableiten zu können: entweder als vermiſchte oder angehende Racen; wovon die erſte aus der Vermiſchung verſchiedener entſprungen iſt, die zweyte in dem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um den Charakter der Race deſſelben völlig anzunehmen. So hat die Vermiſchung des tatariſchen mit dem hunniſchen Blute an den Karakalpacken, den Nagaien und andern, Halbracen hervorgebracht. Das hindiſtaniſche Blut, vermiſcht mit dem der alten Scyten (in und um Tibet) und mehr oder weniger von dem hunniſchen, hat vielleicht die Bewohner der jenſeitigen Halbinſel Indiens, die Tonquineſen und Schineſen, als eine vermiſchte Race erzeugt. Die Bewohner der nördlichen Eisküſte Aſiens ſind ein Beyſpiel einer angehenden hunniſchen Race, wo ſich ſchon das durchgängig ſchwarze Haar, das bartloſe Kinn, das flache Geſicht und langgeſchlitzte wenig geöffnete Auge zeigen; die Wirkung der Eiszone an einem Volke, welches in ſpätern Zeiten aus milderem Himmelsſtriche in dieſe Sitze getrieben worden, ſo wie die Seelappen, ein Abſtamm des ungriſchen Volks, in nicht gar viel Jahrhunderten, ſchon ziemlich in das Eigenthümliche des kalten Himmelsſtrichs eingeartet ſind, ob ſie zwar von einem wohlgewachſenen Volke aus der temperirten Zone entſproſſen waren. Endlich ſcheinen die Amerikaner eine noch nicht völlig eingeartete hunniſche Race zu ſeyn. Denn im äußerſten Nordweſten von Amerika, (woſelbſt auch, aller Vermuthung nach, die Bevölkerung dieſes Welttheils aus dem Nordoſten von Aſien, wegen der übereinſtimmenden Thierarten in beyden, geſchehen ſeyn muß) an den nördlichen Küſten von der Hudſonsbay ſind die Bewohner den Kalmucken ganz ähnlich. Weiter hin in Süden wird das Geſicht zwar offener und erhobener, aber das bartloſe Kinn, das durchgängig ſchwarze Haar, die rothbraune Geſichtsfarbe, imgleichen die Kälte und Unempfindlichkeit des Naturells, lauter Ueberbleibſel von der Wirkung eines langen Aufenthalts in kalten Weltſtrichen, wie wir bald ſehen werden, gehen von dem äußerſten Norden dieſes Welttheils bis zum Staaten-Eylande fort. Der längere Aufenthalt der Stammväter der Amerikaner in N. O. von Aſien und dem benachbarten N. W. von Amerika hat die Kalmukiſche Bildung zur Vollkommenheit gebracht; die geſchwindere Ausbreitung ihrer Abkömmlinge aber nach dem Süden dieſes Welttheils die Amerikaniſche. Von Amerika aus iſt gar nichts weiter bevölkert. Denn auf den Inſeln des ſtillen Meers ſind alle Einwohner, einige Neger ausgenommen, bärtig; vielmehr geben ſie einige Zeichen der Abkunft von den Malayen, eben ſo, wie die auf den ſundaiſchen Inſeln; und die Art von Lehnsregierung, welche man auf der Inſel Otaheite antraf, und welche auch die gewöhnliche Staatsverfaſſung der Malayen iſt, beſtätiget dieſe Vermuthung.

Die Urſache, Neger und Weiſſe für Grundracen anzunehmen, iſt für ſich ſelbſt klar. Was die Hindiſtaniſche und Kalmukiſche betrift, ſo iſt das Olivengelb, welches dem mehr oder weniger Braunen der heiſſen Länder zum Grunde liegt, bey den erſtern eben ſo wenig, als das originale Geſicht der zweyten von irgend einem andern bekannten Nationscharakter abzuleiten, und beyde drücken ſich in vermiſchten Begattungen unausbleiblich ab. Eben dieſes gilt von der in die Kalmukiſche Bildung einſchlagenden und damit durch einerley Urſache verknüpften amerikaniſchen Race. Der Oſtindianer giebt durch Vermiſchung mit dem Weiſſen den gelben Meſtizen, wie der Amerikaner mit demſelben den rothen, und der Weiſſe mit dem Neger den Mulatten, der Amerikaner mit eben demſelben, den Kabugl oder den ſchwarzen Karaiben: welches jederzeit kenntlich bezeichnete Blendlinge ſind; und ihre Abkunft von ächten Racen beweiſen.

3) Von den unmittelbaren Urſachen des Urſprungs dieſer verſchiedenen Racen.

Die in der Natur eines organiſchen Körpers (Gewächſes oder Thieres) liegenden Gründe einer beſtimmten Auswickelung heiſſen, wenn dieſe Auswickelung beſondere Theile betrift, **Keime**; betrift ſie aber nur die Größe oder das Verhältniß der Theile untereinander, ſo nenne ich ſie **natürliche Anlagen**. In den Vögeln von derſelben Art, die doch in verſchiedenen Klimaten leben ſollen, liegen Keime zur Auswickelung einer neuen Schicht Federn, wenn ſie im kalten Klima leben, die aber zurückgehalten werden, wenn ſie ſich im gemäßigten aufhalten ſollen. Weil in einem kalten Lande das Weizenkorn mehr gegen feuchte Kälte geſchützt werden muß, als in einem trocknen oder warmen, ſo liegt in ihm eine vorher beſtimmte Fähigkeit oder natürliche Anlage, nach und nach eine dickere Haut hervorzubringen. Dieſe Fürſorge der Natur, ihr Geſchöpf durch verſteckte innere Vorkehrungen auf allerley künftige Umſtände auszurüſten, damit es ſich erhalte, und der Verſchiedenheit des Klima oder des Bodens angemeſſen ſey, iſt bewundernswürdig, und bringt bey der Wanderung und Verpflanzung der Thiere und Gewächſe, dem Scheine nach, neue Arten hervor, welche nichts anders, als Abartungen und Racen von derſelben Gattung ſind, deren Keime und natürliche Anlagen ſich nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verſchiedene Weiſe entwickelt haben. *)

---

*) Wir nehmen die Benennungen: **Naturbeſchreibung** und **Naturgeſchichte** gemeiniglich in einerley Sinne. Allein es iſt klar, daß die Kenntniß der Naturdinge, wie ſie jetzt ſind, immer noch die Erkenntniß von demjenigen wünſchen laſſe, was ſie ehedem geweſen ſind, und durch welche Reihe von Veränderungen ſie durchgegangen, um an jedem Orte in ihren gegenwärtigen Zuſtand zu gelangen. Die **Naturgeſchichte**, woran es uns faſt noch gänzlich fehlt, würde uns die Veränderung der Erdgeſtalt, ingleichen die der Erdgeſchöpfe (Pflan-

Der Zufall, oder allgemeine mechaniſche Geſetze, können ſolche Zuſammenpaſſungen nicht hervorbringen. Daher müſſen wir dergleichen gelegentliche Auswickelungen als vorgebildet anſehn. Allein ſelbſt da, wo ſich nichts Zweckmäßiges zeiget, iſt das bloße Vermögen, ſeinen beſondern angenommenen Charakter fortzupflanzen, ſchon Beweiſes genug: daß dazu ein beſonderer Keim oder natürliche Anlage in dem organiſchen Geſchöpf anzutreffen geweſen. Denn äußere Dinge können wohl Gelegenheits- aber nicht hervorbringende Urſachen von demjenigen ſeyn, was nothwendig anerbet und nachartet. So wenig, als der Zu-

---

zen und Thiere), die ſie durch natürliche Wanderungen erlitten haben, und ihre daraus entſprungene Abartungen von dem Urbilde der Stammgattung lehren. Sie würde vermuthlich eine große Menge ſcheinbar verſchiedene Arten zu Racen eben derſelben Gattung zurückführen, und das jetzt ſo weitläuftige Schulſyſtem der Naturbeſchreibung in ein phyſiſches Syſtem für den Verſtand verwandeln.

fall oder phyſiſch-mechaniſche Urſachen einen organiſchen Körper hervorbringen können, ſo wenig werden ſie zu ſeiner Zeugungskraft etwas hinzuſetzen, d. i. etwas bewirken, was ſich ſelbſt fortpflanzt, wenn es eine beſondere Geſtalt oder Verhältniß der Theile iſt.*) Luft, Sonne und Nahrung können einen thieriſchen Körper in ſeinem Wachsthume modificiren, aber dieſe Veränderung nicht zugleich mit einer zeugenden Kraft verſehen, die vermögend wäre, ſich ſelbſt, auch ohne dieſe Urſache, wieder hervorzubringen; ſondern, was ſich fortpflanzen ſoll, muß in der Zeugungskraft ſchon vorher gelegen haben, als vorher beſtimmt zu einer gelegentlichen Auswickelung, den Umſtänden gemäß, darein das Geſchöpf gerathen kann, und in welchen es ſich beſtändig erhalten ſoll. Denn in die Zeugungskraft muß nichts dem Thiere fremdes hinein kommen können, was vermögend wäre, das Geſchöpf nach und nach von ſeiner urſprünglichen und weſentlichen Beſtimmung zu entfernen, und wahre Ausartungen hervorzubringen, die ſich perpetuirten.

---

*) Krankheiten ſind bisweilen erblich. Aber dieſe bedürfen keiner Organiſation, ſondern nur eines Ferments ſchädlicher Säfte, die ſich durch Anſteckung fortpflanzen. Sie arten auch nicht nothwendig an.

Der Menſch war für alle Klimaten und für jede Beſchaffenheit des Bodens beſtimmt; folglich mußten in ihm mancherley Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er ſeinem Platze in der Welt angemeſſen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demſelben gleichſam angebohren und dafür gemacht zu ſeyn ſchiene. Wir wollen, nach dieſen Begriffen, die ganze Menſchengattung auf der weiten Erde durchgehn, und daſelbſt zweckmäßige Urſachen ſeiner Abartungen anführen, wo die natürlichen nicht wohl einzuſehen ſind, hingegen natürliche, wo wir die Zwecke nicht gewahr werden. Hier merke ich nur an: daß Luft und Sonne diejenigen Urſachen zu ſeyn ſcheinen, welche auf die Zeugungskraft innigſt einflieſſen, und eine dauerhafte Entwickelung der Keime und Anlagen hervorbringen, d. i. eine Race gründen können; da hingegen die beſondere Nahrung zwar einen Schlag Menſchen hervorbringen kann, deſſen Unterſcheidendes aber bey Verpflanzungen bald erliſcht. Was auf die Zeugungskraft haften ſoll, muß nicht die Erhaltung des Lebens, ſondern die Quelle deſſelben, d. i. die erſten Principien ſeiner thieriſchen Einrichtung und Bewegung afficiren.

Der Menſch, in die Eiszone verſetzt, mußte nach und nach in eine kleinere Statur ausarten; weil bey dieſer, wenn die Kraft des Herzens dieſelbe bleibt, der Blutumlauf in kürzerer Zeit geſchieht, der Pulsſchlag alſo ſchneller und die Blutwärme größer wird. In der That fand auch Cranz die Grönländer nicht allein weit unter der Statur der Europäer, ſondern auch von merklich gröſſerer natürlichen Hitze ihres Körpers. Selbſt das Mißverhältnis, zwiſchen der ganzen Leibeshöhe und den kurzen Beinen an den nördlichſten Völkern iſt ihrem Klima ſehr angemeſſen, da dieſe Theile des Körpers wegen ihrer Entlegenheit vom Herzen in der Kälte mehr Gefahr leiden. Gleichwohl ſcheinen doch die meiſten der jetzt bekannten Einwohner der Eiszone nur ſpätere Ankömmlinge daſelbſt zu ſeyn; wie die Lappen, welche mit den Finnen aus einerley Stamme, nemlich dem Ungriſchen entſprungen, nur ſeit der Auswanderung der letztern (aus dem Oſten von Aſien) die jetzigen Sitze eingenommen haben, und doch ſchon in dieſes Klima auf einen ziemlichen Grad eingeartet ſind.

Wenn aber ein nordliches Volk lange Zeitläufte hindurch genöthiget iſt, den Einfluß von der Kälte der Eiszone auszuſtehen, ſo müſſen ſich mit ihm noch größere Veränderungen zutragen. Alle Auswickelung, wodurch der Körper ſeine Säfte nur verſchwendet, muß in dieſem austrocknenden Himmelsſtriche nach und nach gehemmt werden. Daher werden die Keime des Haarwuchſes mit der Zeit unterdrückt, ſo, daß nur diejenigen übrig bleiben, welche zur nothwendigen Bedeckung des Hauptes erforderlich ſind. Vermöge einer natürlichen Anlage werden auch die hervorragenden Theile des Geſichts, welches am wenigſten einer Bedeckung fähig iſt, da ſie durch die Kälte unaufhörlich leiden, vermittelſt einer Fürſorge der Natur, allmählig flacher werden, um ſich beſſer zu erhalten. Die wulſtige Erhöhung unter den Augen, die halbgeſchloſſenen und blinzenden Augen ſcheinen zur Verwahrung derſelben, theils gegen die austrocknende Kälte der Luft, theils gegen das Schneelicht (wogegen die Esquimaux auch Schneebrillen brauchen), wie veranſtaltet zu ſeyn, ob ſie gleich auch als natürliche Wirkungen des Klima angeſehen werden können, die ſelbſt in mildern Himmelsſtrichen, nur in weit geringerm Maße, zu bemerken ſind. So entſpringt nach und nach das bartloſe Kinn, die gepletſchte Naſe, dünne Lippen, blinzende Augen, das flache Geſicht, die röthlich braune Farbe mit dem ſchwarzen Haare, mit einem Worte, die Kalmukiſche Geſichtsbildung, welche, in einer langen Reihe von Zeugungen in demſelben Klima, ſich bis zu einer dauerhaften Race einwurzelt, die ſich erhält, wenn ein ſolches Volk gleich nachher in mildern Himmelsſtrichen neue Sitze gewinnt.

Man wird ohne Zweifel fragen, mit welchem Rechte ich die Kalmukiſche Bildung, welche jetzt in einem mildern Himmelsſtriche in ihrer größten Vollſtändigkeit angetroffen wird, tief aus Norden oder Nordoſten herleiten könne? Meine Urſache iſt dieſe. Herodot berichtet ſchon aus ſeinen Zeiten: daß die Argippäer, Bewohner eines Landes am Fuſſe hoher Gebirge, in einer Gegend, welche man für die des Uralgebirges halten kann, kahl und flachnaſicht wären, und ihre Bäume mit weiſſen Decken (vermuthlich verſteht er Filzzelte) bedeckten. Dieſe Geſtalt findet man jetzt, in gröſſerm oder kleinerm Maaſſe, im Nordoſten von Aſien, vornehmlich aber in dem nordweſtlichen Theil von Amerika, den man von der Hudſonsbay aus hat entdecken können, wo, nach einigen neuen Nachrichten, die Bewohner, wie wahre Kalmucken, ausſehn. Bedenkt man nun, daß in der älteſten Zeit Thiere und Menſchen in dieſer Gegend zwiſchen Aſien und Amerika müſſen gewechſelt haben, indem man einerley Thiere in dem kalten Himmelsſtriche beyder Welttheile antrift, daß dieſe menſchliche Race ſich allererſt etwa 1000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, (nach dem

Deſguignes) über den Amurſtrom hinaus den Chineſen zeigte, und nach und nach andere Völker, von tatariſchen, ungriſchen und andern Stämmen, aus ihren Sitzen vertrieb, ſo wird dieſe Abſtammung aus dem kalten Weltſtriche nicht ganz erzwungen ſcheinen.

Was aber das Vornehmſte iſt, nemlich die Ableitung der Amerikaner, als einer nicht völlig eingearteten Race, eines Volks, das lange den nordlichſten Weltſtrich bewohnt hat, wird gar ſehr durch den erſtickten Haareswuchs an allen Theilen des Körpers, auſſer dem Haupte, durch die röthliche Eiſenroſtfarbe der kälteren und die dunklere Kupferfarbe heiſſerer Landſtriche dieſes Welttheils beſtätigt. Denn das Rothbraune ſcheint (als eine Wirkung der Luftſäure) eben ſo dem kalten Klima, wie das Olivenbraun (als eine Wirkung des laugenhaft- gallichten der Säfte) dem heiſſen Himmelsſtriche angemeſſen zu ſeyn, ohne einmal das Naturell der Amerikaner in Anſchlag zu bringen, welches eine halb erloſchene Lebenskraft verräth, *) die am natürlichſten für die Wirkung einer kalten Weltgegend angeſehen werden kann.

Die größeſte feuchte Hitze des warmen Klima muß dagegen an einem Volke, das darinn alt genug geworden, um ſeinem Boden völlig anzuarten, Wirkungen zeigen, die den vorigen gar ſehr entgegengeſetzt ſind. Es wird gerade das Widerſpiel der Kalmuckiſchen Bildung erzeugt werden. Der Wuchs der ſchwammigten Theile des Körpers mußte in einem heiſſen und feuchten Klima zunehmen; daher eine dicke Stülpnaſe und Wurſtlippen.

---

*) Um nur ein Beyſpiel anzuführen, ſo bedient man ſich in Surinam der rothen Sklaven (Amerikaner) nur allein zu häuslichen Arbeiten, weil ſie zur Feldarbeit zu ſchwach ſind, als wozu man Neger braucht. Gleichwohl fehlt es hier nicht an Zwangsmitteln: aber es gebricht den Eingebohrnen dieſes Welttheils überhaupt an Vermögen und Dauerhaftigkeit.

Die Haut mußte geöhlt ſeyn, nicht bloß um die zu ſtarke Ausdünſtung zu mäßigen, ſondern die ſchädliche Einſaugung der fäulichten Feuchtigkeiten der Luft zu verhüten. Der Ueberfluß der Eiſentheilchen, die ſonſt in jedem Menſchenblute angetroffen werden, und hier durch die Ausdünſtung des phosphoriſchen Sauren (wornach alle Neger ſtinken) in der nezförmigen Subſtanz gefället worden, verurſacht die durch das Oberhäutchen durchſcheinende Schwärze, und der ſtarke Eiſengehalt im Blute ſcheint auch nöthig zu ſeyn, um der Erſchlaffung aller Theile vorzubeugen. Das Oel der Haut, welches den zum Haareswuchs erforderlichen Nahrungsſchleim ſchwächt, verſtattete kaum die Erzeugung einer den Kopf bedeckenden Wolle. Uebrigens iſt feuchte Wärme dem ſtarken Wuchs der Thiere überhaupt beförderlich, und kurz, es entſpringt der Neger, der ſeinem Klima wohl angemeſſen, nemlich ſtark, fleiſchig, gelenk, aber unter der reichlichen Verſorgung ſeines Mutterlandes faul, weichlich und tändelnd iſt.

Der Eingebohrne von Hindiſtan kann als aus einer der älteſten menſchlichen Racen entſproſſen angeſehen werden. Sein Land, welches nordwärts an ein hohes Gebürge geſtüzt und von Norden nach Süden, bis zur Spize ſeiner Halbinſel, von einer langen Bergreihe durchzogen iſt, (wozu ich nordwärts noch Tibet, vielleicht den allgemeinen Zufluchtsort des menſchlichen Geſchlechts während, und deſſen Pflanzſchule nach der letzten groſſen Revolution unſrer Erde, mitrechne) hat in einem glücklichen Himmelsſtriche die vollkommenſte Scheitelung der Waſſer, (Ablauf nach zweyen Meeren) die ſonſt kein im glücklichen Himmelsſtriche liegender Theil des feſten Landes von Aſien hat. Es konnte alſo in den älteſten Zeiten trocken und bewohnbar ſeyn, da, ſowohl die öſtliche Halbinſel Indiens, als

China (weil in ihnen die Flüſſe, an ſtatt ſich zu ſcheiteln, parallel laufen) in jenen Zeiten der Ueberſchwemmungen noch unbewohnt ſeyn mußten. Hier konnte ſich alſo in langen Zeitläuften eine feſte menſchliche Race gründen. Das Olivengelb der Haut des Indianers, die wahre Zigeunerfarbe, welche dem mehr oder weniger dunkeln Braun anderer öſtlicheren Völker zum Grunde liegt, iſt auch eben ſo charakteriſtiſch und in der Nachartung beſtändig, als die ſchwarze Farbe der Neger, und ſcheint, zuſammt der übrigen Bildung und dem verſchiedenen Naturelle, eben ſo die Wirkung einer trockenen, wie die letztere der feuchten Hitze zu ſeyn. Nach Herrn Ives ſind die gemeinen Krankheiten der Indianer verſtopfte Gallen und geſchwollene Lebern; ihre angebohrne Farbe aber iſt gleichſam gelbſüchtig und ſcheint eine kontinuirliche Abſonderung der ins Blut getretenen Galle zu beweiſen, welche, als ſeifenartig, die verdickten Säfte vielleicht auflöſet und verflüchtigt, und dadurch wenigſtens in den äuſſern Theilen das Blut abkühlt. Eine hierauf oder auf etwas Aehnliches hinauslaufende Selbſthülfe der Natur, durch eine gewiſſe Organiſation, (deren Wirkung ſich an der Haut zeigt,) dasjenige kontinuirlich wegzuſchaffen, was den Blutumlauf reizt, mag wohl die Urſache der kalten Hände der Indianer ſeyn, *) und

---

*) Ich hatte zwar ſonſt geleſen: daß dieſe Indianer die Beſonderheit kalter Hände bey groſſer Hitze haben, und daß dieſes eine Frucht ihrer Nüchternheit und Mäßigkeit ſeyn ſolle. Allein als ich das Vergnügen hatte, den aufmerkſamen und einſehenden Reiſenden, Herrn [illegible]ton, der einige Jahre als holländiſcher Conſul und Chef ihrer Etabliſſements zu Baſſora ꝛc. geſtanden, bey ſeiner Durchreiſe durch Königsberg zu ſprechen, ſo benachrichtigte er mich: daß, als er in Surat mit der Gemahlinn eines europäiſchen Conſuls getanzt habe, er verwundert geweſen wäre, ſchwitzige und kalte Hände an ihr zu fühlen, (die Gewohnheit der Handſchuhe iſt dort noch nicht angenommen), und

vielleicht (wiewohl man dieſes noch nicht beobachtet hat,) einer überhaupt verringerten Blutwärme, die ſie fähig macht, die Hitze des Klima ohne Nachtheil zu ertragen.

Da hat man nun Muthmaßungen, die wenigſtens Grund genug haben, um andern Muthmaßungen die Wage zu halten, welche die Verſchiedenheiten der Menſchengattung ſo unvereinbar finden, daß ſie deshalb lieber viele Lokalſchöpfungen annehmen. Mit Voltären ſagen: Gott der das Rennthier in Lappland

---

da er andern ſeine Befremdung geäuſſert, zur Antwort bekommen habe: ſie habe eine Indianerinn zur Mutter gehabt, und dieſe Eigenſchaft ſey an ihnen erblich. Ebenderſelbe bezeugte auch, daß wenn man die Kinder der Parſis mit denen der Indianer dort zuſammen ſähe, die Verſchiedenheit der Racen in der weiſſen Farbe der erſten, und der gelbbraunen der zweyten ſogleich in die Augen falle. Imgleichen, daß die Indianer in ihrem Baue noch das Unterſcheidende an ſich hätten, daß ihre Schenkel über das bey uns gewöhnliche Verhältnis länger wären.

ſchuf, um das Moos dieſer kalten Gegenden zu verzehren, der ſchuf auch daſelbſt den Lappländer, um dieſes Rennthier zu eſſen, iſt kein übler Einfall für einen Dichter, aber ein ſchlechter Behelf für den Philoſophen, der die Kette der Natururſachen nicht verlaſſen darf, als da, wo er ſie augenſcheinlich an das unmittelbare Verhängnis geknüpft ſieht.

Man ſchreibt jetzt mit gutem Grunde die verſchiedenen Farben der Gewächſe dem durch unterſchiedliche Säfte gefälleten Eiſen zu. Da alles Thierblut Eiſen enthält, ſo hindert uns nichts, die verſchiedene Farbe dieſer Menſchenracen eben derſelben Urſache beyzumeſſen. Auf dieſe Art würde etwa das Salzſaure, oder das phosphoriſch Saure, oder das flüchtig Laugenhafte der ausführenden Gefäſſe der Haut die Eiſentheilchen im Retikulum roth, oder ſchwarz, oder gelb niederſchlagen. In dem Geſchlechte der Weiſſen würde aber dieſes in den Säften aufgelöſete Eiſen gar nicht niedergeſchlagen, und dadurch zugleich die vollkommene Miſchung der Säfte und Stärke dieſes Menſchenſchlags vor den übrigen bewieſen. Doch dieſes iſt nur eine flüchtige Anreizung zur Unterſuchung in einem Felde, worinn ich zu fremd bin, um mit einigem Zutraun auch nur Muthmaßungen zu wagen.

Wir haben vier menſchliche Racen gezählt, worunter alle Mannichfaltigkeiten dieſer Gattung ſollen begriffen ſeyn. Alle Abartungen aber bedürfen doch einer Stammgattung, die wir entweder für ſchon erloſchen ausgeben oder aus den vorhandenen diejenige ausſuchen müſſen, womit wir die Stammgattung am meiſten vergleichen können. Freylich kann man nicht hoffen, jetzt irgendwo in der Welt, die urſprüngliche menſchliche Geſtalt unverändert anzutreffen. Eben aus dieſem Hange der Natur, dem Boden allerwärts in langen Zeugungen anzuarten, muß jetzo die Menſchengeſtalt allenthalben mit Lokal-Modifikation behaftet ſeyn. Allein der Erdſtrich vom 31ſten bis zum 32ſten Grade der Breite in der alten Welt (welche auch in Anſehung der Bevölkerung der Namen der alten Welt zu verdienen ſcheint) wird mit Recht Recht für denjenigen gehalten, in welchem die glücklichſte Miſchung der Einflüſſe der kältern und heiſſern Gegenden, und auch der gröſte Reichthum an Erdgeſchöpfen angetroffen wird; wo auch der Menſch, weil er von da aus zu allen Verpflanzungen gleich gut zubereitet iſt, am wenigſten von ſeiner Unbildung abgewichen ſeyn müßte. Hier finden wir aber zwar weiſſe, doch brünette Einwohner, welche Geſtalt wir alſo für die der Stammgattung nächſte annehmen wollen. Von dieſer ſcheint die hochblonde von zarter weiſſer Haut, röthlichem Haar, bleichblauen Augen, die nächſte nordliche Abartung zu ſeyn, welche zur Zeit der Römer die nordlichen Gegenden von Deutſchland und (andern Beweisthümern nach) weiter hin nach Oſten bis zum Altaiſchen Gebürge, allerwärts aber unermeßliche Wälder, in einem ziemlich kalten Erdſtriche, bewohnte. Nun hat der Einfluß einer kalten und feuchten Luft, welche den Säften einen Hang zum Scorbut zuzieht, endlich einen gewiſſen Schlag Menſchen hervorgebracht, der bis zur Beſtändigkeit einer Race würde gediehen ſeyn, wenn in dieſem Erdſtriche nicht ſo häufig fremde Vermiſchungen den Fortgang der Abartung unterbrochen hätten. Wir können dieſe alſo zum wenigſten als eine Annäherung den wirklichen Racen beyzählen, und alsdann werden dieſe, in Verbindung mit den Natururſachen ihrer Entſtehung, ſich unter folgenden Abriß bringen laſſen.

Stammgattung.

Weiſſe von brünetter Farbe.

Erſte Race, Hochblonde (Nordl. Eur.)
von feuchter Kälte.

Zweyte Race, Kupferrothe (Amerik.)
von trockner Kälte.
Dritte Race, Schwarze, (**Senegambia**)
von feuchter Hitze.
Vierte Race, Olivengelbe (**Indianer**)
von trockner Hitze.

4) Von den Gelegenheitsurſachen der Gründung verſchiedener Racen.

Was bey der Mannichfaltigkeit der Racen auf der Erdfläche die größte Schwierigkeit macht, welchen Erklärungsgrund man auch annehmen mag, iſt: daß ähnliche Land- und Himmelsſtriche doch nicht dieſelbe Race enthalten, daß Amerika in ſeinem heiſſeſten Klima keine oſtindiſche, noch viel weniger eine dem Lande angebohrne Negergeſtalt zeigt, daß es in Arabien oder Perſien kein einheimiſches indiſches Olivengelb giebt, ungeachtet dieſe Länder in Klima und Luftbeſchaffenheit mit jenem Lande ſehr übereinkommen, u. ſ.

w. Was die erſtere dieſer Schwierigkeiten betrift, ſo läßt ſie ſich aus der Art der Bevölkerung dieſes Himmelsſtrichs faßlich genug beantworten. Denn wenn einmal, durch den langen Aufenthalt ſeines Stammvolks im N. O. von Aſien oder des benachbarten Amerika, ſich eine Race, wie die jetzige, gegründet hatte, ſo konnte dieſe durch keine fernere Einflüſſe des Klima in eine andere Race verwandelt werden. Denn nur die Stammbildung kann in eine Race ausarten; dieſe aber, wo ſie einmal Wurzel gefaßt, und die andern Keime erſtickt hat, widerſtehet aller Umformung eben darum, weil der Charakter der Race einmal in der Zeugungskraft überwiegend geworden.

Was aber die Lokalität der Negerrace betrift, die nur Afrika *) (in der größten Voll-

---

*) In dem heiſſen ſüdlichen Weltſtriche giebt es auch einen kleinen Stamm von Negers, die

kommenheit Senegambia) eigen iſt, ingleichen die der indiſchen, welche in dieſes Land eingeſchloſſen iſt (auſſer wo ſie oſtwärts halbſchlächtig angeartet zu ſeyn ſcheint); ſo glaube ich, daß die Urſache davon in einem inländiſchen Meere der alten Zeit gelegen habe, welches ſowohl Hindiſtan, als Afrika, von andern ſonſt nahen Ländern abgeſondert gehalten. Denn der Erdſtrich, der von der Grenze Dauriens, über die Mungaley, kleine Bucharey, Perſien, Arabien, Nubien, die Sahara bis Capo Blanco in einem nur wenig unterbrochenen Zuſammenhange fortgeht, ſieht ſeinem größten Theile nach dem Boden eines alten Meeres ähnlich. Die Länder in dieſem Striche ſind das, was Buache Platteform nennt, nehm-

---

ſich bis zu den benachbarten Inſeln ausgebreitet, von denen man, wegen der Vermengung mit Menſchen von indiſchen Halbſchlag, beynahe glauben ſollte, daß ſie nicht dieſen Gegenden angehören, ſondern vor Alters, bey einer Gemeinſchaft, darinn die Malayen mit Afrika geſtanden, nach und nach herübergeführt worden.

lich hohe und mehrentheils wagerecht geſtellte Ebenen, in denen die daſelbſt befindlichen Gebürge nirgend einen weitgeſtreckten Abhang haben, indem ihr Fuß unter horizontalliegenden Sande vergraben iſt: daher die Flüſſe, deren es daſelbſt wenig giebt, nur einen kurzen Lauf haben, und im Sande verſiegen. Sie ſind den Baſſins alter Meere ähnlich, weil ſie mit Höhen umgeben ſind, in ihrem Inwendigen, im Ganzen betrachtet, Waſſerpaß halten, und daher einen Strom weder einnehmen, noch auslaſſen, überdem auch mit dem Sande, dem Niederſchlag eines alten ruhigen Meers, größtentheils bedeckt ſind. Hieraus wird es nun begreiflich: wie der indiſche Character in Perſien und Arabien nicht habe Wurzel faſſen können, die damals noch zum Baſſin eines Meeres dienten, als Hindiſtan vermuthlich lange bevölkert war; ingleichen, wie ſich die Negerrace ſowohl, als die indiſche, unvermengt von nordiſchem Blute lange Zeit erhalten konnte, weil ſie davon durch eben dieſes Meer abgeſchnitten war. Die Naturbeſchreibung (Zuſtand der Natur in der jetzigen Zeit) iſt lange nicht hinreichend, von der Mannichfaltigkeit der Abartungen Grund anzugeben. Man muß, ſo ſehr man auch und zwar mit Recht der Frechheit der Meynungen Feind iſt, eine Geſchichte der Natur wagen, welche eine abgeſonderte Wiſſenſchaft iſt, die wohl nach und nach von Meynungen zu Einſichten fortrücken könnte.

Drey und zwanzigſtes Stück.

Die Wiſſenſchaften. *)

Als die ſublunariſche Welt noch durch Genien regiert ward, glaubte man, daß die Schaam und die Gerechtigkeit, dieſe Geſandten des höchſten Gottes, allein geſchickt wären, die Menſchen glücklich zu machen. Nachdem aber Saturn, der letzte von ihnen, ſich in den Schooß des großen Alls zurückgezogen hatte, und die Menſchen Anführern überlaſſen blieben, die aus ihrem eigenen Mittel genommen waren; ſo fiengen ſie an, ein Raub ſchlauer und gewaltſamer Unterdrücker zu werden.

---

*) Eine Allegorie nach dem Plato.

Anfangs zwar hielten ſich Scham und Gerechtigkeit noch in dieſen neuen Staaten auf. Aber allgemach geriethen die Menſchenhirten, unter deren Stabe nunmehr die armen Erdenſöhne lebten, auf den unglücklichen Wahn, daß ſie der beyden Boten des Weltſchöpfers entbehren könnten; ja da dieß himmliſche Paar bald anfieng, ihren Anſchlägen im Wege zu ſtehen, ſo ſannen ſie auf Mittel, wie ſie ſo läſtiger Rathgeberinnen loß werden mögten. Sie verriethen kaum dieſen Gedanken, als ihre Tafeldiener ſchon ihre Verwundrung bezeugten, wie man ſich ſo lange Zeit von den alten Spröden habe äffen laſſen. Dieſe gefälligen Senatoren waren ſchon längſt der alten Sitte nicht mehr hold geweſen; und nachdem ſie ziemlich früh den Götterkindern ihre eigenen Thüren verſchloſſen, hatten ſie nur auf die Gelegenheit gewartet, ſie bey ihren Gebietern verhaßt zu machen, und ſobald als möglich vom Hofe und aus dem Lande zu treiben. Es fehlte auch nicht an Beſchwerden über die beyden Himmelsſtürmer. Man gab ihnen Schuld, daß ſie mit benachbarten Völkern verdächtige Verſtändniſſe unterhielten, die Unterthanen zum Aufruhr geneigt machten, die Hofluſtbarkeiten ſtörten, und wenigſtens die Berathſchlagungen, die in ihrer Abweſenheit ſo ſchnell und ſanft fortglitten, durch allerhand feine und mißfällige Bedenklichkeiten hemmten. Ihre heimlichen Freunde waren zu ſchüchtern und auch ſchon ſelbſt zu verdächtig, als daß ſie ſich, ihre Rechtfertigung ganz laut zu führen, hätten unterwinden ſollen. Alles, was ihnen übrig blieb, um die beyden Himmelsſtürmer noch einigermaßen zu retten, waren einige Vorſchläge, ihre Beybehaltung ihren Feinden unſchädlich zu machen. Sie meynten, daß man ſich gegen alle Beſorgniſſe ſicher ſtellen würde, wenn man auf ſie ein wachſames Auge hätte, ſie nur zuweilen zu Rathe zöge, und dem Volke nur dann und wann und in gewiſſen Angelegenheiten ihren Umgang verſtattete. Allein dieſe Vorſchläge wurden unzuverläſſig gefunden. Die Gegenparthey wandte ein, man könne ſie nicht genug bewachen, und es ſtünde immer zu fürchten, daß ſie ſich in verbotne Händel miſchen, und dem Volke Anſprüche eingeben mögten, die bedenklich wären. Ihre Verbannung ward alſo beſchloſſen; ſie nahmen ihren Flug zu ihrer Heymat, und kehrten zurück zu den Himmliſchen. Nun gieng alles weit beſſer; die Mächtigen fühlten ſich mächtiger, und die Frölichen frölicher: denn keine Sittenrichter ſchienen ihre Freyheit fernerhin einzuſchränken. Aber dieſe Freude währte nicht lange. Der Schwächere fühlte bald den Druck des Mächtigern; Argliſt erſetzte bald den Mangel der Gewalt, und machte ſich mit ihren unſichtbaren Pfeilen fürchterlich. Durch den Untergang des nützſichen Geringen verſiegte bald die Quelle des Ueberfluſſes für den ſchwelgenden Großen. Liſt gegen Liſt, Gewalt gegen Gewalt, Schwerter gegen Schwerter gekehrt, würden endlich das Geſchlecht der Menſchen zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht Jupiter ſich ihrer erbarmet hätte. — »Geh, redete er ſeine weiſe Tochter **Minerva** an, und nimm aus meinem unzugänglichen Vorrathshauſe Verſtand und Weisheit für dieſe Unglücklichen. Sie können anders nicht mehr erhalten werden, als wenn ich ihnen dieſen Schatz ganz öffne. **Prometheus** hat in der Eile nur ſo viel entwenden können, als genug war, um die Menſchen verſchlagen zu machen; jetzt ſind die Scham und die Gerechtigkeit, die ich ihnen zur Hülfe ſandte, zum Himmel zurückgekehrt, und wenn du ihnen nicht Weisheit bringſt, ſind ſie verlohren.« — **Minerva**, dem Befehl des Vaters der Götter und der Menſchen gehorſam, ſchickte ſich an, ſich mit dem Lichte der Weisheit auf die Erde herabzulaſſen, und den Sterblichen die göttlichen Gaben der Wiſſenſchaften auszutheilen. Ihrer ernſten Hoheit ſich bewußt, und mit der Schwachheit der Sterblichen bekannt, ſandte ſie ihre jugendlichern Schweſtern, die Muſen, voran, um ſich durch die anmuthigen und abſichtloſen Spiele dieſer Unſchuldigen den Zugang zu bereiten. Dieſes Mittel gelang ihr. Zwar trieben einige Muſen ihre Gefälligkeit zu weit, und wurden Buhlerinnen der Mächtigen. Aber die Uebrigen, die ihre himmliſche Unſchuld behielten, hauchten doch ſpielend manchen Funken der Weisheit in die Buſen der Menſchen. Allgemach lebte in ihnen der ätheriſche Theil wieder auf, wodurch ſie mit den Himmliſchen verwandt ſind, und ſie begannen nach den Gaben der Minerva dankbare Hände auszuſtrecken. Nunmehr lernten ſie, daß Schwelgerey Thorheit und Verheerung Unſinn ſey;

daß die Menſchen Ein Geſchlecht ausmachen, und daß aus dem Wohl der Einzelen das Wohl des Ganzen entſpringe. Seitdem hoft man, jemehr ſie von den Funken des heiligen Lichtes auffangen werden, deſtomehr werden ſie ſich mit Scham und Gerechtigkeit wieder ausſöhnen, und dann wird die Seligkeit des Saturniſchen Zeitalters auf die Erde zurückkehren.

B.

Vier und zwanzigſtes Stück.

Hylas und Phylonous.

Wenn auch die Materie, **ſagt man**, ihrer Natur nach des Denkens unfähig iſt: kann ihr der Allmächtige nicht dieſe Eigenſchaft mittheilen?

Dieſer Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Anſehen eines großen Namens unterſtützt zu werden. **Locke** hat ihn irgendwo in ſeinen Schriften vorgebracht, und ſeit der Zeit iſt er von ſo manchem Schriftſteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer ſelbſt hat ſeinen Einfall für ſo unüberwindlich nicht gehalten.

Die Carteſianer lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig ſeyn ſollte; ſo müßte ſich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen laſſen. Nun ſind aber, ſagten ſie, Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und Wahrnehmen oder inneres Bewußtſeyn der Bewegung von ungleicher Natur, von disparaten Eigenſchaften: denn man mag die Theilchen der Materie verſetzen und verbinden, wie man will; ſo entſtehet daraus noch kein Begrif, keine Vorſtellung von dieſer Verſetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, ſchloſſen ſie, muß alſo bloß beweglich ſeyn, das Denken aber einer nicht ausgedehnten Subſtanz, die der Bewegung unfähig iſt, zukommen.

Da man durch dieſe Gründe nur zu beweiſen ſchien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich ſind; ſo fragte **Locke** mit

Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleyhen könne, die ſie von ſelbſt nicht haben würde?

So, wie andre Weltweiſe den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, iſt dieſe Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Subſtanzen in einer Einzigen (durch die Vorſtellung) zuſammenkommen müſſen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu beſtehen: ſo läßt ſich eine denkende Materie eben ſo wenig ohne Widerſpruch annehmen, als ein viereckigter Zirkel.

Aber auch ſelbſt nach der angeführten Carteſianiſchen Beweisart läßt ſich der Zweifel des Engländers auf eine ſehr einleuchtende Weiſe heben. Man kann zeigen, daß die Eigenſchaften ſich nicht mittheilen laſſen, und daß die Allmacht ſelbſt keinem Weſen eine Kraft zulegen kann, die ihm ſeiner Natur nach nicht zukömmt. Man ſehe hier ein Geſpräch, das über dieſen Punkt zwiſchen zwey Weltweiſen vorgefallen, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas.

Und wenn auch die Materie an und für ſich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous.

Wir wollen ſehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß ſie am Dorne Roſen wachſen läßt? Erſchaft ſie etwa jährlich in der Roſenzeit friſche Knoſpen aus dem Nichts, und befeſtiget ſie an dem Strauch?

Hylas.

Das nicht. Vielmehr hat ſie in den Dorn ſelbſt den Samen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Roſen hervorſproſſen.

Philonous.

Alſo, wer den Roſenſamen zergliedern und ſeinen innern Bau mit mikroſkopiſchen

Augen betrachten kann; der wird deutlich einſehen, wie aus dem fein organiſirten Samen, durch die Entwickelung, Roſen aufblühen können?

Hylas.

Allerdings! Wenn nur ſeine Sinne zart genug ſind, oder die Inſtrumente genug vergrößern.

Philonous.

Geſetzt aber, die Allmacht wollte am Roſenſtocke, der nur Roſenſamen führt, Zitronen wachſen laſſen; würde ſie nicht dieſe dem Strauch unnatürliche Früchte beſonders erſchaffen, und an den Stengeln befeſtigen müſſen?

Hylas.

Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Roſenſtocke nur zu wachſen ſcheinen, nicht wirklich wachſen.

Philonous.

Mehr aber als dieſen bloßen Schein,

dünkt mich, kann ſelbſt die Allmacht in dieſem Fall nicht erhalten; ſie müßte denn den Roſendorn in einen Zitronenbaum verwandeln: das heißt, nach der Sprache einer geſunden Philoſophie: den Roſendorn vernichten, und einen Zitronenbaum an die Stelle ſetzen.

Hylas.

Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous.

Freylich nicht! Und es bliebe alſo bey dem Vorigen: die Allmacht würde die Zitronen beſonders erſchaffen und mit dem Roſenſtrauche verbinden müſſen. — Wie aber? Der Stamm führet ja keine Zitronenſäfte. Woher werden die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas.

Dieſe wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder ſonſt woher zuführen müſſen.

Philonous.

Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Zitronen mehr als ihre Stütze verlohren?

Hylas.

Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem ſie hiengen, ſie weder hervorgebracht noch genährt hatte.

Philonous.

Nunmehr zu unſrer Hauptfrage zurück!— Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für ſich nicht denken könne; das heißt, daß ſie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Geſtalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken fähig ſey.

Hylas.

Ich gebe zu, daß Carteſius dieſes ſo gut als erwieſen hat.

Philonous.

Der Grund zu den Gedanken liegt alſo nicht in der Materie, ſo wenig als Zitronenſamen im Roſendorn. Aber Gott ſoll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht dieſe Kraft beſonders erſchaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas.

Allerdings! — ſo, wie wir an unſerm Beyſpiel geſehen.

Philonous.

Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken, und ſie kann ihr in der That ſo wenig eigenthümlich werden, als am Roſenſtocke wirklich Zitronen wachſen können?

Hylas.

Auch das muß ich zugeben.

Philonous.

Die Frage war alſo nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dieß iſt unmöglich; ſondern: ob ſie nicht eine Kraft zu denken erſchaffen und mit der Materie verbinden könne? und ſiehe!

dieß hat ſie wirklich gethan. Sie hat mit gewiſſen Portionen organiſirter Materie eine beſonders erſchaffene Kraft zu denken verbunden, und beyde zuſammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, ſo verhält ſich die Kraft zu denken zur organiſirten Materie. Am Ende kann dieſe vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

* *.

Fünf und zwanzigſtes Stück.

Das Zaubermahl.

Im Queens — Colledge zu Oxford ſaß ein Fellow, Richard Blount mit Namen, beyde Arme über einen Tiſch gebreitet, der mit Kosmogonien, älteſten Völkergeſchichten, egyptiſchen Weisheitsſyſtemen bedeckt war, und laß, in einer ſüſſen Stunde der Erholung, das Buch eines Londner Schwärmers über den dritten Himmel. — Er war aus der Hülle ſeines irrdiſchen Körpers rein heraus in einen ätheriſchen gefahren, ſchoß mit der Geſchwindigkeit eines Lichtſtrahls von Planeten zu Planeten umher, trümmerte bald eine Welt in ein wüſtes ſchreckliches Chaos zuſammen, bald erbaute er ſie wieder mit unausſprechlicher Weisheit, und nahm dann über ſein Werk, mit inniger Wohlluſt, die Lobſprüche der Himmliſchen an, die ſich mit ihm auf eine unerklärbare Art, nicht durch Worte, ſondern vermittelſt deutlich abgeänderter Gerüche, beſprachen.

Mitten in dieſem Entzücken trat ſein Mitfellow Mowbray zu ihm herein; ein Mann von eingeſchränkter Sphäre, der immer mit allen ſeinen Ideen bey ſeiner jetzigen wirklichen Lage zu Hauſe war, und von der Natur weiter nichts erhalten hatte, als ein wenig geſunde Vernunft, und ein wenig leichtfertigen Witz. — Hätte ihn Blount durch einen Wunderglauben, den er nicht hatte, bis in den äuſſerſten Fixſtern verbannen können; ich wüßte nicht, was er gethan haben mögte: So aber empfing er ihn mit einem leiſen Willkommen, und einer Miene, als ob er Kopfſchmerz hätte.

Mowbray eilte zum Tiſch, warf hier ein Paar Urkunden des Menſchengeſchlechts, dort ein Paar Theorien der Erde bey Seite, und machte ſich Platz für den Cornelius a Lapide über den Jeſaias. — Freund! fieng er dann an, da hat ſich in dieſen trocknen Commentar eine Geſchichte verirrt; eine Geſchichte, die ſo ganz wie für Sie gemacht, ſo vollkommen Ihres Geſchmacks iſt, daß ich unmöglich umhin konnte, ſie Ihnen mitzutheilen. — Werfen Sie da Ihre Lektüre nur aus der Hand; denn Sie mögen nun ſo beſchäftigt und ſo verdrüßlich thun, als Sie wollen; — Sie müſſen mich anhören.

Wenn ich muß, ſagte Blount, nun ſo muß ich: aber wahrlich, ich bin begieriger auf das Ende, als auf den Anfang. — Was betrift Ihre Geſchichte?

Einen Schmaus, lieber Blount; aber einen der größten und prächtigſten, die je in Europa erhört worden. — Ein ganz gemeiner Holländiſcher Edelmann gab ihn, und gab ihn, was das Sonderbarſte iſt, ohne dazu das Geringſte weder in der Küche, noch im Keller, noch im Beutel zu haben. — Die Gäſte waren alle die vornehmſten Familien aus der Gegend. Denn es waren da, außer dem Gouverneur von Utrecht, der eben der Gewährsmann unſers Cornelius iſt, und auſſer den Häuptern der Stadt, und auſſer dem ganzen umliegenden Adel —

Gott ſey bey uns! ſchrie Blount; Sie wollen, glaub ich, bis in die Nacht erzehlen. Sie wollen mich zu Tode erzehlen. Wenn Sie mit den Gäſten fertig ſind, ſo kommen Sie ganz gewiß zu den Gerichten.

Der Gerichte, Freund, war eine unbeſchreibliche Menge. Denn, daß ich der vornehmſten aus unſern Gegenden nicht erwähne, der Faſanen, der Ortolanen, der friſch von den Klippen gebrochenen Auſtern: ſo waren da indianiſche Vogelneſter, eben erſt ausgenommen, Schildkröten, gebraten, gekocht und geröſtet, chineſiſche Aſiaße, von was für Art Sie nur wollten, und Piſange, Blount! — Piſange! — Er küßte die Spitzen ſeiner Finger, und betheuerte, daß er den ganzen Mund voll Waſſer hätte.

Blount wollte vom Stuhl herunter. Ehe Sie mit allen den Gäſten fertig werden, und allen den Gerichten, ſchrie er, und allen den Weinen —

Ja die Weine, Blount; — beym Himmel! die hätt ich vergeſſen können. Sie erinnern mich noch. — Er zog den ungeduldigen, ſchon in die Höhe ſpringenden Fellow ganz ſanft wieder auf ſeinen Sitz nieder. — Die Weine waren nun im Ueberfluſſe vorhanden. Oben ſtand das Büret über und über voll Capweins, Madera, Weins aus Georgien, aus Cypern, feiner Liqueure; und drunten herum ſtanden in einem groſſen groſſen Zirkel ſo viel ſpaniſche, deutſche, franzöſiſche, portugieſiſche, ungriſche, italieniſche Weine —

Aber was wirds denn nun endlich? Was kömmt denn nun aus dem allen heraus? —

Was Sie ſich vorſtellen können: daß die Gäſte ſichs ganz vortreflich ſchmecken laſſen, und eſſen und trinken, wie die Epikuräer.

Und das iſts alles? —

Das iſt der Anfang, mein guter **Blount.** Denn nun die Gäſte ſatt ſind, ſtehen Sie auf, murmeln gegen den Wirth ein Paar Worte zum Abſchied, und gehn ihrer Wege.

Daß Sie mit Ihnen giengen! Sie haben's ausdrücklich darauf angelegt, mich zu ärgern.

Nicht doch! Ich komme jetzt eben zur Sache. — Der eine, der zu Fuße wandert, bekömmt auf freyer Straße den Schwindel, und die Vorübergehenden ſchleppen ihn fort; ein andrer, der in der Sänfte ſitzt, fällt mit dem Kopf in die Scheiben, und zerſchlägt ſich das ganze Geſicht; ein dritter, der ſich fahren läßt, ſinkt vom Sitz auf den Boden, und wird ohnmächtig aus der Kutſche gehoben. — Kurz, die ſämmtlichen Gäſte liegen in Ohnmacht, und die Aerzte der Stadt rennen, wie unſinnig, mit den Köpfen gegen einander, um ſie wieder zu ſich zu bringen. — Was meynen Sie nun aber, was an dieſem Unglücke Schuld war?

Ich kanns ja denken! Die feinen Liqueure.

Auch! Aber doch die nicht allein. — Die Gerichte hatten ſämmtlich aus Schaum, die Getränke ſämmtlich aus Luft beſtanden; die Zunge hatte zwar viel zu ſchmecken, aber der Magen nichts zu verdauen bekommen. — Doch dieß allein hätts ihm noch nicht gethan; aber der verſchluckte Wind war auch ein ſo hämiſcher giftiger Wind, daß er das Bißchen Nahrungsſaft, was etwa von vorigen Mahlzeiten noch übrig war, bis auf den Splick aus den Gedärmen mit wegnahm. — Durch ſtrenge Diät kam indeſſen noch mancher wieder zu ſich; aber auch mancher, der ſich zu unmäßig mit Wind überfüllt hatte, mußte an der Auszehrung ſterben. — Und was meynen Sie nun, wer dieß Kunſtſtückchen gemacht hatte?

Vermuthlich doch Ihr **Cornelius** oder Sie ſelbſt! Wer denn ſonſt? —

Allzuviel Ehre für uns! Das hatte ein ganz ausnehmend Genie gethan; ein Weſen von unvergleichlich viel Thatkraft — Sie könnens errathen. — Aus leidigem Hochmuth wollte unſer Edelmann auch einmal ſchmauſen; Küche und Keller, wie geſagt, waren leer, und der Beutel dazu: Was blieb ihm alſo übrig, als einen Bund mit dem Böſen zu machen?

Aber nun bitt ich Sie, ſagte **Blount**, indem er die flachgefalteten Hände gegen die Erde und die Augen gen Himmel kehrte; auf was verfallen Sie noch? Kann ein Mann von Vernunft an einem ſo abgeſchmackten, armſeligen Mährchen Vergnügen finden? —

Mowbray, ohne zu antworten, riß von den Büchern, die auf dem Tiſche lagen, eins nach dem andern zu ſich, und laß: Von der Entſtehung des Weltgebäudes; Betrachtungen über die Freuden des dritten Himmels; Egyptiſche — Hier ſprang er auf, als ob ihm ein plötzliches Schrecken durch alle Glieder führe, und riß den armen unwilligen Fellow mit ſich, der, was er noch nie gethan hatte, ihn fortwieß.

Wie? ſagte **Mowbray**; Sie ſchelten mein Mährchen abgeſchmackt, und ſitzen da offenbar an einer Tafel, die niemand anders, als unſer Genie kann gedeckt haben? Iſts denn nicht lauter Luft, lauter Schaumgericht, was Sie da haben? Iſts denn nicht lauter Zauber- und Gaukelwerk, wenn da ein Embryo, mit ſeinen freylich ſchon vorhandnen, aber noch unentwickelten Sinnen, die ganze Geſchichte des Lebens ausſpäht? oder wenn ein ſtolzer Geweyhter, dem deutliches Wiſſen ein Abſcheu iſt, mit keckem Fuß des Genies eine Hieroglyphe zerſtampft, daß der ſüſſe Kern aller Erkenntniß hervorſpringt? oder wenn gar ein dritter, da mir den Schöpfer ſpielt —

Aber Blount ſaß ſtöckiſch im Winkel, als ob kein Mowbray mehr bey ihm wäre, und laß Betrachtungen über den dritten Himmel. Es war die Stelle von der Wohlluſt der Seligen, wenn ſie, hoch vom Sirius herab, die Organiſation einer irdiſchen Milbe betrachten.

Gut, gut! ſagte Mowbray; Sie wollen, ſeh ich, allein ſeyn, und ich will Sie dann laſſen. Es ſchmeckt Ihnen, wie ich merke, vortreflich; aber! aber! — Er ſah ihn nachdenklich an, und erhob einen warnenden Finger. — Nehmen Sie ſich vor dem Hunger in Acht! Nehmen Sie ſich vor der Auszehrung in Acht! Der Unglaube, Freund, iſt die Auszehrung der Seele: und der Wind, den Sie da in ſich ſchlucken, nimmt in der Stunde der Verdauung auch das Vorhandene mit ſich. Gewiß wären Sie nicht der erſte, der aus einem begeiſterten Schwärmer ein entſchloßner Freygeiſt geworden.

Ende des zweyten Theils.

[Engel, Johann Jacob]

Fürſtenſpiegel.

UNIVERSITAETS-BIBLIO

Drei Lehren faß' ein Herrſcher wohl ins Herz:
Die eine: daß er über Menſchen herrſche;
Die andre: daß er nach Geſetzen herrſche;
Die dritte: daß er nicht auf immer herrſche.

Agathon nach Voß.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1798.

6902931*8

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Die Moral iſt für alle Menſchen nur Eine: eben die Wahrheiten, die der Sclave Epiktet ſich entwickelte, waren auch brauchbar für einen Statthalter und einen Kaiſer, für Arrian und für Marc Aurel. Aber gewiſſe Anwendungen dieſer Moral gehören nur für gewiſſe Stände, weil ſie nur auf die Geſchäfte, Verhältniſſe, eigenen Vorurtheile und Leidenſchaften dieſer Stände Beziehung haben. — In eben dem Sinne giebt es eine eigene Moral für das Frauenzimmer und für den Mann, eine eigene für das Alter und für die Jugend.

So wie beſondere Sittenlehren, ſo giebt es auch beſondere Erfahrungen von Menſchen, beſondere, praktiſche Kenntniſſe, die für gewiſſe Stände ganz unentbehrlich, für andere deſto unbrauchbarer ſind. Wer das Scepter und wer den Pflug, wer den Degen und wer den Richterſtab führt, hat jeder ſeine eigenen Beobachtungen, Grundſätze, Warnungsregeln nöthig. —

Die Abſicht bei nachſtehenden Aufſätzen iſt: jungen Prinzen, und beſonders ſolchen, die zum Regieren beſtimmt ſind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu ſagen; nicht, wie gewöhnlich, in Bildern, als wodurch der Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, ſondern mit aller der Offenheit, die ſich ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht dieſen die Furcht vor Anwendungen bände.

Iſt der Ton in manchen dieſer Aufſätze ſpottend oder ſelbſt bitter; ſo hat ihn wahrlich weder Muthwillen noch Galle dazu gemacht: bloß die Wirkung, die der Aufſatz bezielte, hat ihn ſo vorgeſchrieben. Durch zu beſcheidene Verſchleierung wird keine Schám, und durch zu furchtſame Schonung wird kein Abſcheu erregt.

Die einzige pflichtmäßige Schonung war die: Beiſpiele von Fehlern und Laſtern nicht aus der Mitwelt, ſondern aus einer ſchon entferntern Vorwelt zu nehmen.

Übrigens wird man Recht haben, dieſen Verſuchen vorzuwerfen, daß ſie mehr den Gedanken zu einem Buche geben als ſelbſt das Buch. Noch weit mehrere Gegenſtände hätten können behandelt, und von denen, die vorkommen, hätte ſo viel mehreres geſagt werden können. Aber wenn die hier gelieferten Aufſätze Beyfall finden, ſo wird das Ermunterung ſeyn, ſie zu vermehren; und wenn ſie keinen finden, ſo war es ſchon an dieſem zu viel.

Inhalt

Krieger-Ehre . . . . Seite 1
Fürſten-Wohlluſt . . . . — 6
Verſchwendung . . . . — 18
Freundſchaft . . . . — 24
Wahrheit . . . . — 34
Anſtand . . . . — 48
Empfehlungen . . . . — 60
Spiel . . . . — 65
Auſwand . . . . — 71
Redlichkeit . . . . — 80
Jagd . . . . — 90
Feinheit . . . . — 98
Offenheit . . . . — 102
Denkfreiheit . . . . — 109
Witz . . . . — 121
Nationalehre . . . . — 126
Culturgrad . . . . — 134
Vergeltung . . . . — 145
Geſchichte . . . . — 151
Widerruf . . . . — 160
Faſſung . . . . — 169
Menſchenwürdigung . . . . — 180
Vertrauen . . . . — 187
Jugendfleiß . . . . — 202

Zeitvertreibe . . . . Seite 216
Müßiggang . . . . — 223
Schmeichelei . . . . — 227
Nachruhm . . . . — 243
Sittenwerth . . . . — 248
Vorſicht . . . . — 264
Beſcheidenheit . . . . — 267
Rache . . . . — 276
Sicherheit . . . . — 289

Krieger Ehre.

»Der Staat, ſagte ein Held und Weiſer vom erſten Range, hat zweierlei Mittel, wodurch er belohnt: Metall und Ehre. Beide werden durch Aufopferungen erworben, und nach dem Werth dieſer Aufopferungen vertheilt.«

»Weſſen Dienſte nichts, als körperliche Kräfte, erfodern, der hat dafür ſonſt nichts, als Metall, zu erwarten. Anſtrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt ſeyn; mit mehr Ehre große Tugenden, große Eigenſchaften des Charakters; mit der meiſten Ehre die höchſte Tugend.«

»Wenn es edel iſt, ſeine Einſichten, ſeine Fähigkeiten, ſeine Beſtrebungen, ein ganzes Leben hindurch, dem Wohl des Ganzen zu widmen; ſo iſt es noch edler, das Leben ſelbſt, dieſes liebſte und koſtbarſte aller Beſitzthümer, die Bedingung und den Inbegrif aller Güter, dafür hinzugeben. Der höchſte Glanz der Ehre gebührt daher ohne Zweifel dem Krieger.« — —

Und ſo hätte dann der Krieger vielleicht nicht Unrecht, wenn er auf die übrigen Stände mit einer Art von Verachtung herabſähe? Das höchſte Unrecht! Denn gerade er, wenn die angeführte Schlußfolge auf ihn paſſen ſoll, muß gegen alle Stände die größte Achtung, das wärmſte Wohlwollen zeigen.

Für wen wagt der Krieger ſein Leben? Für den Staat, oder wenn man will, für den Regenten; denn beides iſt Eins. Der Regent iſt nicht als Einzelner, ſondern nur dadurch wichtig, daß ſich das Intereſſe Aller in ihm vereinigt. Der Staat aber iſt der Inbegrif aller Stände, ſo wie jeder Stand der Inbegrif aller ihm zugehörigen Individuen iſt. Wie könnte nun der denkende Krieger irgend eines davon verächtlich finden, wenn Alle in ihrer Verbindung ihm werth ſcheinen ſollen, daß nicht nur er, ſondern noch Tauſende ſeiner tapfern Mitkrieger für die Sicherheit und Wohlfahrt derſelben ihr Leben opfern? Wären ſie ihm wirklich verächtlich, und er wagte dennoch für ſie ſein Leben; ſo würde er das Bekenntnis ablegen: daß er ſein Beſtes, ſein Leben, und das Leben ſo vieler Tauſende ſeiner Mitbrüder, für noch verächtlicher, als das Verächtliche, halte.

Darum aber darf er ſeinen wahren Werth nicht verkennen. Indem er jedem andern Stande Achtung erweiſt, darf er für den ſeinigen eine noch höhere Achtung ſodern. Die Krämerſeele, die ihm dieſe verweigert, weil ſie ihren kleinen Beitrag zu den Unterhaltungskoſten des Kriegsſtandes berechnet, und Blut und Leben eines edlen tapfern Mannes gegen Gold wägt, iſt ſeiner ganzen Verachtung, vielmehr ſeines ganzen Mitleidens würdig. Leben hätte der edle Krieger in jedem andern Stande auch können, und vielleicht beſſer leben; er wählte den ſeinigen, weil er in ihm den erſten, den verdienſtvollſten erkannte. —

Aber weſſen Wahl nun nicht aus ſo edlen Bewegungsgründen geſchah? Wen ein ſtumpfſinniges Vorurtheil, oder Armuth, oder Ungeſchicklichkeit zu jedem andern Geſchäfte, oder gar Scheu vor Arbeit, zum Helden machte? — Ein ſolcher freilich hat der Krämerſeele, die ihn verachtet, nichts vorzuwerfen, und eben für ihn iſt obige Betrachtung geſchrieben. Denn was den wahrhaft edlen

Krieger nie anwandeln wird, das könnte leicht ihn in ſeiner Einfalt anwandeln: daß er auf die übrigen Stände geringſchätzige Blicke würfe, und dadurch ſich dieſen Ständen, als ſelbſt geringſchätzig, verriethe.

In Zeiten der Barbarei, wo der Krieger Räuber, oder unter zügelloſen Deſpoten, wo er blindes Werkzeug einer willkührlichen Macht iſt; da iſt von der Ehre deſſelben ganz und gar nicht die Rede. Er kann hier nur gefürchtet und geflohen, aber unmöglich kann er geachtet werden. Die Ehre dieſes Standes fällt nur auf den edeldenkenden Patrioten, nicht auf den Räuber oder den Söldner.

Fürſten Wohlluſt.

Ohne noch auf die Gefahr zu ſehen, die aus einem zu großen Drucke des Volks für die Regierungen erwachſen kann, wird jeder Regent von einigem Edelmuth wollen, daß der Geringſte im Volk ſoll leben, und daß er dann und wann auch des Lebens ſoll froh werden können. Er wird dem fleißigen Arbeiter, deſſen ſaure Mühe die erſte Quelle der Nahrung und des Wohlſtandes iſt, nicht nur für alle Tage ſein gutes, reichliches Brod, ſondern auch, mit jenem wohldenkenden Könige, für den Sonntag ſein Huhn im Topfe gönnen.

Dazu aber wird gehören, daß ſich der Fürſt, der Alles, was er hat, nur durch ſein Volk haben kann, in ſeinen Begierden zu mäßigen wiſſe; daß er nicht Foderungen auf Foderungen mache, Abgaben auf Abgaben häufe, ſondern für das Vermögen der Unterthanen Achtung und Schonung beweiſe.

Ein vortrefliches Beiſpiel, welchem alle Fürſten nachahmen ſollten, giebt in dieſer Hinſicht Ludewig der Zwölfte von Frankreich. Man erzählt, daß, wenn ihn zuweilen die Noth getrieben, dem Volke irgend eine neue, wenn auch nur geringe, Laſt aufzulegen, er es nicht ohne den größten Kampf und ohne Thränen im Auge gethan habe. Aber nie rührte die Noth dieſes Königs von ſeiner Üppigkeit und Verſchwendung, nie von jener übelverſtandenen Großmuth her, womit oft Fürſten an einige Einzelne wegwerfen, was viele Tauſende haben erarbeiten müſſen. Ludewig war, bei aller ſeiner Herzensgüte, doch nur karg mit Geſchenken; er betrachtete das, was er von ſeinen Unterthanen zog, nicht als eigenes, ſondern als fremdes, bei ihm niedergelegtes Gut; und er war viel zu ſehr Mann von Ehre, um mit fremdem Gute nach eigener Willkuhr zu ſchalten.

Für dieſe edelmüthige, oder vielmehr, für dieſe pflichtmäßige, rechtſchaffne Denkungsart hieß er Vater des Volks; eine Benennung, welche die Dankbarkeit ſeiner Zeitgenoſſen, die bis zur Schwärmerei ging, ihm beigelegt, und die Gerechtigkeit der Nachwelt ihm beſtätiget hat. —

Kommen Zeiten, in welchen größere Aufopferungen für den Staat nothwendig werden; ſo wird das geſchonte, väterlich behandelte Volk nicht allein fähiger, ſondern auch bereitwilliger und freudiger ſeyn, ſie zu machen. Es darf die Nothwendigkeit dieſer Aufopferungen nur einſehn; und es wird ohne Murren, ja oft unaufgefodert, ſeine Schätze, ſeine Erſparniſſe, ſelbſt einen Theil ſeiner Nothdurft dem geliebten Fürſten entgegentragen, deſſen Erhaltung und Wohl mit Erhaltung und Wohl des Vaterlandes Eins iſt. Wenn der patriotiſche Bürger ſein Theuerſtes, was er hat, das Blut ſeiner Kinder, für ſein Vaterland hingeben kann; wie ſollt' er Schwierigkeit machen, für den Schutz deſſelben einen Theil ſeiner weit geringern Güter zu opfern?

Aber freilich: wenn mitten im Frieden und im Überfluſſe ein Volk das Elend des Krieges und des Mangels tragen; wenn es ſich von demjenigen, der es gegen fremden Raub zu ſchützen verbunden wäre, ſelbſt ſoll berauben laſſen, und zwar zu Abſichten, die auf öffentliches, allgemeines Wohl ſchlechterdings keine Beziehung haben; wenn es nicht allein jede Freude, ſondern ſelbſt die Nothdurft des Lebens, wie in einer belagerten Feſtung, entbehren ſoll, damit der Fürſt ſeine ſinnloſen Verſchwendungen, vielleicht außerhalb Landes, beſtreiten, eine Schaar verächtlicher Ausſchweiflinge und Schmeichler beſolden, oder in den Schoos laſterhafter Wohlluſt ganze Haufen des ſo ſchwer gewonnenen und noch ſchwerer entbehrten Goldes hinſchütten könne: da muß nach und nach Kalte, Unzufriedenheit, Erbitterung, Luſt zur Empörung alle Gemüther erfüllen, und Vaterland und Fürſt, zu welchen die Liebe ſonſt ſo natürlich iſt, müſſen es endlich kaum mehr werth ſcheinen, daß man ſich ihrer annehme und ſie beſchütze. —

Ein guter Fürſt wird immer ſuchen, zweierlei Vortheile zu vereinigen; zuerſt: ſein Volk mit ſo wenigen Laſten zu beſchweren, als möglich, und zweitens: ihm von dem, was es hergiebt, einen allgemein nützlichen, wohlthätigen Gebrauch zu zeigen. Der beſte Fürſt wird ſeyn, wer dieß beides am eifrigſten will; der glücklichſte, wer es zugleich am leichteſten kann. Zu dieſem Können aber wird gehören: daß ihm ſein gutes Geſtirn eine ruhige, friedliche Herrſchaft verleihe, daß er von ſeinen Vätern keine zu große, drückende Schuldenlaſt erbe, und daß er, bei der Beſchränkung ſeiner eigenen Kräfte, das Glück habe, einſichtsvolle, redliche Diener zu finden. Mit dieſen Vortheilen und mit ſeinem großmüthigen Herzen wird er ſich dann eine Quelle öfnen, aus der ihm für ſein ganzes Leben die ſüßeſten Freuden ſtrömen werden; und wenn er einſt nicht mehr iſt, ſo wird er ſich ein Denkmal errichtet haben, an deſſen Fuße auch die ſpätere Nachwelt ihm noch Dank weinen wird.

Wahrlich! wenn ſo manche Fürſten ſich beſſer auf die eigentliche hochſte Freude des Lebens verſtänden; ſie würden ſehr gern alle nur möglichen Erſparungen für ſich ſelbſt machen, um deſto mehr für Andre zu wirken. Man wirkt nicht beſſer für ſich, als durch dieſes Wirken für Andre: denn je mehr man Gutes, das aus eigener Kraft und Tugend entſprang, um ſich her verbreitet; deſto mehr wächſt die innere Zufriedenheit und das Wohlgefallen an ſich ſelbſt, das alle Vergnügungen der Erde nicht geben können, und das nie in der Seele erwacht, ohne ſich ſogleich als die erſte und höchſte aller Vergnügungen anzukündigen. Jedes geſtiftete Gute iſt gleichſam ein Spiegel, der uns das reizende Bild unſrer eigenen ſittlichen Vortreflichkeit vorhält; ein Bild, deſſen Anſchauen eine weit feinere, tiefere Wohlluſt gewährt, als das Anſchauen der vollendetſten körperlichen Schönheit, die doch nie eignes Verdienſt, ſondern nur Geſchenk der Natur iſt. Ein Fürſt, der dieſe Wahrheit verkennt, oder dem es an Muth zu den Anſtrengungen und Aufopferungen fehlt, ohne die jenes höchſte Glück freilich nicht zu erreichen ſteht, die aber im Grunde ſo äußerſt leicht ſind, verliert dabei in weit größerm Maaße, als Andre; denn er hatte vor Andern ſo viel größere Vortheile voraus: einen weit ausgedehntern, freiern Wirkungskreis, und weit mannichfaltigere, kräftigere Mittel zum Wirken. —

Wäre denn die Wohlluſt, Einöden mit Leben zu bevölkern, Armuth in Reichthum umzuſchaffen, Niedergeſchlagenheit zum Frohſinn zu erheitern, Unvermögende zu verſorgen, Träge nützlich zu machen, Unwiſſenden Kenntniſſe zu geben; wäre eine ſo edle, ſo mannichfaltige Wohlluſt nicht einiger kleinen Entbehrungen werth? Oder wären's auch nur Entbehrungen, wenn jene üppigen, verſchwenderiſchen Hoffeſte wegfielen, die immer im Genuſſe ſo fade, und im Nachſchmacke ſo ekelhaft ſind? wenn die übertriebenen Ausgaben für Hofſtaat, Tafel, Garderobe, Marſtall, Spieltiſch, Jagden, Luſtreiſen auf die Hälfte herabgeſetzt würden? — Soll das Volk zu jenen wohlthätigen Abſichten alles allein geben; ſo erliegt es der Laſt: aber nur die bezeichneten Erſparniſſe in die Hand genommen, und dann die Augen auf die Mängel des Landes umhergeworfen; wie viel wird der Fürſt aus ganz eigener Kraft, oder doch mit nur ſehr mäßigen Zuſchüſſen ausrichten können! — Dort werden faule, ungeſunde Moräſte ſich in fruchtbare Wieſen verwandeln, die ganze Heerden ernähren; hier, auf dieſem trocknern ungünſtigern Boden, werden junge für die Nachwelt nutzbare Waldungen keimen, und Reichthum und Schönheit zugleich vermehren. Dort wird ein Strom, der alljährlich die fetteſten Felder verheerte, durch Dämme in ſeine Ufer gewieſen werden; hier werden gepflaſterte Heerſtraßen, oder ſchiffbar gemachte, verbundne Gewäſſer dem Handel Ausbreitung und Leben ertheilen.

Dort werden Werkſtätten emporkommen, wo eigner Fleiß gewinnt, was ſonſt fremder verſchlang; hier werden Müſſiggänger genöthiget werden, ſich ſelbſt zu erarbeiten, worum ſie ſonſt das Mitleiden betrogen. Dort werden Lehrer den künftigen Bürger bilden, der ehemals in roher Unwiſſenheit aufwuchs; hier wird für Alter und Unvermögen ſich eine Freiſtätte öffnen, wo es Obdach, Ruhe, Nahrung und Pflege finde. — Doch wer berechnet das unzählige Gute alle, das durch fürſtliche Sparſamkeit, Thätigkeit, Menſchenliebe bewirkt werden kann? Und wer beſchreibt die Seligkeit eines Regenten, wenn er die Früchte ſeiner Sorgen und Arbeiten rings um ſich her gedeihen, wachſen, reifen ſieht; wenn er die unverdächtigen Geſinnungen ſeines Volkes wahrnimmt, vor dem er nie erſcheint, ohne daß Alles hinzuſtröme, den allgemeinen Vater und Wohlthäter zu ſehn und zu ſegnen; ohne daß Freude und Dank ihm aus jedem Munde entgegenſchalle, aus jedem Blicke entgegenſtrahle! —

Ein Fürſt von ſolchem Eifer für das gemeine Beſte darf dann auch kühnlich von ſeinen Unterthanen ſodern, und ſie werden mit Freuden ihm geben. Dieß erkannte der unglückliche Carl von England, aber zu ſpät. In dem ſo merkwürdigen und rührenden Briefe, den er an ſeinen Sohn aus dem Gefängniſſe ſchrieb, heißt es unter andern: „Du ſiehſt, wie alle Menſchen ihr Geld da anlegen, wo es ihnen wuchert; und wenn ein Fürſt, gleich dem Meere, die friſchen Gewäſſer, welche die Ströme ihm zuführen, nur aufnimmt, um ſie zurückzugeben, ſo wird ſein Volk nicht murren, ſondern ſichs zur Freude machen, ihn zu einem Ocean zu erweitern. Dieſe Betrachtungen, mein Sohn, können dich zu einem ſo großen Prinzen erheben, als dein

dein Vater ein kleiner iſt, und deine Regierung kann um ſo mehr befeſtiget werden, je mehr die meinige iſt erſchüttert worden.«

Verſchwendung.

Jacob der Erſte von England verſchenkte dreitauſend Pfund, die ſo eben in den Schatz ſollten gelegt werden, an einen unwürdigen Günſtling; bloß, weil er dieſen Günſtling ſeinem Nachbar zuflüſtern hörte: Wie glücklich, wer im Beſitz dieſes Geldes wäre!

Eben dieſer Jacob machte vor übergroßer Freude, daß er aus einem Könige von Schottland ein König von Großbritannien geworden war, zweihundert und drei und ſiebenzig Perſonen, innerhalb ſechs Wochen, zu Rittern. — Ein luſtiger Kopf bot, bei dieſer Gelegenheit, ein Arcanum zur Stärkung des Gedächtniſſes an, um die vielen Namen der neugeadelten Herren beſſer behalten zu können.

Es fragt ſich: welche von dieſen beiden Verſchwendungen die größere war;

ob die des Geldes, oder die der Titel und Ehrenzeichen?

Jene erſtere war im Grunde nicht klein; denn der an Einkünſten beſchränkte und immer mit Schulden belaſtete Jacob hatte ſicher keine ſo beträchtliche Summe zum Wegwerfen. — Und welcher König auf Erden hat ſie? Der reichſte wird arm, wenn er alles das Gute überrechnet, das er ſtiften, die Mängel, denen er abhelfen, die Verdienſte, die er belohnen, die Talente, die er ermuntern könnte. Soll ein ſchmeichleriſcher, verdienſtloſer Günſtling wegnehmen, was zu ſo würdigen, zu ſo wahrhaftköniglichen Zwecken verwandt werden kann?

Dennoch mögte die zweite Verſchwendung, die der Titel und Ehrenzeichen, noch ein wenig tadelnswürdiger ſeyn. Sie mögte einen noch größern Beweis von jener Schwäche und Unbeſonnenheit geben, die in dem Charakter Jacobs, und man darf ſagen, aller Stuarte, ein ſo hervorſtechender Zug iſt. —

Wenn alle Menſchen den Trieb fühlen, ſich vor ihren Mitbrüdern auszuzeichnen, ſo fühlen ihn vornehmlich die talentvollern, die edlern Menſchen: und auf dieſe kommt es bei dem Glück einer Regierung immer vorzüglich an. Geld wirkt auf ſolche Menſchen nur ſchwach; oder wenn es auch auf einige ſtärker wirkt, ſo beſeelt es doch nie zu ſo kraftvoller Thätigkeit, zu ſo glühendem Eifer, als Ehre. Ehre daher iſt das edlere, höhere Belohnungsmittel, das weit ſorgfältiger, als Geld, geſchont werden muß.

Ferner: was von Gelde übrig bleibt, oder was vielleicht noch künftig hinzu erſpart werden mag, das behalt, troz des weggeworfenen, ſeinen Werth, und kann noch immer zu allen den Zwecken dienen, die mit Gelde erreichbar ſind. Wie ganz anders iſt das mit Würden und Ehrenzeichen! Wenn dieſe nicht mit der ſparſamen Hand einer Eliſabeth, der Vorgängerinn Jacobs, ausgetheilt werden, ſo ſinkt ihr Werth immer tiefer und tiefer, und wird am Ende zum völligſten, entſchiedenſten Unwerth. An ganze Schaaren von Menſchen dieſe Ehrenzeichen auf einmal wegwerfen, heißt vollends, ſie wie falſche Münze verrufen. Welcher Mann von feinerm Ehrgefühl, wenn er nicht aus innern höhern Beweggründen dem Staat ſeine Kräfte opfert — und ſolcher Edlen giebt es zu allen Zeiten nur wenig — wird die Ruhe von nur Einer Nacht entbehren wollen, um ſich eine Auszeichnung zu verſchaffen, die keine mehr iſt? um mit einem Sterne oder einem Kreuze prunken, womit ſchon jede Hofſchranze, jeder unbärtige Knabe herumläuft? — Was zu ausgezeichneten Verdienſten ermuntern ſoll, muß auch nur an ſolche gegeben werden; und weil

Verdienſte, von Vielen erworben, nicht mehr ausgezeichnet ſeyn würden, ſo kann es immer nur an ſehr Wenige kommen.

Hätte Jacob zu jenen Zeiten gelebt, wo es den Königen noch darauf ankam, den Trotz des Adels zu brechen und den Stolz der Ritter zu demüthigen; ſo wollten wir ſein Verfahren für einen Beweis von Staatsklugheit nehmen. Eben das war zur Erreichung jenes Zwecks ein höchſtwirkſames Mittel, daß man die Zahl der Ritter, ohne Rückſicht auf rühmliche Thaten und Eigenſchaften, die ehemals allein zu dieſem Stande geführt hatten, ins Unendliche mehrte. Der Edelmann von echtem Stolze erröthete nunmehr, ſich einem Stande zuzugeſellen, den er ſo ſchändlich entweiht ſah; er fing an zu verachten, was ſeine Ahnen ehemals mit ſo bewundernswürdiger Anſtrengung, als eine Ehre, die ſelbſt die königliche übertraf, ſich errungen hatten. — —

Man preiſt an Jacob einſtimmig, daß er ein ſehr unterrichteter, ein gelehrter Herr war; aber wohl nicht immer muß ein gelehrter Herr auch ein kluger ſeyn: denn es wäre ſonſt unbegreiflich, wie Jacob ſo offenbar und ſo freiwillig an einem Vermögen hätte verarmen wollen, das für Regenten von ſo unſchätzbarem Werth iſt: an dem Vermögen, zu ermuntern und zu belohnen.

Freundſchaft.

Wer zuerſt den Ausſpruch that, daß Fürſten keinen Freund haben können; der mogte eine ſehr gute, aber er konnte auch eine ſehr boshafte Abſicht haben. Jenes, wenn er die Fürſten aufmerkſam auf die Fehler machen wollte, wodurch ſie ſich ſelbſt des höchſten Erdenglückes berauben: auf ihren Leichtſinn, ihren Stolz, ihren Eigenwillen; dieſes, wenn er ſie gegen die Menſchheit erbittern und ſie das gar nicht zu ſuchen bereden wollte, was doch einmal für ſie nicht zu finden wäre.

Laßt einen Fürſten eine theilnehmende, edle, offne Seele beſitzen; laßt ihn mit allen den Liebenswürdigkeiten des Geiſtes und des Charakters geſchmückt ſeyn, die jenes ſchöne Band unter den Menſchen zu knüpfen dienen: warum ſollte nur Er ſeine Arme der Freundſchaft vergebens öffnen? warum nur für ihn kein theilnehmendes Weſen da ſeyn, das ſich mit Freuden hineinwürfe?

Wahr iſt an jenem Ausſpruche nur das: daß Fürſten, auch wenn ſie ſelbſt durch keinen Fehler des Charakters ſich der Freundſchaft unwürdig machen, dennoch mehr Schwierigkeiten, als Andere, finden, einen wahren Freund zu beſitzen. Zu ihnen hin drängt ſich Alles, und der Eigennützige eifriger, als der Edle; während zu dem Privatmanne weit eher nur der ſich anfindet, den eine gewiſſe Sympathie, oder auch wahre Achtung für den Charakter anlockt. Es gehört mehr, als Unterſcheidungsgabe; es gehört auch noch gutes Glück dazu, um unter jenem vermiſchten Haufen, wo ein jeder die Mine der wärmſten Anhänglichkeit heuchelt, nicht fehlzugreifen, nicht den Falſchen mit dem Rechtſchaffnen, den bloßen angenehmen Geſellſchafter mit dem wahrhaft wohlwollenden Freund zu verwechſeln.

Und wenn nun auch wirklich ein Fürſt ſo glücklich war, die beſte, richtigſte Wahl zu treffen; wie ſoll er ſich die Überzeugung davon, und mit ihr den vollen Wohlgeſchmack ſeines Glücks verſchaffen? wie unterſcheiden, was aus Freundſchaft und was aus Eigennutz; was um ſein ſelbſt, und was um der Vortheile willen geſchah, die mit ſeiner Zuneigung verknüpft ſind?

Sey es, daß der Freund von ihm keine Güter, keine Ehrenämter, keine Standeserhöhung, keine Ordensbänder verlangt; daß er wohl gar, wenn ſolche Vortheile ihm angetragen werden, ſie als überflüſſig für ſeine Zufriedenheit ablehnt: giebt das einen ſichern, zweifelfreien Beweis ſeiner Geſinnungen? — Schon die Achtung und der Einfluß, die der bloße nähere Umgang mit dem Fürſten verſchafft, können dem klugen Weltmanne von feinerer Eitelkeit genug ſeyn, und hinter dem Schein von Uneigennützigkeit kann der höchſte Eigennutz ſich verbergen.

Aber wenn nun der Freund, bei wichtigen Anläſſen, nicht etwa nur dem Staate, ſondern unmittelbar der Perſon des Fürſten ſehr große, vielleicht ſehr gefahrvolle Dienſte leiſtet? — Und wenn dieſe Dienſte auch noch ſo groß, noch ſo gefahrvoll wären! Mit einiger Menſchenkenntnis — denn ſo nennt man ja gern den Unglauben an Tugend und Rechtſchaffenheit — laſſen ſie ſich alle verdächtig machen.

Große Dienſte ſodern große Belohnungen, und wer dieſe zu ertheilen hat, iſt der Fürſt. Woher nun entſcheiden, ob der Dienſtleiſtende mehr den Fürſten, oder mehr die Belohnung im Auge hatte? — Es iſt, ſagt man, ein wahrhaft wohlgeſinnter, uneigennütziger, vortreflicher Mann. — Sehr wohl. So bleibt auch dann noch die Frage: ob er nicht bloß aus patriotiſcher Anhänglichkeit an den Staat handelte, deſſen Schickſal mit dem Schickſale des Fürſten ſo innig verwebt iſt? Vielleicht, daß eben der Fürſt, den er aus den feindlichen Schaaren mit Gefahr ſeines Lebens herausriß, ihm für ſeine Perſon äußerſt gleichgültig war, ja, daß er eben ihn unter allen Menſchen zuletzt zum Freunde würde gewählt haben, wenn nicht der Gedanke: Es iſt der Fürſt! ihn anders geſtimmt hätte. — Ohne perſönliche Anhänglichkeit aber und ohne wahre herzliche Theilnahme giebts keine Freundſchaft. — —

Wer ſo grübeln will, grüble! Das Gefühl, eines Freundes werth zu ſeyn, und ein gewiſſer innerer Sinn für Freundſchaft, der ſich weder beſchreiben noch mittheilen läßt, der aber mit der Untrüglichkeit jedes andern Sinnes ſeine Gegenſtände zu faſſen weiß, wird alle ſolche Grübeleien verſcheuchen, und den verbindlich gemachten Freund mit voller Wärme des Dankgefühls in die Arme des verbindenden werfen.

Als im Treffen bei Steenkerken der Herzog von Vendome ſich zu tief ins Feuer wagte, ſah er auf einmal ſeinen Kammerdiener Campiſtron an ſeiner Seite. — »Was wollt Ihr?« fuhr der Herzog ihn an. — »Ihnen ſagen, daß Sie hier fort ſollen, gnädiger Herr; hier iſt Ihr Ort nicht.« Ton und Miene des ehrlichen Mannes verriethen ſeine innere Empörung. — Geſetzt, daß auch bei dieſem Zuge von Ergebenheit, ſo rein er aus dem Herzen zu kommen ſchien, noch eigennützige Abſichten möglich waren; würden wir es dem Herzoge vergeben können, wenn er ſelbſt ſo etwas geargwohnt hätte? In der Hitze des Kampfs mogt' er den ehrlichen Campiſtron ſeiner Wege weiſen — und das wird er um ſo eifriger gethan haben, je mehr ihm ſeine Treue gefiel; — aber wenn er bei der Rückkehr ins Zelt, ihm nicht einen herzlichen Händedruck gab, und nicht eine Thräne im Auge ihm ſehen ließ, ſo werden wir ihn nicht werth achten, daß er ein Prinz war. —

Nach ganz entſchiednen, unumſtößlichen Beweiſen von Freundſchaft werden ſich Fürſten wohl ſchwerlich ſehnen. Sie müßten da erſt in Lagen kommen, die ihnen unmöglich gefallen könnten; müßten, wie Carl von England, auf den Tod gefangen ſitzen, oder, wie Anton von Portugal, ohne Hofnung der Wiedereinſetzung entthront ſeyn. Wenn Liebe erſt ſo gefährlich wird, als ſie gegen jenen durch die Erbitterung eines fanatiſchen Volks, gegen dieſen durch den Haß und die Meuchelmörder Philipps es wirklich war; dann ſind doch wohl endlich ihre Äußerungen über allen Verdacht der Falſchheit erhaben?

Hamilton, der für die Sache Carls ſein Äußerſtes gewagt hatte, und jetzt zu Windſor gefangen ſaß, fand Mittel, vor den unglücklichen König zu kommen, als dieſer, auf dem Wege in ſein letztes Gefängniß, durch eben jenen Ort mußte. — »Mein liebſter Herr!« ſagte Hamilton, und ſtürzte, voll der innigſten Rührung, dem König zu Füßen. — »Ihr habt mich wahrhaft geliebt!« erwiderte Carl, indem er ihn aufhob, um die Herzlichkeit dieſes Zeugniſſes durch eine Umarmung zu beſtätigen. Man riß den König hinweg, und Hamiltons Augen ſchwammen in Thränen. — Carl verdiente einen ſo ſchönen Liebesbeweis; denn er ſelbſt hatte, bei dem Anblick eines Mannes, der um einen andern ſeiner Freunde, um den ermordeten Ritter Carl Lucas, in Trauer war, einen Strom von Thränen vergoſſen. Ein Tribut, ſagt Hume, den kein einziger von ſeinen eigenen außerordentlichen Unglücksfällen ihm hatte abzwingen können! —

Die Inſchrift, die man zu Paris auf dem Grabe des edlen Portugieſen, Diego Botelho lieſt, gehört zu den rührendſten, die man hat. — König Anton hatte ſeine Anſprüche auf die portugieſiſche Krone gegen die Macht Philipps von Spanien nicht durchſetzen können. Er hatte die Schlacht am Alcantara verloren, und mußte, nach erlittenem unſäglichen Ungemach, ſich noch ſehr glücklich ſchätzen, aus ſeinem Reiche nur entfliehen zu können. Sein Begleiter auf dieſer Flucht und nachheriger unzertrennlicher Gefährte aller ſeiner Leiden und Gefahren war eben oberwähnter Botelho. Die Grabſchrift ſagt uns: daß er urſprünglich aus königlich-böhmiſchem Blute abgeſtammt ſey; daß er Haupt der portugieſiſchen Familie ſeines Namens geweſen; daß er Vaterland, Freunde,

Gat-

Gattinn, Kinder, Alles für ſeinen König verlaſſen, und daß er durch keine Bitten, durch keine verſprochenen Ehrenſtellen und Belohnungen ſich zur Rückkehr ins Vaterland habe bewegen laſſen. Nach dem Tode des Königs, den er volle zwölf Jahre überlebte, blieb er noch der Aſche deſſelben getreu. Er ging auch da noch in ſein Vaterland nicht zurück, ſondern behielt ſeinen Aufenthalt zu Paris, weil dort Anton begraben lag, und das letzte Wort ſeiner erſtarrenden Lippen war: daß ſeine Gebeine nirgends anders, als neben den Gebeinen ſeines Freundes und Königes, ruhen ſollten.

Wahrheit.

Wenn man Niemanden lobt, weil er ſeinem eigenen Vortheile nachgeht; ſo, ſcheint es, ſollte man auch Fürſten nicht loben, weil ſie ſich's gefallen laſſen, Wahrheit zu hören. Wahrheit iſt ja Licht auf dem Lebenswege, und welcher Vernünftige wird nicht lieber im Licht, als in der Finſternis wandeln?

Gleichwohl iſt es nur zu gewiß, daß die meiſten Menſchen dieſes Licht wenig achten, ja daß ſie es tauſendmal lieber auslöſchten, wo es ihnen gerade am nützlichſten werden könnte: bei Beleuchtung ihrer eigenen Irrthümer und Fehler. Fremde Thorheiten geben ein allerliebſtes Geſpräch, bei welchem die Eigenliebe ſich aufs angenehmſte gekützelt fühlt; aber eigene Thorheiten müſſen uns Himmels willen! nicht mit zur Sprache kommen, oder die Unterhaltung wird auf einmal höchſt geſchmacklos und widerwärtig. Ein Diogenes iſt ein ſpaßhafter, vortreflicher Mann, ſo lange er die Laterne gegen andere richtet; er wird unerträglich, ſobald er ſich umkehrt, und uns ſelbſt unter die Augen leuchtet.

Wer die Menſchheit genauer kennt, und wem daran gelegen iſt, ihre Gunſt zu beſitzen; der wird auch durch ihre dringendſten Auffoderungen nicht leicht bewogen werden, ihnen Wahrheiten zu ſagen. Er wird ſich erinnern, wie es dem armen Gil Blas mit ſeinem Gönner, dem Erzbiſchofe, und dem guten Sheridan mit ſeinem Freunde, dem Dechanten, erging. —

Wenn Prinzen, im Punct des Tadels, noch ein wenig zärtlicher und empfindlicher, als andre Menſchen, erſcheinen; ſo ſind ſie in gewiſſer Abſicht zu entſchuldigen, und in andrer ſogar zu rechtfertigen. Zu entſchuldigen, inſofern der ſie umgebende Haufe, und beſonders der adliche, der ganz ausdrücklich dazu erzogen wird, ſie von ihrer Kindheit an nichts, als Lob und Bewunderung, auch für die ſeichteſten Urtheile und die thörigſten Einfälle, hat hören laſſen: zu rechtfertigen, inſofern ſie, um ihr nothwendiges Anſehen zu ſchützen, es nicht wohl dulden können, daß man zu ſehr auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen lebe, oder wohl gar, wie es bei freierm Tadel der Fall ſcheint, ſich in der Eigenſchaft eines Lehrers und Sittenaufſehers über ſie hinausſetze. —

In ältern Zeiten hatten die Fürſten den Vortheil, daß ſie manche ihnen nützliche Wahrheit von ihrem Hofnarren hörten, und daß dabei ihre Würde durch die Verächtlichkeit eines Menſchen gedeckt ward, der bloß zum Spaßmachen da ſchien, und dem man, weil gegen ihn ſogar Manches erlaubt war, auch ſeinerſeits etwas erlauben mußte. — Wenn jener Narr den Namen ſeines Königs, Alphonſens von Arragonien, in ſein Narrenverzeichniß eintrug, weil dieſer König einem ſehr unſichern Menſchen eine ſehr anſehnliche Summe vertraut hatte, oder wenn Kunz von der Roſen Kaiſer Maximilian ſeinen Vetter hieß, weil er doch gewiß aus eben der Arche Noah abſtamme, in welche der Kaiſer ſeinen Stammbaum hatte hinausführen laſſen; ſo waren das Einfälle, die wegen des Charakters der Urheber mehr Lachen als Zorn erregten, und die denn doch nicht ermangelten, im Stillen ihre Wirkung zu thun.

Ob von den heutigen Höfen der Narr ſo ganz verſchwunden ſey, wie es ſcheint, läßt ſich bezweifeln. Aber Kappe und Kolbe, dieſe ehemaligen Inſignien der Narrheit, ſind doch wirklich verſchwunden, und es iſt nur Schade, daß der

Muth zum Wahrheitſagen ihnen ſcheint nachgewandert zu ſeyn. Die Eitelkeit und der gute Geſchmack, wovon die erſtere vielleicht noch mehr als der letztere ſich verfeinert hat, laſſen nicht hoffen, daß jenes nützliche Ämtchen je, nach ſeinem vollen Umfange, wieder hergeſtellt werde. Um ſo mehr müſſen wir wünſchen, daß die Weisheit an den Höfen immer höher ſteigen und einen Grad erreichen möge, der die Narrheit, die ihr ſonſt zuweilen aushelfen mußte, entbehrlich mache.

Indeſſen, wenn auch dieſer Wunſch in Erfüllung geht; ſo wird doch bei bloßen Erdengöttern, wie man die Fürſten genannt hat, die Weisheit wohl nie ſo hoch ſteigen, daß ihre Einſicht in jedem Falle die richtigſte, ihr Entſchluß überall der vortreflichſte wäre. Und ſo wird es, wie viel ſie auch Weisheit beſitzen mögen, immer den beſten Theil davon ausmachen, daß ſie fremde Einſichten ſchätzen und alſo Widerſpruch ertragen, fremde Rechtſchaffenheit ehren und alſo Erinnerungen annehmen lernen. Es iſt ein ſo wahres und in einem königlichen Munde ein ſo ſchätzbares Wort, was einſt Heinrich der Vierte, in Gegenwart Sülly's, zu ſeiner Gemahlinn ſagte: »Sehen Sie, meine Liebe! es giebt keinen ſo richtigen Verſtand und keinen ſo rechtſchaffnen Charakter, daß man nicht ſchwer damit zu fallen in Gefahr wäre, wenn nicht gleich beim erſten Straucheln der gute Rath treuer Diener und wohlmeinender Freunde zu Hülfe käme.« —

Der Unannehmlichkeit, ſeine Würde beim Widerſpruche verletzt zu ſehen, kann ein Fürſt dadurch ausweichen, daß er Freimüthigkeit ſeinen Dienern willig erlaubt, ja ſie ihnen zur Pflicht macht. Ein ehrerbietiger Widerſpruch — denn ehrerbietig allerdings muß er ſeyn — giebt alsdann keinen Beweis von Kühnheit mehr, ſondern einen Beweis von Gehorſam. — Zwar legt der Fürſt, indem er die Erlaubniß zum Widerſpruche giebt, das ſtillſchweigende Bekenntniß ab: daß er nichts, als ein ſterblicher, dem Irrthume unterworfener Menſch iſt; aber daß er kein Gott iſt, weiß man ſchon ohnehin, und ſich für einen bloßen Menſchen zu geben, iſt ehrenvoller, als ſich für einen Sohn Jupiter Ammons zu halten. Heinrich erſcheint uns gewiß nicht nur liebens= ſondern auch hochachtungswürdig, wenn er den Abgeordneten des Pariſer Parlements mit ſeiner gewöhnlichen Treuherzigkeit ſagt: »Ich bin nie unzufrieden über Einwendungen, die man mir macht; ich ändre vielmehr meine eigne Meinung ſehr gern, ſobald ich eine fremde für beſſer erkenne. Keiner von Euch würde mir darum mißfallen, weil er mir frei heraus ſagte: »Sire, was Sie vorhaben, iſt etwas höchſt Ungerechtes.« —

Doch in Geſchäften, und überhaupt, was nur auf Meinungen ankommt, ertragen Fürſten einen beſcheidnen Widerſpruch noch ziemlich gern, ſie müßten denn ſchon leidenſchaftlich Parthei genommen haben, oder außerordentlich viel Stolz und Eigenwillen beſitzen. Manchem zu widerſprechen, mögte auch gar nicht angehn, weil er leider! keine Meinungen hat. Das eigentliche Verdienſt in Hinſicht der Achtung für Wahrheit, hat erſt derjenige Prinz, der Vorſtellungen über ſeine perſönlichen Fehler, Schwachheiten, Leidenſchaften duldet, ja der ſich geradezu kann erinnern und tadeln hören, ohne deswegen ungehalten, oder um ſtandesmäßig zu reden, ohne ungnädig zu werden.

Daß dieſe Freiheit etwa nur Einem,

oder doch nur ſehr wenigen Auserwählten zugeſtanden werden kann, leuchtet ein: Verdienſt, Anſehen, Alter, nähere Verhältniſſe mit dem Fürſten müſſen dazu berechtigen: aber irgend einen muß denn dieſer doch haben, dem er Freimüthigkeit nicht etwa nur zu Gute halte, ſondern ſie als Liebesdienſt von ihm fodre. — Man wird ſagen, daß ein ſolcher Vertrauter ſchwerlich zu finden ſeyn wird; aber wenn man Recht hat, ſo iſt die hauptſächlichſte, wo nicht einzige Urſache die: daß man ſchwerlich ihn ſucht. Sey der Prinz nur ein Heinrich, der Offenheit fodre, und Offenheit ſchätze; ſo wird ſehr wahrſcheinlich auch ein edler, ehrwürdiger Sully da ſeyn, von dem er ohne Erröthen, ſich, wo er irrt, darf zurechte weiſen, und wo er ſtrauchelt, darf unter die Arme greifen laſſen. Liebt er aber dergleichen Hülfsleiſtungen nicht, und fodert er für ſeine Perſon jene übertriebene Ehrfurcht, welche die ſpaniſche Etikette für die Perſon der Königinn vorſchreibt; nun, ſo muß er dann auch zufrieden ſeyn, wenn ſein Roß ihn ſchleift, ohne daß irgend Jemand herzueile, der ihm den Fuß aus dem Bügel ziehe. —

Wie viel Heinrich von ſeinem Sülly hören konnte, und wie ſehr er die Freimüthigkeit dieſes vortreflichen Dieners ſchätzte; davon finden ſich in den Denkwürdigkeiten des Letztern ſo angenehme, als überzeugende Proben. Er konnte zuweilen nicht wenig empfindlich, ja ſogar zornig werden; aber immer war das Ende dieſes Zorns, daß ſeine Freundſchaft und ſein Zutrauen wuchſen. »Es giebt der Narren,« ſagte er einmal, »die ſich einbilden, wenn ich mit Herrn von Sülly geſpannt bin, daß das lange dauren ſoll; aber ſobald ich erwäge, daß er mir nie Einwendungen macht, und nie mir entgegen iſt, als zu meinem eigenen Beſten und um meiner eigenen Ehre willen, ſo gewinn' ich ihn immer lieber und lieber, und werde dann gleich ganz ungeduldig, es ihm zu ſagen.« —

In dieſer und andern ähnlichen Äußerungen hört man ohne Zweifel den guten und wohlgeſinnten, aber nicht auch den weiſen und glücklichen König? — Zwar weiſe hätte Heinrich noch etwas mehr ſeyn können, wenn er den Ermahnungen ſeines Sülly öfter gefolgt wäre; aber glücklicher kann man ſich ihn unmöglich denken, als in Augenblicken der vertraulichſten Herzensergießung gegen einen Mann, der mit jedem Blicke und jedem Worte ihm ſagt, wie ſo innig er Theil an ihm nehme. Gewiß zählte auch Heinrich ſelbſt dieſe Augenblicke zu ſeinen ſchönſten, und fühlte ſich überreichlich für die kleine Verläugnung entſchädigt, die ſie ſeinem Stolze zuweilen koſten mogten. Dieſe Verläugnung zu üben, hatte er in eben der Schule gelernt, worin er noch ſonſt ſo viel Gutes und Großes lernte, in der Schule des Unglücks. Aber ſollte denn Weisheit, nicht auch mitten im Glücke, zu dieſer Verläugnung führen können, wenn ein ſo ſüßer und herrlicher Genuß, als der Genuß der Freundſchaft, der Preis iſt? Oder wäre vielleicht dieſe Freundſchaft, mit der ganzen Weisheit ſelbſt, ſo feſt an das Unglück gekettet, daß ſie davon durchaus nicht zu trennen wäre?

Anſtand.

So wie jedes Alter und jedes Geſchlecht, ſo hat auch jeder Stand ſein ihm eigenes Schickliche, ſein Decorum. Dieß iſt ſo wahr, daß ſelbſt der Narr von Profeſſion keinen Unterſchied macht. Er erſcheint als zwiefacher Narr, wenn er ſich ein Anſehen geben, eine Würde behaupten will, die mit ſeinem bekannten Charakter in Widerſpruch ſteht.

Gundling, der am Preußiſchen Hofe, trotz des goldnen Schlüſſels, den er trug, nichts als der Luſtigmacher war, vermehrte das Lächerliche ſeiner Perſon durch ſeine hochmüthige, verachtende Mine, durch ſeinen pathetiſchen feierlich abgemeſſenen Gang, durch ſeine lang herabhängende ſpaniſche Knotenperücke. Man würde ſich ſeltner an ihm gerieben und ihn weniger bitter verſpottet haben, wenn er ſich in ſeine Lage hätte finden und gute Mine zu ſchlechtem Spiel machen können. —

Das Schickliche, wie ſich ſchon hieraus abnehmen läßt, ändert ſich nach Verſchiedenheit der Perſonen unendlich ab; aber die Regel deſſelben iſt doch nur Eine: Übereinſtimmung des äußern Betragens mit einem ſolchen innern Charakter, als entweder ſchon die Natur ihn angiebt, oder doch das ſonſtige bekannte Verhältniß eines Menſchen ihn ſchließen läßt.

Warum wird ein Weib verlacht, wenn es die Fäuſte keck in die Seiten ſtemmt, oder mit ausgreifendem Schritt und von ſich geſchleudertem Arm einhergeht? Warum ein Mann, wenn er Schminke und Schönpfläſterchen auflegt, oder ängſtlich vor einem Froſch, einer Spinne davonläuft? — Warum macht ſich ein Krieger verächtlich, wenn er ſeinen Putz zu ſorgfältig wählt, oder wohl gar von Ambra und wohlriechenden Waſſern duftet? und warum ein öffentlicher Volkslehrer, wenn er zu muthwilligen Scherz treibt, oder ſich von wilden heftigen Leidenſchaften hinreißen läßt?

Weil wir immer wollen, daß der Menſch das ſeyn ſoll, was entweder die Natur aus ihm haben will, oder wozu ihn Wahl, Geburt, Umſtände beſtimmt haben. Weil wir daher von dem Weibe wollen, daß es nachgebend und ſanft; von dem Manne, daß er edeleinfach und muthvoll; von dem Krieger, daß er geſetzt und abgehärtet; von dem Volkslehrer, daß er beſcheiden und daß er Herr über ſich ſey. —

Was für ein Äußeres einem Fürſten anſtehen könne, läßt ſich hiernach ohne Schwierigkeit aus ſeinem Beruf, ſeiner Beſtimmung finden. Er iſt der erſte Beſchützer, Geſetzgeber, Richter, Sittenaufſeher des Volks. Alle dieſe ſo wichtigen, großen Verhältniſſe deuten auf hohe Bildung, auf Weisheit, auf Männlichkeit hin, und das Bewußtſeyn derſelben kann unmöglich anders, als der Seele, wenn ſie einigermaßen denkt und fühlt, eine gewiſſe Erhebung geben. Unſre erſte, unnachläßlichſte Foderung an einen Fürſten iſt daher: Würde.

Dieſe Würde kann überſpannt, oder vielmehr, der Ausdruck derſelben kann verfehlt, kann vergriffen werden; wie denn Philipp der Zweite von Spanien und der Sohn des großen Conſtantins ihn vergriffen. Die wahre Würde zeigt ſich weder in der verachtenden Kälte des einen, noch in der unbeweglichen Steifheit des andern; ſie bindet ſich vielmehr äußerſt gern mit Freundlichkeit, mit Güte, mit Anmuth: und wenn dieſe letztgenannten Eigenſchaften eine ſo große, ſiegende Gewalt über die Herzen haben, ſo kommt das weit weniger von ihnen ſelbſt, als von der Würde, die ſich ihnen beigemiſcht hat.

Indeſſen: wenn doch einer von beiden Fehlern ſeyn ſoll; ſo iſt der Fehler der Übertreibung der Würde noch unendlich erträglicher, als der ihrer zu großen Vernachläßigung. Ein Volk kann nicht tiefer gekränkt und nicht empfindlicher beſchämt werden, als wenn es in ſeinem Fürſten, den es zu verehren verpflichtet iſt, und den es auch wirklich zu verehren, wegen Erhabenheit des Amtes ſich kaum entbrechen kann, bald einen verzärtelten Weichling, bald einen poſſenhaften Tändler, bald einen rohen zügelloſen Wüſtling gewahr wird.

Das ſind harte Benennungen; in der That: aber man urtheile, ob ſie in Vergleichung mit dem verächtlichen Betragen ſo mancher Fürſten nicht noch viel zu ſchwach, viel zu ſchonend und ſanft ſind. Aus den neuern Zeiten darf man ſich nur des einzigen Heinrichs des Dritten von Frankreich, und aus den ältern nur jener Mißgeburt des Menſchengeſchlechts, des Kaiſers Nero, erinnern.

Welch ein König, dieſer Heinrich der Dritte von Frankreich! In ſeinem Geſchmacke, ſich zu kleiden, zeigt er ſich, als ein Weib; in ſeinen Liebhabereien, als ein kleines, ſpielendes Kind; in ſeinem Umgange und Ergötzlichkeiten, als ein wilder, ſchamloſer Jüngling. Wie mag die Galle ſo manches ehrliebenden Franzoſen innerlich geſprudelt haben, wenn er ſich unter den Befehlen eines ſo lächerlichen, eines ſo wahrhaft verächtlichen Halbmannes dachte!

Der Kopfputz Heinrichs war ganz von den Hofdamen entlehnt; eben die Art, das Haar in den Nacken hinab und wieder gegen den Scheitel zurückzuſchlagen; eben das kleine ſammetne Käppchen, und eben die niedlichen kleinen Locken um dieß Käppchen herum! Sein Latz war in gleichem Geſchmack; mit eben den drei Kragen geziert, die damals beim Frauenzimmer gebräuchlich waren; auch weit genug offen ſtehend, daß man die nackte Bruſt und zugleich eine Perlenſchnur ſehen konnte, die er vom Halſe herabhangen hatte. Die Beſchäftigung dieſes Weichlings war ſeines Anputzes würdig: er ſchnitt Bilderchen aus, die er an den Wänden ſeiner Gemächer umherklebte, oder er begab ſich, in Begleitung ſeiner geliebten, ihm in Kleidung und Sitten vollkommen ähnlichen Günſtlinge, mitten unter ſeine Hunde, Affen und Papagoyen, an deren Anſchaffung und Unterhalt er, Jahr für Jahr, an die zwei Tonnen Goldes verwandte. Das Spielen mit dieſen Thieren war ihm ſo zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden, daß er ſie, mit dem ganzen dazu gehörigen

Perſonengeſchlepp, überall, auch auf ſeinen Reiſen mitnahm; ja gegen die Hunde ward er zuletzt ſo äußerſt zärtlich, daß er ſich ein rundes Körbchen an die Schärpe befeſtigen ließ, und in dieſem Körbchen immer einige der niedlichſten Schooshündchen liegen hatte, die ſeine königliche Hand nicht müde ward, unter tauſend ſüßen Benennungen zu ſtreicheln und liebzukoſen.

Dieſer läppiſche, verächtliche Nichtsthuer Heinrich war indeſſen bei weitem der beßre Heinrich; der ſchlimmere warf ſich, zur Carnevalszeit, mit dem ganzen nichtswürdigen Gefolge ſeiner Lieblinge, in Maſken, durchſchwärmte, bald zu Pferde und bald zu Fuß, unter tauſend Kindereien und Poſſen, die ganze Hauptſtadt, brachte nicht allein bei Tage alle Straßen in Aufruhr, ſondern brach auch bei Nacht in das Innere der Wohnungen ein, ſtöhrte die Ruhe der Familien und das Vergnügen der Geſellſchaften, beſchimpfte, beleidigte, mißhandelte Alles, was er anſichtig ward. — Da es ſein Gewiſſen ihm vorhielt, daß mehrere dieſer Unanſtändigkeiten auch Sünden wären, die dem Heil ſeiner Seele Gefahr brächten; ſo war er ſchlau genug, daß er ſie bei dem Himmel durch gewiſſe andere Unanſtändigkeiten wieder gut zu machen ſuchte. Frankreichs König zog einen Pilgerrock an und wallfahrtete an heilige Örter; Frankreichs König warf einen Sack um, und trug an ſeinem Gürtel hier eine Geißel, dort einen Roſenkranz, deſſen Corallen zu lauter kleinen Todtenköpfen geſchnitzt waren; Frankreichs König trieb ſich in allen Klöſtern umher, machte zu Fuß alle Proceſſionen mit, ſtiftete, zur Erbauung des Volks, eigene Brüderſchaften von Büßenden.

Daß er durch dieſe Gaukelwerke weder ſein Volk noch die Nachwelt verſöhnt hat, zeugt die Geſchichte. Er hat auf die Schande eines höchſtverächtlichen Weichlings noch die eines abergläubiſchen Phantaſten, eines ſchwärmeriſchen Andächtlers gehäuft. —

Allein ſo viel auch Paris an dieſem ſeinem Heinrich geſehn hat; ſo hat doch Rom, welches die ganze übrige Welt im Ungeheuren, wie im Großen, hinter ſich läßt, an ſeinem Nero noch etwas mehr geſehen. Es iſt unmöglich, zu dem Sittengemälde dieſes Nichtswürdigen den Pinſel nur aufzuheben, ohne daß die Scham ſich abwende und Schonung ſodre; einige einzelne Züge aus dieſem Gemälde werden genug ſeyn müſſen.

Und ſo denke man ſich denn dieſen erſten Mann ſeiner Zeit, dieſen Beherrſcher Roms und faſt der ganzen bekannten Erde, wie er, in Sclavenkleider gehüllt, unter Begleitung einer Bande von Nichtswürdigen, alle Straßen durchſchweift, ſich in öffentlichen Wirthshäuſern und gemeinen Badſtuben herumtreibt,„ ſeine Begleiter ungeahndet rauben und plündern läßt, ſchimpfliche Wunden im pöbelhaften Handgemenge davon trägt, und von dem Gemal einer edlen Römerinn, die er zur Nachtzeit auf der Straße anfällt, ſo empfindliche körperliche Züchtigungen empfängt, daß er ganze Tage das Zimmer hüten muß, und beinahe ſein Leben darüber einbüßt.

Oder man denke ſich dieſen glorreichen Imperator, wie er als Schauſpieler und Sänger und Citharſchläger zuerſt zwar nur in Privathäuſern und vor Perſonen von Rang und Anſehen, dann aber auch öffentlich auf der Schaubühne des Volks, und im Angeſichte des ganzen verſammelten, ja ausdrücklich dazu eingeladenen Pöbels auftritt. Um ihn herum ſteht eine Cohorte ſeiner kaiſerlichen Leibwache, und eine Anzahl der vornehmſten Kriegsbedienten: aus ihrer Mitte und vor den Augen derſelben tritt er ſchamlos hervor, geſellt ſich zu der Bande der gemeinen Citharſchläger und Sänger, unterwirft ſich demüthig jeder Regel, welche die Ehrerbietung gegen die Zuſchauer vorſchreibt, ſinkt faſt nieder vor Ohnmacht, aber wagt es nicht, nur einen Augenblick ſich zum Ausruhen zu ſetzen, ſteht dann endlich mit gebeugtem Knie vor allem Volk, und erwartet mit aufgehobnen, flehenden Händen das Urtheil. Der gegen die Scham ſchon abgehärtete Römer jauchzt Bewunderung und Entzücken; der durch Zufall anweſende geſittetere Einwohner der Freiſtädte oder entfernter Provinzen ſteht erſtaunt, unwillig, erbittert; ſeine Zunge und ſeine Hände ſchweigen, aber die Schläge der überall vertheilten Soldaten wiſſen ſie in Bewegung zu ſetzen. — Trunken von dem überſtrömenden Beifall eilt der gekrönte Sieger, mit ganzen Schaaren von Schauſpielern, Sängern, Poſſenreißern, nach nach Griechenland hin, gewinnt dort zu Olympia über alle ſeine Mitſtreiter den Preis, ja ſogar, ob ihn gleich ſeine Pferde vom Wagen geworfen haben, auch über die Kutſcher; durchzieht dann weiter, unter unaufhörlichem Singen und Citharſchlagen, das ganze Land, und erfüllt alle griechiſchen Städte mit ſeinem Kunſttalent, ſeinem Kaiſerglanze und ſeiner Schande.

Es iſt kaum möglich, ſo ungeheure, aber von den glaubwürdigſten Schriftſtellern beſtätigte Ausſchweifungen anders, als durch eine Art von Wahnſinn, von Wuth zu erklären, in welche den Nero vielleicht jene Furien geißelten, die ihn unabläſſig wegen des Mordes ſeiner Mutter, ſeiner Lehrer, und ſo vieler edlen, unſchuldigen Römer verfolgten. — —

Wofür aber, könnte man ſagen, zu

unſern jetzigen Zeiten ſo empörende Sittengemälde? Hätte man uns nicht den Ekel und den Widerwillen erſparen können, den die Betrachtung derſelben einflößen muß? Heinrich iſt nun lange ſchon Staub, und Nero noch länger; und wie ſehr auch eine unwiſſende Frömmelei den immer zunehmenden Verfall der Sitten bejammern mag, ſo ſind doch gewiß dieſe Sitten, nach ſo langen Zeiträumen, immer beſſer, immer feiner geworden. Alle Warnung, welche ſich aus jenen Beiſpielen etwa ziehen ließe, kommt für unſre heutigen Fürſten zu ſpät. — Unvergleichlich, wenn dem ſo iſt! Mögen dann dieſe Blätter zu weiter nichts dienen, als jungen Prinzen zu zeigen, wie ſchamlos ehemalige Regenten ihre Fürſtenwürde mit Füßen traten, und wie treu dagegen unſre jetztlebenden ſie bewahren!

Empfehlungen.

»Gut, daß ich Sie hier treffe!« — ſagte der Aufſeher der fürſtlichen Vergnügungen zu dem Capellmeiſter, den er bei Hofe im Vorzimmer fand. — »Der Fürſt iſt unzufrieden, höchſt unzufrieden mit der Capelle.«

»Das geht mir nahe.« —

»Es muß damit anders werden. Es müſſen beßre Inſtrumente hinein.«

»Wir haben ſo gute, als möglich. Nur die, welche ſie ſpielen ſollen — —«

»Davon red' ich ja nur. Es ſind Stümper, wahre Stümper darunter.«

»Gewiß! — Und ich habe alſo Erlaubniß, ihrer einige zu verabſchieden? Den Geiger zum Beiſpiel, der vor einigen Monaten angeſetzt ward?«

»Den habe ja ich empfohlen! Der bleibt!«

»Ich muß ſagen: es iſt der Elendeſte unter Allen.« —

»Er bleibt. Er iſt der Sohn meines Kammerdieners.«

»So werd' ich wohl auch den Bruder von der Kammerfrau der Fürſtinn nicht wegſchicken dürfen; den Flöteniſten.«

»Wo denken Sie hin? Sie würden ſich die höchſte Ungnade der Fürſtinn zuziehn. Ihro Durchlaucht lieben die Kammerfrau über Alles.«

»Da iſt noch ein ſchwindſüchtiger Fagottiſt; den hat der Erbprinz: ein halblahmer Contrebaſſiſt; den hat die Frau Oberhofmeiſterinn empfohlen.«

»Die bleiben alle. Aber unter den Übrigen — —«

»Da wüßt' ich keinen, der zu entbehren wäre. Wir würden Mühe haben, ihres Gleichen zu finden.«

»Eine Änderung aber muß ſeyn. Schlechterdings!«

»So werden alſo mehrere Stellen doppelt beſetzt werden müſſen; und dann bitte ich nur, die dazu nöthigen Summen anzuweiſen.«

»Sind Sie bei Sinnen? Der Fürſt iſt ſo eben in größter Verlegenheit wegen Geldes. Alle Caſſen ſind leer.«

»Wenn man aber Leute anſetzt, muß man ihnen zu leben geben.«

»Schon recht! Aber von Gelde kein Wort; darum bitt' ich. Sie müſſen ſich anders zu helfen ſuchen.« — —

Daß durch ein ſo abgeſchmacktes Geſpräch die Capelle nicht beſſer ward, läßt ſich errathen; vielmehr ward ſie tagtäglich ſchlechter. So wie gute Spieler abgingen, kamen durch Empfehlungen, die großentheils von dem weichern, theilnehmendern Geſchlechte herrührten, mittelmäßige, auch wohl elende, an ihren Platz, und am Ende war die Capelle nicht mehr Capelle, ſondern Inſtitut zur Verſorgung. Der Fürſt, der ſich an ſeinem Vergnügen beeinträchtiget ſah, griff zuletzt mit einem Machtworte durch, vor welchem alles verſtummen mußte. Jetzt ſtehn nun die Unterthanen und erwarten mit banger Sehnſucht, daß ein ähnliches Machtwort auch die Collegien treffen und ſie von einer Menge unnützer Glieder reinigen ſoll, die durch ähnliche Gunſt und Fürſprache hineingekommen. Die würdigſten Perſonen haben bis jetzt zurückſtehen müſſen; die älteſten, gerechteſten Anſprüche ſind überhört worden; alle Geſchäfte ſtocken, und die fürſtlichen Räthe ſind in Gefahr, eben ſo mit der Regierung umzuwerfen, wie die Capelle ſchon mehrmalen mit Muſikſtücken umwarf. Indeſſen, da hier nicht vom Vergnügen des Prinzen, ſondern nur vom Landesbeſten die Rede iſt; ſo ſteht dahin, was geſchehn wird.

Allerdings iſt es auch keine Kleinigkeit, Ämter, die einmal gegeben worden, wieder zu nehmen. Das Geſchrei der Verabſchiedeten würde nicht ungerecht ſeyn; es würde ſelbſt diejenigen rühren, die von der Nothwendigkeit einer Änderung am meiſten durchdrungen ſind; alle würden urtheilen, daß man keinen Untüchtigen anſtellen, aber auch keinen Angeſtellten brodlos machen müſſe. Der Fürſt, um ſich nicht durch Grauſamkeiten verhaßt zu machen, würde eine Menge Gnadengelder zu zahlen haben; und ſeine Caſſen, wie wir von dem Aufſeher der Vergnügungen wiſſen, ſind leer. Es iſt alſo ſehr zu fürchten, daß zum größten Nachtheil des Landes Alles bleiben wird, wie es iſt.

Wie Recht hatte doch der Vater des jetzigen Fürſten! Er ſelbſt nahm durchaus keine Empfehlungen an; er hielt ſich wegen der untergeordneten Diener ſchlechterdings an die vorgeſetzten Oberhäupter, die er zu ihren Poſten mit großer Sorgfalt zu wählen pflegte; dieſe allein durften vorſchlagen, und ſie wußten, daß ſie ſich der höchſten Ungnade des Fürſten ausſetzten, wenn ſie bei ihren Vorſchlägen auf irgend ein Fürwort, und wenn auch von den höchſten Perſonen, Rückſicht nahmen. Das Empfehlen kam hiedurch nach und nach aus der Mode; der eigne Vortheil trieb die Oberhäupter an, zu ihren Unterarbeitern die geſchickteſten, würdigſten Männer auszuſuchen; alle Geſchäfte wurden aufs Beſte beſorgt, und alle Unterthanen ſegneten die Ordnung und Thätigkeit dieſer Regierung.

Spiel.

Es hat große Fürſten gegeben, die ſich nie herabgelaſſen haben, weder mit Fremden, noch mit Unterthanen, und am wenigſten mit den letztern, zu ſpielen.

Das Spiel führt unter denen, die daran Theil nehmen, eine Art von vollkommener Gleichheit ein. — Beleidigte es vielleicht den Stolz jener Fürſten, ſich Niedrigern auch nur auf einen Augenblick gleich zu ſetzen? Wir wollen ihnen lieber den beſſern Bewegungsgrund geben, daß ſie überhaupt am Spiel keinen Geſchmack gefunden.

Sey das Spiel nur nicht eine Art von Erwerb, ſondern wirklich Spiel; übe es nur auf eine vortheilhafte Art die Kräfte der Seele oder des Körpers; werde nur nicht die nöthige Zeit den Geſchäften des Staats darüber entzogen; ſo iſt es ſicher einem Fürſten nicht unanſtändig. Ein Schach, um der bloßen Ehre willen, in einer müßigen Stunde geſpielt, hat durchaus nichts, was der fürſtlichen Würde entgegen wäre.

Weniger anſtändig wird das Spiel, ſobald der Preis deſſelben Gewinn iſt. Die Börſe des Unterthanen zu leeren, den man nach der Regel für ärmer annehmen muß, hat etwas Kleines und Ungroßmüthiges; und es zu machen, wie Auguſt, der mit Fleiß verlor, da er hätte gewinnen können, hat für den Spielgenoſſen etwas Kränkendes und Herabſetzendes. Es müßte denn, wie in der That beim Auguſt, der Spielgenoß ein engerer Vertrauter, oder wohl gar ein Glied der Familie ſeyn.

Am unanſtändigſten wird für Fürſten das Spiel, wenn es zu den bloßen Glücksſpielen gehört, die alle Überlegung, alle Geſchicklichkeit ausſchließen. Daß Auguſt das Spiel liebte, war ſo ſehr nicht zu tadeln; daß er um Gewinn ſpielte, war bei ſeiner Wahl der Geſellſchaft und bei ſeiner Großmuth mehr als verzeihlich; daß er ein gedankenloſes Würfelſpiel ſpielte, das verdreußt uns auf ihn.

Es ſcheint, als ob es auch die Römer verdroſſen. Während des Sicilianiſchen Krieges, wo der jüngere Pompejus zweimal ſeine Flotten ſchlug, erſchien ein Sinngedicht, in welchem die Liebe Auguſt's zum Würfeln durch die Begierde, doch auch einmal zu gewinnen, hämiſch genug erklärt ward.

Hohe Glücksſpiele ſollte ein Fürſt ſchon darum verabſcheun, weil ſie in wohlgeordneten Staaten, als verderblich für das Vermögen und die Sitten der Unterthanen, pflegen verboten zu werden. Einem Laſter, das aus allen öffentlichen, vielleicht auch aus allen Privathäuſern durch die Geſetze verbannt wird, ſollte doch wahrlich der Wächter der Geſetze keine Zuflucht in ſeinem eigenen Pallaſt gönnen.

Auch findet ſich bei dieſen hohen ſinnloſen Glücksſpielen noch ſonſt eine Bedenklichkeit. Sie erregen oft die brennendſten, wütendſten Leidenſchaften, denen ein Fürſt, um der Gefahr ſeiner Ehre willen, mit größter Sorgfalt ausweichen, nie ſich ihnen blosſtellen ſollte. Man erzählt von einer großen Unannehmlichkeit, die dem Könige von Pohlen, Caſimir dem Zweiten, beim Spiel widerfahren. Ein Edelmann ſeines Hofes, dem er ſein ganzes Vermögen abgewonnen hatte, vergaß ſich in ſeiner Wut ſo ſehr, daß er ſich an dem Könige mit etwas mehr, als mit Worten, vergriff. Die Geſetze erkannten dem Edelmanne das Schwert zu; aber Caſimir dachte zu billig, um dieſes Bluturtheil zu beſtätigen. — »Ich allein,« ſagte er, »bin hier ſtrafbar; ich hätte eine Gewohnheit nicht mitmachen ſollen, die, wenn ſie allgemein würde, das Verderben der Nation bewirken müßte. Auch war der Verurtheilte in jenem Augenblicke ſeiner ſelbſt nicht mächtig; er ſchnaubte in ſeiner Wut nach Rache, und da er ſie an dem Glücke ſelbſt nicht nehmen konnte, ſo nahm er ſie an dem Günſtling deſſelben.«

Aufwand.

Das erſte Todesurtheil zu unterzeichnen, muß für einen Regenten, der nicht mit der Seele eines Nero gebohren iſt, ein höchſttrauriges Geſchäft ſeyn. — Königinn Chriſtina von Schweden ſagte einſt von ſich ſelbſt: daß ſie, aus Liebe zur Gerechtigkeit, zwar nur ſelten Miſſethäter begnadigt, aber auch nie einen verurtheilt habe, ohne Thränen dabei zu vergießen.

In der That: wenn der junge Regent nur einige Einbildungskraft hat, um ſich die Scene des Gerichts zu vergegenwärtigen, das zitternde, ſchon halb erſtorbene Opfer, das von Blute triefende Schwert, das im Sande hinrollende Haupt: wie verhaßt muß er ſein Richteramt, und wie verhaßt das Angeſicht ſeines Kanzlers finden, der ihm das weggewieſene ſchauerliche Blatt immer hart näckig zurückſchiebt, und endlich durch Gründe auf Gründe ihm den Federzug abpreßt, womit er einen Menſchen — ein ihm ähnliches Weſen — vernichtet. —

Aber, junger edler Regent! nicht dieſen würdigen rechtſchaffnen Greis ſollten Sie haſſen, der bei aller anſcheinenden Härte doch ein fühlendes Herz hat, und der gewiß, wenn er das Geſetz zu ſtrenge oder die Anwendung zweifelhaft fände, mit Freuden der Erſte ſeyn würde, Sie zum Gebrauch Ihres ſchönſten Rechtes, des Rechtes der Begnadigung, aufzufodern. Ein ganz anderer iſt es, und leider! Ihr Vertrauter, Ihr Günſtling, dem Sie ſeine ruchloſen Plane, die Sie ſo unbefangen zu zeichnen pflegen, in Stücke reißen; den Sie mit Ihrem bitterſten, gerechteſten Abſcheu verfolgen ſollten. Was Ihnen der Kanzler vorlegt, iſt doch nur Ein Todesurtheil, und über einen Verbrecher; was Ihnen der Günſtling vorlegt, ſind tauſend vereinigte Todesurtheile, und über ganz ſchuldloſe Weſen.

Sie lieben Pracht und Vergnügen, und wünſchen ſich einen Landſitz, der an Größe, Geſchmack und Auszierung weit und breit alle Fürſtenwohnungen übertreffe. Sie wünſchen einen Park voll mannichfaltiger koſtbarer Anlagen; hineingeleitete Waſſer zu Caſcaden und ganzen Seen; marmorne Bildſäulen von den Händen der erſten Meiſter; Gewächshäuſer, wovon das eine, um oſtindiſche Temperatur darin zu erhalten, des Holzes mehr freſſen wird, als woran das ganze Armuth Ihrer Hauptſtadt ſich wärmen könnte. Sie wünſchen ein Schauſpiel, das den vornehmſten Bühnen Europens, die Sie auf Ihren Reiſen ſahen, weder an äußrer Pracht, noch an innerm Werthe der Künſtler weiche; ein glänzendes Carneval, das der Fremde, wie der Einländer, bewundre, und das von vielen Meilen her alle Neugierigen und alle Freunde des Vergnügens an Ihren Hof locke: kurz Sie hegen eine Menge fürſtlicher Wünſche, die auf den erſten Blick nicht nur unſchuldig, ſondern ſelbſt rühmlich und ehrenvoll ſcheinen.

Aber, Prinz, die Ausführung aller dieſer Ideen wird unſäglich koſtbar werden; ſie wird nicht Tonnen Goldes, worauf man aus Unwiſſenheit oder Hinterliſt ſie Ihnen anſchlägt; ſie wird vielleicht Millionen verſchlingen; und in welch' einem Zuſtande ſich Ihre Caſſen durch den hohen Geiſt, die Reiſen, die militäriſchen Spielwerke Ihrer in Gott ruhenden Vorväter befinden, wiſſen Sie ſelbſt. — Doch Sie haben ja da den immer lächelnden, immer gefälligen Vorſitzer der Kammer: ihm entdecken Sie Ihre Wünſche, und er wird gewiß aus dem Reichthume ſeines unerſchöpflichen Genies neue Entwürfe hervorziehen, und wird es um ſo freudiger, da der Witz des Erfinders bei der Ausführung ſolcher Entwürfe nicht ohne Lohn bleibt. — — Sehen Sie, wie ſehr Sie Recht hatten, ihm zu vertrauen? Er iſt ſchon fertig mit ſeinem Entwurf; und da die Abgabe nicht auf das Entbehrliche, das ſich die Meiſten verſagen mögten, da ſie klüglich auf Nothwendigkeiten des Lebens gelegt iſt, wo auch der Ärmſte und der Sparſamſte ihm nicht entwiſchen kann; ſo iſt nach allem Anſehen der Ertrag, den er Ihnen ſo meiſterhaftfertig vorrechnet, unfehlbar. — Sie werden doch in Ihrer Dankbarkeit mehr thun, als den edlen Mann bloß umarmen? Sie werden doch endlich das erſehnte Ordenszeichen ihm mit eigener Hand um den Nacken werfen? —

Das Volk, an Druck und an Gehorſam gewöhnt, unterzieht ſich dem Joche, und ſchweigt; aber nur zu bald werden die ſchrecklichen Folgen der Überſpannung ſichtbar werden. Während einige Wenige ſich bereichern, wird die Dürftigkeit, die vorher ſchon in jeder Hütte wohnte, ſich in tiefes Elend, der Unmuth in volle düſtre Verzweiflung, der Fleiß, der ſich nicht mehr vergebens abmatten will, in Luſt zu Miſſethaten verwandeln. Dann, Prinz, werden zuerſt Ihre Verſatzhäuſer und die Schränke der Wucherer ſich mit Gütern, bald darauf Ihre Gefängniſſe ſich mit Verbrechern füllen, und Ihre Henker werden Arbeit erhalten. — Sehen Sie dort den kleinen unmündigen Knaben? Er iſt ſchon Bettler! Der hülfloſe Vater, von ſchlechter Nahrung bei harter Arbeit erkrankt, hat ihn an die Landſtraße geſchickt. Schaudert Sie's nicht bei der Ausſicht auf eine Nachwelt, die im Geſchmack am Müſſiggange, im Schmutz, in Unwiſſenheit und in Schamloſigkeit aufwuchs? Welche Sitten werden entſtehen! Dieſes zarte weibliche Geſchöpf hier, mit Lumpen bedeckt, aber nicht ohne Spuren von Schönheit; wie frühe wird es, und auf welch' einem Lager, und an welch' einer Krankheit wird es verblühen! —

Es bleiben freilich der Rechtſchaffnen, der Edlen, auch in der niedrigſten Volksklaſſe übrig; aber wie iſt ihr Zuſtand beſchaffen! Können Sie, Prinz, wenn Sie in der That jene fühlende Seele haben, die Sie bei Unterzeichnung des erſten Todesurtheils verriethen; können Sie ſich dieſen Zuſtand nur denken, ohne erſchüttert zu werden? Jener Greis mit dem redlichen Angeſichte, und jenes treue gute Weib ihm zur Seite; ſie ſaßen ſonſt Tag und Nacht, bei magrer ſpärlicher Koſt, er am Weberſtuhl, ſie an der Spindel: und bei dem Ehrgefühl, das in den Seelen der Geringern oft ſo viel feiner und zärter, als in den Seelen der Vornehmſten iſt, war ihr ganzer Wunſch für ihr Alter nur der: nicht nach Brod gehen zu dürfen. Jetzt fühlen ſie ihre Kräfte erſchöpft, und ein tödtliches Fieber hält ſie an ihr Lager gefeſſelt. Wären denn dieſe Unglücklichen, nach einem ſo mühevollen, ſo nützlichen, ſo rechtſchaffen vollbrachten Leben, keiner Hülfe des Arztes, keiner kleinen Erquickung im Tode würdig? Sie hatten geſorgt für dieſe Erquickung; ſie hatten in beſſern Jahren, auf den Fall einer Krankheit, ihren Sparpfennig zurück gelegt; aber nachfolgende ſchlimmere Zeiten haben ihn weggenommen: Sie, Prinz, haben ihn in Ihren Gärten verbaut, und Ihre Sänger und Sängerinnen haben ihn mit über die Grenze getragen. —

Nieder, rufen Sie, mit dem Vorhang vor dieſen Scenen! — Es ſey! — Aber, Prinz, entfernen Sie auf immer von Ihrem Angeſichte den gefäligen Fühlloſen, der, auf Koſten des Glücks und der Sittlichkeit Ihres Volks, jedem Wunſche von Ihnen ſo demüthig entgegenkriecht; rufen Sie den kühnen Widerſprecher zurück, der Ihnen durch lauten pflichtmäßigen Tadel Ihrer Verſchwendungen ſo verhaßt ward, und laſſen Sie tauſendmal eher alle Ihre Anlagen verfallen, als daß die Hütte des Fleißes und der Tugend verfalle!

Redlichkeit.

Octavius und Antonius hatten ſich, nach verabredetem Frieden, auf das Schiff des jüngern Pompejus zu einem Gaſtmahl begeben. — »Willſt du Herr der Welt ſeyn und den Tod deines Vaters und Bruders rächen?« ziſchelte dem Pompejus ſein erſter Schiffshauptmann Menas ins Ohr. »Ich darf nur gehn und das Ankertau kappen.«

Pompejus mißbilligte und verwarf dieſen Antrag; aber mit welch' einer Äußerung? — — »Wenn du für deinen eigenen Kopf die That gethan hätteſt, ſagte er; ſo hätt' ich ſie gut ſeyn laſſen: ich ſelbſt kann mich unmöglich entſchließen, mein Wort zu brechen.«

Wie? Macht es denn einen Unterſchied, ob man eine nichtswürdige Handlung vor oder nach ihrer Ausübung billigt? Kann ein edler Mann ſie zwar

nicht

nicht ſelbſt befehlen, aber ohne Bedenken ſie gut heißen und die Früchte davon genießen? Pompejus blieb ja Herr, die Verrätherei wieder gut zu machen; er durfte die Feldherren, die ſich ihm auf Glauben vertraut hatten, nur ſicher wieder ans Land ſetzen: und konnt' er denn das mit Ehren unterlaſſen, wenn er die That ſelbſt nicht mit Ehren befehlen konnte?

Ein gewiſſer deutſcher Fürſt, Albrecht, ſoll einſt mit dreitauſend Reiſigen nach Wien gekommen ſeyn, und eine völlig ähnliche Antwort gegeben haben. — »Wollt Ihr,« ſagte ſein oberſter Hauptmann zu ihm, »ſo nehm' ich den Kaiſer gefangen, und Ihr ſeyd Herr über Wien und ganz Öſterreich.« — »Ihr hättet handeln können, ohne mich zu fragen,« ſoll Albrecht erwiedert haben; »ich ſelbſt kann Euch eine ſchlechte That, wie die, nicht befehlen.« — Ganz derſelbige Mißverſtand und derſelbige Mangel an wahrer Ehre! Hätte denn Albrecht den gefangenen Kaiſer nicht wieder losgeben können? losgeben müſſen? Hätt' er nicht, zu ſeiner Rechtfertigung vor der Welt, noch obendrein den Hauptmann beſtrafen, oder ihn dem Kaiſer ſelbſt zur Beſtrafung ausliefern müſſen? — Wie ganz beſſer klingt eine andere Erzählung des Vorfalls zwiſchen Pompejus und Menas! — »Ein Mann, wie Menas,« ſoll der Erſtere geſagt haben, »mag ſein Wort brechen und ſeine Ehre ſchänden: eines Sohns des Pompejus iſt das nicht würdig.« — Dieſer Ton iſt der ächte, der wahrhaft edle: an ihm erkennt man den Mann von ungeheucheltem Ehrgefühl, der Anſpruch auf unſre ganze Hochachtung und Zuneigung hat. — Man bemerke, daß Menas ein bloßer Freigelaſſener war, und daß Pompejus ihm gleichſam die

Geſinnung eines Sclaven vorwirft, die nie die Geſinnung eines freigebohrnen, edlen Römers ſeyn könne.

Nach jener erſten Erzählung iſt Pompejus, ſo wie ſein Gegenbild Albrecht, nicht im mindeſten beſſer, als jener berüchtigte König von Bithynien, der ſeinen Gaſtfreund Hannibal zwar nicht ſelbſt ausliefern wollte, aber ihn den Römern verrieth. Vielmehr iſt jenes Paar noch ein wenig ſchlechter und tadelnswürdiger. Der Bithynier, wie man annehmen kann, hielt die Rettung Hannibals für unmöglich, und ſich ſelbſt glaubte er in Gefahr zu ſetzen, wenn er den Aufenthalt deſſelben nachzuweiſen ſich weigerte. Er handelte alſo aus Furcht und aus Noth, wie er nicht gehandelt haben würde, wenn er ſeinem Herzen hätte folgen dürfen: und es war noch immer löblich von ihm, daß er ſeinen Gaſtfreund ſelbſt zu fangen, entweder zu gefühlvoll oder zu ehrliebend war. Aber welche Furcht oder welche Noth konnte einen Pompejus und einen Albrecht bewegen, den Erſatz des begangenen Unrechts zurückzuhalten? Der Bithynier erſcheint in ſeiner Handlung, mehr als ein Unglücklicher; dieſe in ihren Erklärungen mehr als Heuchler, als Schlechtdenkende, die an dem Verrath nicht ſowohl das Weſen, als die Schande des Namens haſſen. — Dennoch hatte Hannibal noch immer Recht, über beleidigte Gaſtfreundſchaft zu klagen; denn hätte der Bithynier ganz untadelhaft handeln wollen; ſo hätte er den ungerechten Zorn der Römer nicht achten, ſeinen Freund, wenn auch nicht ſchützen, doch warnen, und falls er auch das für nicht thunlich oder für unnütz hielt, wenigſtens an ſeinem Unglücke nicht den mindeſten Theil nehmen müſſen.

Noch mehr Recht aber hatte Hannibal in ſeinen Klagen über die Römer. Es war höchſtunwürdig gehandelt, einen Greis, der durch Jahre und widrige Schickſale ſchon ſo unſchädlich geworden, in ſeinem letzten Zufluchtsorte aufzuſuchen, und ſeinen Beſchützer zur Verletzung des bei allen Völkern heilig geachteten Gaſtrechtes zu reizen. — »Sind das die Römer, rief der erbitterte Feldherr aus, deren Verfahren den Pyrrhus, ob er gleich als Feind mit einem Kriegsheere in Italien ſtand, ſo edelmüthig vor einer Vergiftung warneten? Können die Söhne ſolcher Väter einen Geſandten, der Conſul war, abfertigen, um einen fremden Fürſten zu der Schandthat aufzufodern, ſeinen Gaſt zu ermorden?« — —

Ein vortrefliches Beiſpiel unbedingter Redlichkeit, das ganz im Geiſte der alten Ritterſchaft iſt, giebt die Geſchichte Johann's des Erſten von Frankreich.

Dieſer König war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bei Poitiers zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geißeln, die er für die Bezahlung eines ſehr anſehnlichen Löſegeldes ſtellte, wieder frei gegeben worden. Unter dieſen Geißeln befand ſich auch ſein zweiter Sohn, Herzog von Anjou; und dieſer beging die Unwürdigkeit, ſich, wider Wiſſen und Willen des Königs von England, aus ſeiner Gefangenſchaft zu entfernen. Johann, um ſein Mißfallen an dieſer That öffentlich zu zeigen, und die Treuloſigkeit ſeines Sohnes aufs vollkommenſte wieder gut zu machen, ſchiffte ſich ein nach England, und ſtellte ſich ſelbſt. Beſſer konnte er die vortrefliche Maxime nicht beſtätigen, die man ihm beilegt: daß, wenn Treue und Glauben von der ganzen übrigen Erde verſchwunden wären, ſie in dem Munde der Könige ſich wiederfinden müßten.

Ein ähnliches, nicht minder ſchönes Beiſpiel von Redlichkeit enthält die deutſche Geſchichte. — Kaiſer Ludewig von Baiern hatte ſeinem gefangenen Gegenkaiſer, Friederich von Öſterreich, die Freiheit unter gewiſſen Bedingungen wieder gegeben, die dieſer, in der vollſten Hofnung, ſie erfüllen zu können, eingegangen war. Dieſe Hofnung aber ſchlug fehl, und Friederich kam in den unangenehmen Fall, daß er entweder ſeinem gegebenen Worte untreu werden, oder in ſeine Gefangenſchaft zurückkehren mußte. Es wäre ihm äußerſt leicht geweſen, ſich durch den Pabſt, der ganz dazu geſtimmt war, ſeines Eides entbinden zu laſſen; aber über eine ſolche Maßregel, ſo wenig ſie zu jenen Zeiten befremdet hätte, fühlte Friederich ſich erhaben; er entſchloß ſich kurz, und ging nach München zurück. Ludewig, von ſo viel Tugend gerührt, empfing ihn mit aller Zärtlichkeit eines Bruders; er aß mit ihm an Einer Tafel, ſchlief mit ihm in Einem Bette, und nahm ihn in der Folge, vermittelſt eines feierlichen Vertrages, zu ſeinem Mitkaiſer an. —

Wie angenehm wird durch ſolche Beiſpiele von edler Fürſtentreue das Herz gerührt und erweitert! Und welche unglückliche Wirkung thut dagegen eine treuloſe, wortbrüchige, immer nur auf den eigenen, oder vielmehr auf den gegenwärtigen Vortheil ſich einſchränkende Politik! Dieſe Politik macht das Andenken Ferdinand's des Katholiſchen, ſo verhaßt, der von allen Königen, die Europa geſehn hat, der unzuverläſſigſte und bundbrüchigſte war. — Ein gewiſſer Schriftſteller, der ihn loben wollte, ſagte mit großer Naivetät: er ſey in der That ein ſehr preiswürdiger Monarch geweſen; nur mit dem einzigen kleinen Fehler, daß er nicht Wort gehalten. — Welcher Fürſt, der noch einiges Gefühl von Ehre hat, mögte ſo ein Lob mit dem falſchen Arragonier theilen?

Jagd.

Die ehemaligen, eben ſo grauſamen als koſtbaren Hetzjagden ſind endlich, dem Himmel ſey Dank! aus der Mode. Noch im Anfange und in der Mitte unſers Jahrhunderts machten ſie eine der vornehmſten fürſtlichen Vergnügungen aus.

Es war auch wohl wahrhaftig! ſehr fürſtlich, ein armes unſchuldiges Thier, unter der wütendſten Todesangſt, bis zum Stürzen zu hetzen, um am Ende den unnützen Brodfreſſern, den Hunden, einen leckern Fraß zu verſchaffen. —

Sonſt, ſagt man, iſt die Jagd eine der anſtändigſten und nützlichſten Vergnügungen. Sie erhält die Geſundheit des Körpers, weckt den Muth, ſchärft das Auge, härtet ab gegen Beſchwerden.

Alles recht ſchön! wenn nur nicht bei ſo manchen Fürſten die Jagd zu einer Leidenſchaft würde, die ſie von ihren nothwendigern, beſſern Geſchäften abzieht. Denn über Recht und Ordnung im Lande zu wachen, ohne ſich blindlings den Dienern des Staats zu vertrauen; Anſtalten zum allgemeinen Wohl in allen Fächern zu treffen, und ſelbſt den Fortgang dieſer Anſtalten zu beobachten und zu befördern: das iſt denn doch, beim Himmel! ein wenig wichtiger, als einen Haſen aus ſeinem Lager zu ſtöbern, oder einem Schmalthiere die Kugel durchs Herz zu jagen, oder mit eigener höchſter Hand eine Sau abzufangen.

Ein gewiſſer Antiochus von Syrien, der ſich einſt auf der Jagd von den Seinigen verloren hatte, ſoll in einer Baurenhütte, worin man ihn nicht erkannte, ſehr derbe Wahrheiten hierüber gehört haben. Wenn doch jeder fürſtliche Jäger ſich eben ſo, wie Antiochus, verirren und gleiche Wahrheiten über ſich hören müßte! Doch wer weiß, ob er den Edelmuth hätte, ſie eben ſo dankbar, wie Antiochus, aufzunehmen? —

Die einzige Leidenſchaft, die ſich einer fürſtlichen Seele bemächtigen ſollte, iſt die der Ehre, der wahren, wohlverſtandenen Ehre. Es giebt Fürſten genug, die durch Thaten im Kriege, und Gottlob! auch ſolche, die durch ſchönere, wenn gleich nicht ſo ſchimmernde, Thaten im Frieden ſich einen großen Namen gemacht haben; aber durch Thaten der Jagd und durch erlegte Hirſchböcke und Rehe hat es, ſeit dem Nimrod, noch keiner.

Wildbahnen.

Der größte Schaden, den die heutige Jagdluſt der Fürſten ſtiftet, kommt nicht mehr von ihnen und ihrem Gefolge ſelbſt, aber von ihrem Wilde. Die Felder, die ſie nicht mehr am lichten Tage zertreten laſſen, laſſen ſie nächtlicher Weile abäſen oder umwühlen. Den Unterthanen wird die ſaure Frucht ihrer Arbeit nicht mehr öffentlich geraubt, ſie wird ihnen nur heimlich geſtohlen.

Und nun komme der arme, zu Grunde gerichtete Landmann mit leeren Händen ins Amt, und erkläre ſich unvermögend, die ihn drückenden ungeheuren Abgaben zu zahlen — Er mag ſich vorſehen, der Thor! Denn er wird doch nicht Luſt haben, den Topf, in dem er kocht, und das Bett, auf dem er ſchläft, zu verlieren?

Beſſer, er bedient ſich des Vortheils

der Nacht, und ſchafft ſich durch eine gute Kugel den Feind, der ihm ſeine Acker verwüſtet, vom Halſe. — Was? ſchreit hier laut die Gerechtigkeit; der Bube will zum Wilddiebe werden? Er will ſich an den erklärten Schützlingen ſeines gnädigſten Landesvaters vergreifen? Weiß er denn nicht, daß er in Ketten und Bande kommen, und Jahre lang auf der Feſtung die Karre ſchieben würde? —

Und ſo bleibt denn dem Landmanne nichts übrig, als daß er das, was er nicht vertheidigen darf, bewache, und durch blinden Lärm, ſo gut es gehn will, ſeinen Feind zu verſcheuchen ſuche. Freilich iſt es für ein fühlendes Herz empörend, daß der ſo nützliche und doch ſo unglückliche Bettler, der Landmann — denn was iſt er in ſo manchen Gegenden mehr, als Bettler? — nachdem er von Aufgang bis zum Untergang der

Sonne unter drückender Arbeit geächzt hat, nun noch der Erquickung des Schlafs entbehren ſoll, um das Erarbeitete — nicht für ſich, der ja ſo wenig davon genießt, ſondern für den Fürſten, der faſt allen Gewinn davon zieht, zu bewachen. Wer eigentlich für dieſe Bewachung zu ſorgen hätte, wäre nach aller Vernunft der Fürſt; denn ſein iſt das Wild, und ſein der Vortheil der Ärnte: aber was gilt nun einmal Vernunft gegen Macht? — Und Menſchlichkeit und Gerechtigkeit vollends! — Wo ja noch Einhägungen um die Wildbahnen befindlich ſind; da mögten wohl die Meiſten, wie König Johann von England, ſie lieber niederreißen laſſen, um ihrem theuren, werthen Wilde einen reichlichern Fraß zu verſchaffen. —

Wunder, daß die Fürſten nicht auch mit ihrem zahmen Viehe thun, was ſie ſich mit ihrem Wilde erlauben! Sie könnten viel Koſten erſparen, und an rühmlichen Beiſpielen dazu, aus ſehr geſitteten und ſehr nachahmungswürdigen Zeiten, würd' es nicht fehlen. Ein gewiſſer Ferdinand von Neapel drang ſeinen Unterthanen Schweine zum Mäſten auf, und zwang ſie, den Schaden zu erſetzen, wenn ihnen dieſe Thiere, auch ohne all' ihr Verſchulden, ſtarben. Ein Anderer, ein gewiſſer Eberulph, Zeitgenoſſe des Merovingiſchen Königes Chilperich, ließ Huf und Klaue geradezu auf die Äcker und in die Weinberge der Geringern treiben, und jeden, der ſich widerſetzte, nach Beſchaffenheit ſeiner Laune, entweder nur abprügeln, oder auch gar verſtümmeln.

Mit ſeinen Jagdhunden hat es, noch in unſerm Jahrhunderte, ein deutſcher Fürſt ſo gemacht, daß die Bürger ſeiner kleinen Reſidenzſtadt ſie in ihre Häuſer nehmen und füttern mußten, und daß jeder unglücklich ward, der ſich nur im mindeſten an ihnen vergriff. — —

Seit einigen Jahren, wie es heißt, hat die Grauſamkeit des Wildhegens ſich ein wenig gemindert. Es kamen ſo böſe Gerüchte über den Rhein her, daß man es auf einmal billig fand, dem Landmann Erleichterung zu verſchaffen, und alle Büchſen aller Förſter gnädigſt dazu in Bewegung ſetzte. — Immer gut an ſich ſelbſt! Aber mußte denn nur durch ſchändliche Furcht bewirkt werden, was ſo ehrenvoll durch Menſchlichkeit und Gerechtigkeit hätte bewirkt werden können?

Feinheit.

Was man im ſittlichen Verſtande Feinheit nennt, iſt, mit Bosheit verbunden, das Haſſenswürdigſte; mit Güte verbunden, das Liebenswürdigſte in der Menſchheit.

Es giebt eine rauhe, unfreundliche Art des Wohlthuns, die kaum dem gemeinen Bettler gerecht iſt, und die den Mann von Ehre kränkt und beleidigt. Es giebt eine andre, zwar gutgemeinte, aber plumpe unzärtliche Art, wodurch die Wohlthat ihr Erfreuendes, ihr Verbindliches verliert; wodurch ſie für den Empfänger zu einer neuen, und oft drückendern Laſt wird, als die war, die man ihm abnahm.

Das wahre Geheimniß der Wohlthätigkeit iſt, daß man die Wohlthat zu verbergen, wenigſtens ſie herabzuſetzen wiſſe; daß man dem Unglücklichen die

Beſchämung, ſeinen Mangel und ſeine Abhängigkeit zu geſtehen, erſpare; daß man ſich weniger das Anſehen gebe, einen Schuldner zu machen, als ein Schuldner zu werden. Durch eine ſolche Schonung des Ehrgefühls können die unbedeutendſten Dienſtleiſtungen einen Werth, eine Kraft zu verbinden, erhalten, die ohne ſie die größten, weſentlichſten Aufopferungen nicht hätten. —

»Sie reiten da ein gutes, ſehr ruhiges Pferd, ſagte Türenne zu einem Officier, der eigentlich ein altes, ſehr ſchlechtes ritt, der aber zu arm wär, um ein beſſers bezahlen zu können. Die meinigen ſind für mich alten Mann ein wenig zu flüchtig, zu feurig: Sie würden mich Ihnen verbinden, wenn Sie einen Tauſch treffen wollten.« — Im Grunde, ſieht man wohl, war dieſer Tauſch ein Geſchenk, und für einen Mann, wie Türenne, eben kein groſſes:

aber wie ausnehmend gütig und ſchonend war die Art, womit er es antrug. Wie ſehr mußte ſich der Officier dieſem edlen Manne verpflichtet fühlen, der mit der Aufmerkſamkeit auf ſein Bedürfniß ſo viel ſeine Aufmerkſamkeit für ſeine Ehre verband! —

Verweiſe ſind, ihrer Natur nach, beſchämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Superiorität geſprochen, müſſen ſie eher erbittern, als beſſern. Auch hier giebt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis ſeine Herbe, aber durchaus nicht ſeine Wirkung verliert; ja wodurch ſeine Wirkung vielmehr nur größer und ſichrer gemacht wird. Türenne, der ſich ſo gut aufs Wohlthun verſtand, verſtand ſich nicht weniger gut aufs Verweiſegeben.

Seine Soldaten plünderten im Hennegauiſchen ein Schloß, das ſie im Sturm erobert hatten. Sie fanden darin eine Frau von bewundernswürdiger Schönheit, und brachten dieſe Frau, als den beſten Theil der Beute, dem Feldherrn. Türenne, der ſich durch dieſe Aufmerkſamkeit ganz und gar nicht geſchmeichelt fand, ließ ſogleich den Mann der Unglücklichen vor ſich fodern. — »Hier, mein Herr,« ſagte er, »empfangen Sie Ihre Gattinn zurück! Die Erhaltung der Ehre derſelben haben Sie dieſen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfanden Achtung für ſo viel Schönheit, und um ſie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu ſichern, brachten ſie ſie zu mir, ihrem Feldherrn.«

Offenheit.

Verſtellung iſt für edle Seelen unerträglicher Zwang; ihr Element, worin ſie leben, iſt Wahrheit. — Es läßt daher auf einen guten Charakter bei Fürſten ſchließen, und es iſt rühmlich für ſie, wenn ſie keine falſchen Geſinnungen erheucheln; wenn ſie, zum Beiſpiel, ein gefaßtes Mißtrauen nicht in ihr Herz verſchließen können. Aber wieder iſt es unausſprechlich klein, wenn ſie dieſes Mißtrauen nicht geradezu in Worten, ſondern nur von weitem durch Blicke und durch finſtre Geſichter äußern.

So wie Falſchheit, ſo iſt auch alles verſteckte, hinterhältiſche Weſen einer edlen Seele zuwider; denn es hängt ſich darin an einen Reſt von Falſchheit noch eine gewiſſe Feigheit, die es nicht wagt, gerade und offen herauszugehen, oder eine gewiſſe Tücke, die ihre Luſt daran findet, Perſonen, welche doch unſchuldig und redlich ſeyn mögen, auf die Folter zu ſpannen.

Vielleicht zwar, daß dieſer Schein von Feigheit und Tücke trügt, und daß vielmehr eine gewiſſe Gutherzigkeit zum Grunde liegt, der es ſchwer wird, zu beſchämen und wehe zu thun. Aber dann iſt dieſe Gutherzigkeit wenigſtens ſehr übel verſtanden. Mag immerhin der Schuldige erblaſſen und zittern, wenn nur nicht der Unſchuldige gekränkt und beleidiget wird!

Oft auch mag ein Fürſt ſeiner eigenen Einſicht nicht trauen; er mag fürchten, beim Geſtändniß ſeines Argwohns als ein ſchwacher Kopf erfunden zu werden, der ſich von jedem Schleicher, jedem Ohrenbläſer mißbrauchen läßt. — Aber muß er ſich denn gleich das Anſehen geben, als ob er glaube? Muß er ſein Mißtrauen geradezu bekennen, da er es ja in Form einer bloßen Angabe, eines bloßen Zweifels vortragen kann?

Überdem; was iſt denn ſo Unerhörtes darin, wenn ſelbſt die beſten und klügſten Fürſten einmal getäuſcht werden? Ward es doch auch Heinrich der Vierte, und zwar in Anſehung ſeines Rosny, eines ſo geprüften, rechtſchaffnen, ihm ſo eifrig ergebenen Dieners! Jene heroiſche Sicherheit und Feſtigkeit im Urtheil, die einſt Alexander gegen ſeinen Leibarzt bewies, iſt nicht jedermanns Sache, und auch Alexander ſelbſt wird gewußt haben, Unterſchiede zu machen.

Anklagen mit der vorläufigen Bitte um Schweigen, um Geheimhalten, muß ein Fürſt gar nicht hören. Denn die einzige gute, würdige Art, wie er ſich bei Anklagen nehmen kann, iſt die: daß er beides, ſich und den Angeklagten, durch offne Darlegung der Sache auf einmal ins Licht ſetze; daß er von der einen Seite Beweiſe der Schuld, von der andern Beweiſe der Unſchuld fodre, und daß er dann handle, wie er es findet: entweder den treuloſen Diener, oder den verläumderiſchen Ohrenbläſer beſtrafe.

Hätte Heinrich aus falſcher Furcht, ſeine Leichtgläubigkeit zu verrathen, oder einen würdigen Mann unverdient zu kränken, hinter dem Berge gehalten; ſo hätte er ſich und ſeinen Miniſter um einen der ſchönſten Augenblicke ihres Lebens gebracht. Ja, vielleicht hätte er dieſen großen, unerſetzlichen Miniſter darüber verloren. Denn ganz verbergen konnte ſich ihm ein Heinrich unmöglich; und welcher Mann, der ſich fühlt, wird ſich lange das laulichte, mißtrauiſche Weſen, das Schmollen und das Geſichterziehen gefallen laſſen? Er wird denken, daß man einem Herrn, der nicht mehr traut, nicht mehr dienen, und Arbeiten, die nicht mehr fruchten, nicht mehr fortſetzen müſſe.

So wie ſich Heinrich nahm, nahm ſich auch Johann der Fünfte von Portugall, einer der beßren Könige unſres Jahrhunderts. Zwei ſeiner Finanzräthe vereinigten ſich aus Neid gegen einen dritten, der wegen ſeiner vorzüglichen Fähigkeiten auch in vorzüglicher Gunſt ſtand. Sie überreichten dem Könige eine geheime, mit vieler Wahrſcheinlichkeit ausgedachte Anzeige von allerhand Unterſchleifen und Betrügereien, die ihr Amtsgenoß ſich erlaubt haben ſollte. Johann war erſtaunt; aber, einmal zum Mißtrauen aufgefodert, wandt' er es noch mehr gegen die Ankläger, als gegen den Angeklagten. Er ließ ungeſäumt den Letztern rufen, legte ihm, Punct vor Punct, die Anklage vor, und gab ihm zugleich ſein königliches Wort: daß, wenn er ſich ſchuldig wüßte und es frei und offen geſtände, dieſes Geſtändniß ſeine ganze Strafe ausmachen, und er gegen das Verſprechen, künftig rechtſchaffner zu handeln, nichts von ſeinen Vortheilen verlieren ſollte. Der Finanzrath beſtand darauf ſich zu rechtfertigen, und es gelang ihm damit auf eine Art, daß kein Schatten eines Zweifels zurückblieb. Jetzt ſchrieb und ſiegelte der König mit eigner Hand einen Brief, den der Präſident des Finanzdepartements, an den er gerichtet war, Marquis von Alegrete, nicht anders als in voller Sitzung, eröffnen ſollte. Der Brief enthielt: daß die beiden boshaften Verläumder ihrer Stellen entſetzt, zu jedem andern Amte für unfähig erklärt, und nicht nur aus der Reſidenz, ſondern auch aus dem Königreiche entfernt werden ſollten. So verband der weiſe Regent mit dem Vortheile, ſich einen redlichen Diener zu erhalten, auch den, zweier unredlicher los zu werden, und allen übrigen eine nachdrückliche Warnung zu geben.

Denkfreiheit.

Ein Gewäſſer, das nicht freien Abfluß und nicht immer friſche Zuflüſſe hat, wird zum faulen ſtehenden Sumpf, unter deſſen grüner Decke nur Fröſchen und Unken wohl iſt. Einen ſolchen Sumpf wollte aus der Menſchheit die Hierarchie, und wollen noch jetzt gewiſſe Eiferer daraus machen, die ihr das laute, gemeinſame Denken gar zu gerne verwehren möchten.

Das ſtille, einſame Denken zu verwehren, ſind dieſe Herren, wie man rühmen muß, allzu billig. Auf ſeinem Kopfkiſſen und im Verborgenſten ſeines Herzens mag ein jeder die Lehrſätze des eingeführten Glaubensſyſtems oder die Verordnungen einer hohen Landesregierung mit den verwägenſten, bitterſten Zweifeln angreifen: ſie werden das nie, auch nicht mit einem Gedanken, zu ahnden ſuchen.

Weil ſie leider! nicht können, wird man hier ſagen; aber wenn nur ſonſt jene Herren einige Einſicht beſitzen; ſo darf man ihnen zutrauen, daß ſie auch wirklich nicht wollen. Darum nicht: weil zuerſt jenes leiſe, einſame Denken immer unwirkſam und alſo unſchädlich bleibt, und weil zweitens es auch hiemit ein Ende nehmen muß, ſobald nur erſt die heilſame Abſicht, das laute gemeinſame Denken zu verwehren, erreicht iſt.

Jener Seemann, der auf eine wüſte Inſel des Südmeers ausgeſetzt und beim Abſegeln des Schiffs zurückgeblieben war, hatte, als man nach einer Reihe von Jahren ihn endlich wiederfand, ſeine Sprache verloren. Warum? Weil er in ſo langer Zeit niemanden gehabt hatte, mit dem er laut hätte reden können. — Laßt die Menſchen, nur Ein

Menſchenalter hindurch, nicht mehr laut mit einander denken dürfen; und ſeyd gewiß, ſie haben ihre Denkkraft verloren. —

Was bewegt denn aber jene Eiferer zu ihrem ſo bittern, erklärten Haß gegen das Denken? — Wenn wir ſie ſelbſt hören, ſo iſt es theils ihre Frömmigkeit, ihre herzliche Anhänglichkeit an die Religion, theils ihr patriotiſcher Eifer für den Staat, ihre Vaterlandsliebe. »Die Zweifel, ſagen ſie, werden ſo frech und ſo wild, daß ſie Alles umzukehren und aufzulöſen drohen, und wenn man ſich nicht bei Zeiten entgegenſtemmt, ſo werden ſie zuletzt alle Staaten, ja ſelbſt den Himmel erſchüttern.« — Den Himmel! — Es ſcheint als ob die Herren noch an das alte Mährchen von einem himmeltragenden Atlas glaubten, und als ob ſie Luſt hätten, die Ehre eines ſo erhabenen Amtes mit ihm zu theilen.

Aber ſie mögen den gekrümmten Nacken nur wieder aufrichten, und die angeſtrengten Arme nur wieder ſinken laſſen: denn jenes große Gewölbe hat ſeine volle Sicherheit in ſich ſelbſt, und braucht zum Feſtſtehen wahrlich nicht ſolcher ohnmächtigen Stützen. So lange eine Vernunft noch denkt, und ein Herz noch fühlt, iſt die Gottheit ſicher auf ihrem Throne.

Mit den Staaten freilich iſt es ein andres; aber doch klingt es ſeltſam, daß gerade die Denkfreiheit ſie untergraben und umſtürzen ſollte. Was dieſe thun kann, iſt doch nur einzig das: daß ſie die Schwächen in der Grundlage und Verfaſſung des Staats, die Fehler in der Führung und Verwaltung deſſelben aufdeckt; daß ſie den Mitteln nachforſcht, wodurch ihm kann geholfen, wodurch er blühender und glücklicher kann gemacht werden; und das ſoll heißen: ihn umkehren,

kehren, zerrütten, zertrümmern? — Wenn ein Bauverſtändiger mit aufmerkſamen Blick ein ſchadhaftes Gebäude durchgeht, und nun dem Beſitzer räth, welche Wand er einſchlagen, welchen Boden er aufbrechen ſoll; wirft er ihm damit das Haus über dem Kopf zuſammen? Oder wenn ein Arzt die Urſache von den Leiden ſeines Kranken ausſpäht und ihm die Mittel nennt, wodurch ihm kann geholfen, wodurch ſein Schmerz kann gelindert werden; thut er ihm damit an ſeiner Geſundheit, an ſeinem Leben Abbruch? — Wer Gefahr läuft, iſt hier offenbar nicht der Hausbeſitzer und nicht der Kranke; es iſt das Ungeziefer, das in der Wohnung des einen, oder in den Eingeweiden des andern ſein Weſen treibt, und das freilich in große Noth kommt, wenn es beim Einreißen und Umbauen ſeine gewohnten Schlupfwinkel verliert, oder wenn die Arzenei an dem Schlamm und dem Moder, worin es zuchtet, zu löſen und wegzuräumen anfängt.

Mag es ſeyn, was man klagt: daß es den meiſten der Rathſchläge, die gegeben werden, an Weisheit und Anwendbarkeit; dem Tone, worin ſie gegeben werden, an ehrerbietiger Beſcheidenheit fehlt: muß man darum ein allgemeines todtes Schweigen, auch dem Klugen und dem Beſcheidenen, gebieten? — Ob jene erſtere Klage ſtatt finde, das kann man doch, beim Himmel! nicht eher wiſſen, als bis man hört; und durch dieſe Letztere wird man doch nimmermehr ſich wollen abhalten laſſen, einen wirklich weiſen, heilſamen Rath zu erfahren? Überdem wird ja den Thoren ein Klügerer ſchon zurechte weiſen; und dem Machthaber bleibt es ja unbenommen, Frechheit an einem Denker ſo gut, als an jedem andern, zu ſtrafen.

Doch wozu eine Sache noch erſt vertheidigen wollen, deren Güte auch ihre eignen Feinde wohl nicht in Zweifel ziehen! Oder wie? Sollten wirklich die Herren, die gegen die Denkfreiheit ein ſo großes Geſchrei erheben, und uns den Schaden, den ſie in Zeit und Ewigkeit anrichten ſoll, mit ſo gräßlichen Farben ſchildern; ſollten ſie wirklich nicht wiſſen, daß eine bis zur höchſten Einfalt geläuterte Religion zu den beiden Zwecken, der Beſſerung und der Beruhigung des Menſchen, noch immer hinreichend, ja daß nur ſie zur Erreichung dieſer Zwecke geſchickt iſt? Sollten ſie wirklich nicht wiſſen, daß man einem Staate Glück wünſchen muß, wenn er in ſeinem Schooße recht viel der denkenden, patriotiſchen Bürger nährt, die ſeine Mängel, wie ſeine Vorzüge ergründet haben, und die keins der Mittel unerforſcht oder ungeprüft laſſen, wodurch ſeine Wohlfarth kann erhöht, ſeinem Verfalle kann vorgebaut werden? — Es ſcheint, daß Eins von Beidem jene Herren uns nothwendig werden erlauben müſſen: entweder, daß wir ſie ihres Verſtandes wegen bedauren, oder ſie ihrer Denkungsart wegen verachten. Denn bewundern und lobpreiſen werden wir doch die Falſchheit nicht ſollen, womit ſie immer nichts, als Himmel und Vaterland, auf den Lippen, und nichts, als ihr eignes armſeliges Ich, auf dem Herzen tragen. —

Die Religion alſo wär's, wofür der Diener des Altars mit dieſem frommen Schaum vor dem Munde eifert? Das Vaterland wär's, wofür der Diener des Machthabers in einem ſo empörten und ſo empörenden Ton ſeine Edicte abfaßt? — Das Anſehn, die Vortheile ſind's, die der eine dieſer Herren dem blinden Glauben des Volks, der andre ſeinem blinden Gehorſam verdankt, und die ſie nun beide ſich wollen erhalten wiſſen, ſollte auch alle Wahrheit und alles Menſchenwohl darüber zu Trümmern gehen. — Daß ſie ſo eifrig einer für des andern Rechte, wie für ihre eignen, kämpfen; das mag uns weder irren, noch Wunder nehmen: ſie wiſſen zu gut, dieſe Herren, daß ihre Vortheile, wie verſchieden ſie immer ſcheinen und in andern Verhältniſſen auch wirklich ſind, doch im Kriege gegen die Denkfreiheit ganz genau in einander greifen; daß blinder Glaube für blinden Gehorſam, und wieder blinder Gehorſam für blinden Glauben, die eigentlich paſſende Stimmung giebt, und daß Gewiſſen allein, oder Furcht vor Strafen allein, lange nicht ſo ſicher und kraftvoll wirkt, als beide Mittel vereinigt. Daher ihr Zuſammentreten, ihr großmüthiges Vergeſſen aller gegenſeitigen Klagen, ſobald es ihrer gemeinſchaftlichen Feindinn, der verhaßten Denkfreiheit, gilt. Und freilich iſt dieſe Denkfreiheit von ſo unruhiger, aufrühriſcher Natur, daß ſie auf nichts weiter ſinnt, als wie ſie die Altäre des Aberglaubens umſtoßen, Mißbräuchen und Unordnungen aller Art auf die Spur kommen, Entwürfe und Abſichten jedes Schlechtdenkenden an das Licht ziehn, und Fürſten und Völker über ihre eigentlichen wahren Vortheile belehren ſoll. Was, nach ältern Rechten, für ſo ſchreiende Bosheiten der Empörerinn zukäme, wäre, wenn Geiſtliche urtheilten, der Scheiterhaufen, wenn Weltliche urtheilten, das Schwert: aber in unſern verderbten — oder, wie man es gerne beſchönigen will, in unſern verfeinerten, geſitteten Zeiten darf man ein ſo hartes Urtheil ſchon nicht mehr ſprechen, um nicht ganz ſeinen Zweck zu verfehlen. Das gelindeſte indeſſen, was geſprochen werden kann, iſt: Verbannung. —

Unbegreiflich bleibt hiebei nur das: woher man den Muth oder vielmehr die Schamloſigkeit nimmt, dem Fürſten ein ſolches Verbannungsurtheil vorzulegen, und ihm zur Vollziehung deſſelben, auch nur von fern, einen Antrag zu thun. Iſt er weiſe, und verſteht er ſich auf ſeinen wahren Vortheil, der mit dem Vortheile des Staats immer ſo Eins iſt, ſo ſcheint das Unternehmen in der That etwas tollkühn. Denn ihm ſagen: Unterzeichnen Sie, gnädigſter Herr, dieſen Befehl gegen die Denkfreiheit! heißt dann anders nichts, als ihm ſagen: Verläugnen Sie, gnädigſter Herr, Ihre gewohnte Einſicht und Klugheit! handeln Sie einmal, als ob Sie ganz ſo ſchlecht und ſo unedel dächten, wie wir! Treten Sie mit uns, den unwürdigen Dienern des Hauſes, von welchem Sie Vater und Herr ſind, zu Einer Verſchwörung zuſammen, und werfen Sie dieſe beſchwer liche Aufſeherinn, die Denkfreiheit, die uns bei unſern kleinen Diebereien jeden Augenblick zittern macht, mit eigner höchſter Hand über die Schwelle!

Witz.

»Aber was haben Sie denn gegen den Herrn?« — fragte man einen Gelehrten, als er ſeine Abneigung gegen einen gewiſſen Staatsminiſter zu erkennen gab, und ihn durchaus nicht beſuchen wollte.

»Er iſt witzig,« erwiederte der Gelehrte.

»Nun? Und iſt Witz denn ein Fehler?«

»An einem Großen — ja!« —

Vorausgeſetzt, daß hier der neckende, der ſpöttelnde Witz gemeint war; ſo hatte der Gelehrte nicht Unrecht: denn wirklich hat der Große weit mehr Urſache, über ſeinen Witz zu wachen, als der Privatmann.

Mit einem Privatmanne kann man zu thun, oder nicht zu thun haben, kann zu ihm kommen, oder nicht zu ihm kommen. Zu dem Großen führen uns theils

Univ.-Bibl.
München

unſre Verbindungen, theils ſind wir ihm, Standes und Anſehens wegen, die Aufmerkſamkeit ſchuldig, wenn er ſelbſt uns ſucht, ihm nicht auszuweichen. Im Dienſte fehlen, iſt oft lange nicht ſo gefährlich, als, wenn man geladen iſt, an der Tafel fehlen. Gnade von Höhern will angenommen ſeyn; Höflichkeit von unſres Gleichen läßt ſich verbitten.

Dem witzigen Privatmann kann man mit ſeiner eigenen Münze bezahlen, wenn man ſelbſt nicht ohne Witz iſt; mit einem Großen muß man behutſamer gehen. Ihn zu beleidigen, iſt gefährlich, und im Witzſpiel einen empfindlichen Fleck zu treffen, ſo leicht. Ja ſelbſt, daß man ihm im Witz überlegen iſt und ihn zum Stillſchweigen bringt, kann ihm Beleidigung dünken.

Der Geringere alſo, wenn er einige Weltklugheit beſitzt, findet ſich gegen den Großen in einer ſehr nachtheiligen

Lage, und es iſt von dem letztern höchſt unedelmüthig, dieſe nutzen zu wollen.

Aber auch für den Großen ſelbſt iſt wenig Vortheil bei ſeinem Witze. Schweigt der Angegriffne, oder ſucht er eine beſcheidne Wendung, um auszuweichen; ſo mögen Schmeichler den Witz des erſtern mit noch ſo lautem Lachen bewundern: im Herzen fühlt doch ein jeder, daß der Kampf nicht wegen Überlegenheit des Geiſtes, ſondern des Standes, ungleich iſt, und daß der Spötter ſehr unſanft mögte zu Boden geſtreckt werden, wenn nicht ſeine äußre Würde ihn hielte.

Und wenn nun der Angegriffne frei genug denkt, um ſich über ſein Verhältniß hinwegzuſetzen, und es auf Wohl- oder Übelnehmen zu wagen: wie unangenehm kann der Ausgang des Kampfs für den Großen werden! Vorzüglich, wenn der Geringere wirklich gereizt worden, und Galle in ſeinen Witz miſcht, oder wenn der Groſſe, wie das ſo oft der Fall iſt, zwar gerne Stöſſe austheilt, aber die Mine nicht finden kann, womit er Gegenſtöſſe hinnehmen ſoll.

Gleichwohl würd' es Albernheit verrathen, wenn man nur immer Ausfälle thun, und keine Gegenausfälle erlauben wollte. — Wem für ſeine Würde bange iſt, der bleibe in ſeiner Würde!

Czar Peter, den ſeine Zeit, ſein Vaterland, ſeine Erziehung entſchuldigen, zeigte einem gewiſſen Koch, ſo oft er ihn anſichtig ward, das Zeichen der Hahnreiſchaft, weil die Untreue von dem Weibe des Kochs öffentlich bekannt geworden. Er trieb den Scherz ſo oft und ſo lange, daß der erbitterte Koch ihm endlich derb auf die Finger ſchlug, um ſich Frieden vor ihm zu ſchaffen.

Schickte es ſich für den Czar, ſo etwas zu dulden? Und gleichwohl: mit welchem Rechte konnt' er es übel nehmen oder beſtrafen? —

Nicht, als ob aus dem Umgange und von der Tafel der Großen aller geſellſchaftliche Witz, alles frohe Gelächter verbannt ſeyn ſollte. Es iſt hier offenbar nur von muthwilligen perſönlichen Neckereien und Ausfällen die Rede, die dem Großen gegen den Geringern nie ziemen, obgleich der Hang dazu ſo gemein iſt.

Nationalehre.

Zu dem letzten Herzoge von Celle, der mit einer Franzöſinn vermählt und von lauter Franzoſen umringt war, ſagte einſt einer dieſer Ausländer: »Drolligt, Monſeigneur! Sie ſind der einzige Etranger hier im Zimmer.«

Ob dieſer Einfall bei dem Fürſten Glück gemacht habe, wird man nicht fragen. Was von einem Franzoſen herkommt, iſt Leckerbiſſen; es ſey Ragout oder Bonmot. —

Aber, ruft hier ein deutſcher Prinz, kann man denn auch mit andern Menſchen leben, als mit Franzoſen? Sie ſind mitunter ein wenig zudringlich, frivol, ſüffiſant; immerhin! Sie haben doch unendlich viel Geiſt, Lebhaftigkeit, Witz, und dabei etwas ſo Biegſames in ihrem Charakter, etwas ſo Sociables — —

Wohl! So leben denn Ihro Durchlaucht mit Franzoſen! Es wäre ſehr anmaßend, Ihren Geſchmack beſpötteln, oder Sie in der Wahl Ihres Umgangs beſchränken zu wollen. Auch haben Sie in dem, was Sie ſagen, nicht Unrecht: die Franzoſen ſind wirklich ein Volk, das ſich eben ſo viel Liebe zu erwerben weiß, als es Hochachtung verdient.

Nur, wenn man bitten darf, ſo laſſen es Ihro Durchlaucht mit dem Lobe des fremden Volks genug ſeyn, und gehen Sie nicht zu einer Vergleichung deſſelben mit dem Ihrigen über! Der Nationalcharakter, den Sie kennen, möchte ſich ſonſt in's Spiel miſchen, und die Vergleichung ein wenig zu deutſch gerathen.

Dieß wäre zum Beiſpiel der Fall, wenn Ihro Durchlaucht dem lebhaften Franzoſen nun gleich den trägen Deutſchen, dem feinen Franzoſen den plumpen Deutſchen, dem witzigen Franzoſen den geiſtloſen Deutſchen entgegenſtellten.

Möglich, daß über ein ſolches Urtheil niemand ſo ſehr erſchräcke und ſo ſehr in Verlegenheit käme, als ein eben anweſender Franzoſe ſelbſt. — Himmel! würde er bei ſich denken, ſind Monſeigneur denn nicht ſelbſt ein Deutſcher? Trifft nicht Sie die Verachtung mit, die Sie auf Ihr ganzes Volk wälzen wollen? Glauben Sie, die Natur eines Deutſchen darum ausgezogen zu haben, weil Sie eine fremde Sprache jargonniren?

Jargonniren klingt hart; aber im Denken, muß man wiſſen, iſt der Franzoſe eben ſo gerade zu, als der Deutſche; er iſt nur feiner, weil er ſeine Gedanken verſteckt.

So würd' er, zum Beiſpiel, in vorliegendem Falle weder zuſtimmen noch abſtimmen wollen; er würde ſich mit einer

einer Wendung herausziehn. Das Genie, würde er etwa mit Lächeln ſagen, thut doch nichts ſo gern, als Verſtärken: der lebhafteſte Dichter bringt in ſeine Charaktere den ſchärfſten Contraſt, der ausdruckvollſte Maler in ſeine Geſichter den meiſten Schatten.'

Und damit hätte er dann dem Prinzen ein ſcheinbares Compliment hingeworfen, das dieſer ſelbſt vielleicht für Lob, jeder andere für Spott nehmen würde.

Wär' es nicht beſſer geweſen, Ihro Durchlaucht hätten Ihr Urtheil ein wenig gemildert, und lieber bloß geſagt: die Nation hat der Stufen zu erreichen noch vor ſich; andere Nationen ſind ihr in dieſem, in jenem Stücke zuvorgekommen; ſie iſt indeſſen auf gutem Wege, und man darf viel von ihr hoffen?

Ein ſolcher Ton würde weder den Deutſchen verdroſſen, noch den Fremden geſammert haben; beide würden den Prinzen ſeiner Einſichten, ſeines Geſchmacks wegen loben; und wenn vollends der Letztere in wahre Bewunderung ausbrechen ſollte, ſo dürften Ihro Durchlaucht nur noch fortfahren: was Litteratur betrifft, ſo iſt der Deutſche mit den Werken der Ausländer genau bekannt; es iſt unmöglich, daß die Wunder, welche er von dieſen gethan ſieht, ihn nicht eiferſüchtig machen ſollten, und dieſe Eiferſucht wird ihn anfeuern, ſpornen; ſie wird ihn über ſich ſelbſt erheben.

Vortreflich! würden hier vereinigt Franzoſe und Italiener rufen, die nun weder mit ihrer Eitelkeit noch mit ihrer Artigkeit mehr zu kämpfen hätten. Einen ſolchen deutſchen Prinzen laſſen wir gelten; der weiß ſich in ſeiner eigenen Nation zu ſchätzen, und iſt dabei gegen fremde Nationen ſo höchſt gerecht. — —

Ärger als arg macht es derjenige

Prinz, der die Nation, in Hinſicht auf ihre Geiſteskräfte, nicht bloß für jetzt, ſondern für alle Zukunft herabwürdigt; der ſie nicht bloß darum verachtet, weil ſie noch wenig iſt, ſondern auch darum, weil ſie nie etwas ſeyn wird.

Aber, fragt man, wie iſt ein ſolches Urtheil wohl möglich? So: daß Se. Durchlaucht, wie Sie ſo gerne thun, über die ganze Sprache der Nation Gericht halten, und ſolche für äußerſt rauh, barbariſch, mißtönend, weitſchweifig, ungelenk; kurz, für elend in Beſtandtheilen und im Zuſammenbaue erklären. Mit einer ſolchen Sprache, wie man wohl ſieht, führe die Nation äußerſt übel; ſie könnte ſich nicht von ihr losreißen, und doch auch nichts mit ihr leiſten; alle Seelenkräfte wären ihr wie gelähmt, und all' ihr Aufſtreben nach Vortreflichkeit wäre eitel. Das Vögelchen ſäße an der

Leimruthe feſt, und könnte wohl flattern, aber nicht fliegen.

Soll man hier lieber ausrufen: die arme Nation! oder: der arme Prinz? — Daß Letzterer die Sprache faſt gar nicht kennt, iſt entſchieden; und doch wagt er es, ſie zur Beſchämung eines ganzen Volks zu verwerfen? Weiß er denn nicht, daß Völker, wie einzelne Menſchen, ſich nichts ſo ungern abſprechen laſſen, als ihren Kopf, ihren Witz? —

Nordens Herrſcher haben ſich hierinn anders genommen, und wie man ſagen muß, feiner. Sie haben dem Geiſte der Nationen, denen ſie einmal angehörten, keine verächtlichen Blicke gegeben; haben die Sprache derſelben ſich nicht anekeln laſſen. Guſtav und Catharina haben es Ihrer nicht unwürdig geglaubt, in der eigenen Sprache ihrer Völker zu ſchreiben.

Steht Geiſt und Sprache Deutſchlands hinter Geiſt und Sprache Schwedens und Rußlands zurück? Oder fehlte es etwa Guſtaven und Catharinen an Kenntniß, an feiner Empfindung, an Urtheilskraft und Geſchmack? —

Laßt uns den Himmel bitten, daß es den Prinzen Deutſchlands nur nie mehr daran fehle!

Culturgrad.

Prinzeſſinn Kunegunde von N..., ein Kind von nicht weniger Geiſt als Herzensgüte, ſah aus ihrem Fenſter dem traurigen Abſchiede zu, den Vater, Mütter, Geſchwiſter von einer Menge junger Leute nahmen, die der Fürſt, ihr Vater, nach Amerika hin beſtimmt hatte. Sie fühlte ſich durch dieſen Anblick bis zu Thränen bewegt; und da ſie weiter nichts für die armen Unglücklichen thun konnte, ſo raffte ſie wenigſtens ihr ganzes Bischen Baarſchaft zuſammen, um es ihnen hinunter zu ſchicken.

Noch an eben dieſem Tage hatte ſie eine Stunde in der Erdbeſchreibung. — »Wir gehen jetzt,« ſagte der Lehrer, »nachdem wir die vier Welttheile im Allgemeinen betrachtet haben, zu unſerm Europa, und gleich zu demjenigen Staate über, der für uns das meiſte Intereſſe haben muß, zu Deutſchland. Deutſchland iſt eines der größten, volkreichſten, mächtigſten, und in Anſehung ſeiner meiſten Provinzen, wozu auch ganz vorzüglich die Provinzen Ihres Durchlauchtigſten Herrn Vaters gehören, eines der aufgeklärteſten und geſittetſten Länder Europens.« —

»Ich bitte Sie, lieber Herr S..., unterbrach ihn hier die Prinzeſſinn, geben Sie doch ja auf Alles, was Sie mir ſagen, recht Achtung, und machen Sie nicht, daß ich wieder, wie geſtern, an öffentlicher Tafel beſchämt werde.«

»Beſchämt, meine gnädigſte Prinzeſſinn?«

»Man ſprach von einer abſcheulichen Menſchenart, die man Seelenverkäufer nannte, und bezeichnete die Häfen, in welchen ſie ganz vorzüglich ihr Weſen trieben. Ich, um zu zeigen, was ich gelernt hätte, fuhr heraus: das wären afrikaniſche Häfen. — Der fremde Prinz, der jetzt hier iſt, und der ſich immer ſo gern über Alles aufhält, fing an zu lachen; die übrigen an der Tafel folgten ihm nach, und cher père, nachdem er erſt recht gewiß geworden, daß wirklich die genannten Häfen europäiſche wären, wollte gar nicht aufhören, mich auszuſchelten.«

»Aber wie kamen Sie denn auch auf dieſen Gedanken, liebſte Prinzeſſinn?«

»Durch Sie! — Wiſſen Sie noch, als wir die vier Welttheile mit einander durchgingen, daß Sie mir von Afrika ſo ſehr viel Böſes und Häßliches ſagten, und mir am Ende, als das Allerhäßlichſte, den abſcheulichen Menſchenhandel nannten, der in der Welt nirgends, als dort, getrieben würde? Konnt' ich denn anders glauben, als daß die Häfen, wo die ſchändlichen Seelenverkäufer ſich aufhielten, in Afrika lägen?«

»Es war aber damals, meine gnädigſte Prinzeſſinn, nur von dem großen Menſchenhandel die Rede; von dem nach Amerika hin.«

»Da machen Sie mich nun wieder ganz irre. — Heute ſagen Sie mir, unſer Deutſchland ſey zu Europa gehörig, und doch ſehe ich, wird auch hier Menſchenhandel getrieben, und auch im Großen, und auch nach Amerika hin. Denn hat nicht cher père alle die ſchönen jungen Leute, die dieſen Morgen von hier mußten, nach Amerika hin verhandelt? Es waren ihrer ja mehr, als einige tauſend. Da müßte denn doch gewiß, wenn auch keiner der Seehäfen, wo man die Menſchen nur einzeln aufgreift, wenigſtens unſer Land hier, wo man ſie bei Tauſenden fortſchickt, in Afrika liegen. — Und daß Sie es nun zu den aufgeklärteſten und geſittetſten Ländern Europens rechnen!« —

»Wär's denn das nicht, liebſte Prinzeſſinn?«

»Unmöglich! Oder ich habe Alles von Ihnen ganz falſch verſtanden. Sie ſagten mir, eben bei Gelegenheit von Afrika, daß ſich Aufklärung und Cultur dieſes Welttheils ſchon aus dem einzigen Umſtande des Menſchenhandels beurtheilen ließe. Denn gewiß ſey in einem Lande weder Licht noch Bildung — o! ich erinnre mich genau Ihrer Worte — — wo die Geringern es duldeten, daß man ſie wie Schlachtvieh verhandeln dürfte, und wo die Großen den Muth und die Abſcheulichkeit hätten, dergleichen zu wagen. — Ach, Sie ſetzten noch ſo Vieles hinzu, lieber Herr S..., das mir ſeit dieſem Morgen gar nicht mehr aus dem Sinne will, und das mir ein recht ſchweres, drückendes Gewicht an das Herz hängt. Ich ſeufze in einem fort; und gewiß nicht bloß wegen der armen

Menſchen, die man hier weggeſchleppt hat, ſondern auch beſonders, ganz beſonders wegen cher père.«

»Gnädigſte Prinzeſſinn,« ſagte der ſehr beunruhigte Lehrer; »was kann ich geſprochen, was auch nur gedacht haben, das Sie Ihres gnädigſten Herrn Vaters wegen in dieſe Bewegung ſetzte? Ich beſchwöre Sie bei der Güte, die Sie gegen mich zu hegen ſo oft verſichert haben — —«

»Seyn Sie ruhig, lieber Herr S…! Was wir hier reden, das hört ja niemand: die Hofmeiſterinn iſt zum Glücke nicht da; und wenn ich's auch nicht um Ihrentwillen verſchwiege, da man Ihnen wohl Manches ſehr übel deuten mögte, ſo würd' ich es ſchon aus Wehmuth verſchweigen; aus Scham, daß es mein ſonſt guter und lieber Vater ſeyn muß, den ſolche Vorwürfe treffen.«

»Aber was denn für Vorwürfe? Ums Himmels willen!« —

»Meynen Sie etwa, daß ich nicht Achtung gebe? — Es war gleich in einer der erſten Stunden, daß Sie mir von den vier Welttheilen im Allgemeinen einen Begriff zu machen ſuchten. Hier bei dieſer großen und bei den andern kleinen Inſeln dort — — ſie hatte in ihrem Atlas die Karte vom Südmeere aufgeſchlagen — — ſagten Sie mir, daß man ſie zum fünften Welttheile hatte erheben wollen — womit aber Sie wenig zufrieden ſchienen; — und dann erzählten Sie, als Sie mir hier Neuſeeland zeigten, von den dortigen Einwohnern und ihrer abſcheulichen Sittenrohheit, und wie ſie die armen Gefangnen, die ihnen in die Hände fielen, nicht allein todtſchlügen, ſondern ſich auch ein Freudenmahl daraus machten und ſie verzehrten. Eine Sitte, die ſich auch noch bei andern wilden Völkern, als z. B. in Amerika fände. Die Engländer, fuhren Sie fort, hätten ſich ſelbſt von dem Wohlgeſchmacke, den dieſe Barbaren am Menſchenfleiſche fänden, durch gemachte Proben überzeugt, und ein otahitiſcher Knabe auf ihrem Schiffe hätte ſich ſtill in einen Winkel geſetzt, und über das Elend der Menſchheit Thränen vergoſſen. Er ward mir ſo werth, dieſer Knabe! — Merken Sie, ſagten Sie dann zum Schluß, daß es die allerunterſte Stufe der Barbarei iſt, wenn Menſchen ihres Gleichen verzehren; ein Gräuel, wovor auch unter den vernunftloſen Thieren alle edlere Gattungen einen Abſcheu haben.«

»Nun, meine liebſte Prinzeſſinn? ich ſehe nicht ein — —«

»Laſſen Sie mich nur erſt Afrika haben! Da iſt es! — Hier bei dieſer Küſte, lieber Herr S…, und dort weiter oben bei jenen Flüſſen wiederholten Sie erſt, was Sie bei Gelegenheit von

Neuſeeland geſagt hatten, und dann machten Sie mich auf die zweite Stufe der Barbarei aufmerkſam, von der Sie ausdrücklich behaupteten, daß ſie über jene unterſte des Menſchenfreſſens ſich nur wenig erhebe: auf das Menſchenverhandeln. Sie konnten gar nicht fertig werden, mir Ihren Abſchéu vor einer ſo ungeheuren Nichtswürdigkeit auszudrucken. — Nichtswürdigkeit, lieber Herr S..., war Ihr Wort! und dann ſprachen Sie noch ſo vieles von der Rohheit, der Verworfenheit Aller derer, die in dieſen ſchändlichen Handel verwickelt wären; beſonders auch von den afrikaniſchen Hungerleidern von Prinzen, die um eines geringen nichtswürdigen Gewinnſtes willen das Blut ihrer Unterthanen an ein fremdes Volk nach einem fremden Welttheile hin verkauften. — Ich gab Ihnen damals in Allem ſo Recht, und ſtimmte in Ihren Abſcheu mit ein; aber ſeit dieſem Morgen — — ach lieber Herr S…, ich mögte mich hinſetzen, wie der gute junge Menſch aus Otahiti, und mögte vor Jammer und Scham über mein Vaterland, über cher père, und über das Schickſal der armen Menſchheit weinen.« — Ihre Thränen floſſen hier wirklich, indem ſie ihr Geſicht, das ganz mit Schamröthe bedeckt war, zur Seite wandte. Sie beſtättigte die Wahrheit von der Bemerkung des alten Griechen: daß ein Kind durch nichts ſo gedemüthiget werde, als durch Gefühl von der Schmach ſeiner Ältern.

Die Verlegenheit des Lehrers über dieſe freilich von ihm veranlaßten, aber ſo wenig beabſichteten Ideen-Verbindungen läßt ſich begreifen. Er verſuchte allerhand Erklärungen, Einſchränkungen, Unterſcheidungen, deren aber keine dem zu feinen und richtigen Verſtande der

Prinzeſſinn genug that. Zum Glück für ihn war ſie edeldenkend genug, daß ſie ſchwieg: ſonſt, wenn die böſe Laune Sauls über den Durchlauchtigſten Herrn Vater gekommen wäre, hätte Herr S..., zum Dank für ſeine Bemühungen, das Schickſal haben können, daß er den nächſten Tranſport nach Amerika hätte ſchmücken müſſen.

Vergeltung.

Bei dem ſteten, oft ſo ſchrecklichen Wechſel der Dinge können Perſonen vom höchſten Anſehen in den Fall kommen, daß ſie des Erbarmens der Niedrigſten bedürfen. Wohl dann denen, die ſelbſt, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben: ſie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unſren Zeiten geſchehen iſt, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiß, daß auch von dem rohſten, ergrimmteſten Pöbel, mitten in der wildeſten Wut des Aufruhrs, Unterſchiede gemacht wurden, die ihren Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geſchichte hat uns ähnliche Beiſpiele hinterlaſſen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der Gracchen, das Elend der dort befindlichen Sclavenmenge, die faſt die Hälfte der Bevölkerung dieſer Inſel ausmachte, bis aufs Höchſte geſtiegen. Einer der fühlloſeſten Wütriche war ein gewiſſer Damophilus aus Enna, der alle ſeine Sclaven mit glühenden Eiſen an der Stirne hatte brandmarken laſſen, ſie Nachts in enge Kerker zuſammenpreßte, und mit anbrechendem Morgen ſie bei der magerſten Koſt, die kaum ihr Leben zu friſten hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib Megallis war gegen den weiblichen Theil des Geſindes nicht minder grauſam. Die geringſten Fehler wurden mit den entſetzlichſten Züchtigungen beſtraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefodert.

Unter dieſen unerträglichen Leiden, war der einzige Troſt der Elenden die junge Tochter des Hauſes, deren Herz für die Gefühle der Menſchlichkeit eben ſo offen, als das Herz ihrer Ältern dafür verſchloſſen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte ſie oft die wütende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte ſie Qualen, die ſie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit erſetzte ſie, ſo viel ſie konnte und durfte, die den Sclaven verſagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der ſich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoff, bis in alle drei Spitzen der Inſel verbreitete. Auf den Feldern des **Damophilus** brach er aus: er ſelbſt, dieſer Nichtswürdige, ſein Weib, ſeine Tochter, da ſie ſich eben in einem Garten der Vorſtadt ſorglos erluſtigten, fielen in die Hände der Sclaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewiſſen **Eunus**, ſollte über den **Damophilus** ein förmliches Verhör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltſame Wut zweier Sclaven, die vorzüglich grauſam waren behandelt worden, machte dieſem Scheingerichte ein Ende; ſie ſtürzten über ihren Tyrannen her, und ſchlugen ihn mit wiederholten mörderiſchen Streichen zu Boden. Das Schickſal ſeines Weibes war fürchterlicher; denn ſie fiel in die Hände ihrer Sclavinnen, die erſt mit Furienwohlluſt jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erſchöpften, und ſie dann nach erſättigter Rache, auf eine Anhöhe ſchleppten, um ſie in die Tiefe zu ſtürzen.

Mitten unter dieſen Stürmen der empörteſten, ſinnloſeſten Wut blieb die Tochter nicht allein verſchont, ſondern erhielt auch die unverkennbarſten Beweiſe der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr ſo oft bewieſenes Erbarmen war in Aller Herzen; das Lob ihrer Menſchlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringſte Vergehen gegen ſie mit Wort oder That würde auf das empfindlichſte ſeyn gerächt werden. Man beſchloß, ſie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Ältern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorſtehenden wütenden Krieges zu entfernen; durch ein ſichres Gefolge brachte man ſie hinweg nach Catana, und überlieferte ſie dort, unberühret, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geſchichte hat uns ſo manche verabſcheuungswürdige Namen, auch die eines Damophilus und einer Megallis, aufbehalten: warum hat ſie uns doch den Namen dieſer Guten, dieſer Edlen verſchwiegen? Doch auch ohne

Namen verehrt der Freund der Menſchheit ihr Andenken, und freut ſich der ſo ſchön an ihr beſtätigten Wahrheit: daß auch über die roheſten und fühlloſeſten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

Geſchichte.

Die Geſchichte iſt für Könige eine treffliche Lehrerinn, die aber ſo unglücklich iſt, etwas unachtſame Schüler zu haben. — Würden wir ſonſt die ehemaligen Fehler mit den ehemaligen ſchlimmen Folgen immer zurückkommen ſehen? Würden ſo oft neue Beiſpiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beiſpiele gefruchtet hätte? —

Könige! ruft ſo laut die Geſchichte, wagt es nicht, gegen den herrſchenden Geiſt eurer Zeit anzukämpfen; er iſt durch eine Folge von Jahrhunderten eben ſo unwidertreiblich herbeigeführt, als es durch die periodiſchen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten ſind: es iſt gleich thöricht, dieſe oder jenen zurückhalten zu wollen; und das geringſte Übel, was für Euch daraus erwachſen kann, iſt, daß man an Euren Einſichten zweiſelt. — Könige! laßt endlich ab von dem Wahne, als ob Ihr durch ſtete Erweiterung Eurer Grenzen immer mächtiger würdet; der gedrungene, ſaftreiche Staatskörper iſt ſtärker, als der aufgedunſene, entnervte; und wollt Ihr mächtiger werden, ſo ſorgt für Thätigkeit, Sparſamkeit, Sitten, Gemeingeiſt. — Könige! verlaßt Euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zuſammengeſtückte: Cabale, Ungehorſam, Eiferſucht, Neid drohen Euch mit Zerrüttung Eurer durchdachteſten Plane, und am Ende werdet Ihr nicht, wie Ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer möglich, daß nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zuſammentreffe; beſänftiget die Gemüther durch Herſtellung der alten Ordnung, eh' Ihr Euch in den Krieg wagt; ſucht und ſichert den Frieden, eh'

Ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt: denn Faulſtoff in den Eingeweiden des Staats, und äußre Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieſes, und wie viel mehr! ruft ſo laut die Geſchichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn ſie ja etwas faſſen, ſo verlieren ſie's wieder im Taumel der Ehrſucht, aus deren Zauberkelche ſie nicht ſatt werden ſich zu berauſchen. — —

Man hat vergleichende Lebensbeſchreibungen von einzelnen großen Männern geſchrieben: vergleichende Erzählungen von einzelnen großen Weltbegebenheiten wären vielleicht keine ſchlechtere Arbeit. Hier zur Probe ſolcher parallelen Erzählungen nur eine, oder vielmehr nur die Hälfte davon: denn ſobald der Fall aus der Vorwelt erzählt iſt, wird den Fall aus der Mitwelt das Gedächtniß eines jeden ihm ſelbſt erzählen. —

Die anfängliche Macht und Größe des griechiſchen Kaiſerthums war im ſiebenten und achten Jahrhundert ſchon tief herabgeſunken, und das Reich in der nicht vortheilhafteſten Lage. Seine öſtlichen Provinzen wurden unabläſſig von einem eben ſo tapfern als grauſamen Feinde, den Saracenen, bedroht, die ſchon öfter die kaiſerlichen Heere überwunden, und vor den Thoren von Conſtantinopel ſelbſt ihre Feldzeichen aufgepflanzt hatten. In den weſtlichen entferntern Provinzen hatte die Macht der Longobarden ſich immer weiter verbreitet, und es war von dem fruchtbaren obern Italien dem Kaiſer ſchon nichts mehr übrig, als das ſogenannte Exarchat von Ravenna. Im Norden hatte das Reich einen eben ſo muthigen, als mächtigen Feind an dem Bulgarenkönige, der in mehrern Schlachten geſiegt, ſich in Thracien feſtgeſetzt, und die umliegenden

Gegenden der Hauptſtadt auf das fürchterlichſte verwüſtet hatte.

So groß noch immer, troz allen dieſen Unfällen, die Macht des Kaiſerthums blieb; ſo gehörte doch nicht weniger Weisheit, als Tapferkeit dazu, um ſie unter ſo nachtheiligen und ſchwierigen Umſtänden zu erhalten. Was man am ſorgfaltigſten zu verhindern hatte, waren innere Unruhen und Empörungen, als wodurch die Kraft, der Menge äußerer Feinde zu widerſtehen, nothwendig gelähmt werden mußte. Reformen, und beſonders in Religionsſachen, wo ſie immer ſo ſehr bedenklich und gefahrvoll ſind, mußten entweder ganz unterbleiben, oder doch nicht ohne die äußerſte Vorſicht und Behutſamkeit unternommen werden. —

Das Bilderſtürmen, das demohnerachtet Kaiſer Leo, mit dem Zunamen der Iſaurer, anfing, giebt uns freilich einen Beweis von ſeiner richtigern tiefern Einſicht in das eigentlich Weſentliche der Religion; auch können wir nicht anders, als den Muth und die Standhaftigkeit bewundern, womit er, trotz dem Widerſtande herrſchſüchtiger Geiſtlichen und eines ſchwachſinnigen fanatiſchen Volks, darin fortfuhr. Aber ganz wider alle Staatsklugheit war die Heftigkeit ſeines Verfahrens, da er das Übel nicht bloß allmählig einſchränken, ſondern auf einmal ausrotten, nicht durch Lehre und Unterricht das Volk nach und nach vom Aberglauben abziehen, ſondern auf einmal durch Anſehen und Befehl erzwingen wollte, was unmöglich zu erzwingen ſteht: eine vernünftige Gottesverehrung. Alle Rechtgläubigen, oder was ganz das Nämliche ſagt, alle Altgläubigen wurden von Entſetzen und Abſcheu ergriffen, als ſie die ſo heilig geachteten Gegenſtände ihrer Verehrung, und unter dieſen ſelbſt das Bildniß des Religionsſtifters, überall heruntergebrochen, in Winkel geworfen, zerſtückt oder verbrannt; in der Folge auch Klöſter eingezogen, und Perſonen, die bereits der Gottheit geweiht waren, in die Welt und das bürgerliche Leben zurückgeführt ſahen.

Der Geiſt der Empörung ward unter dem abergläubiſchen Volke, über dieſer zu raſchen Aufklärung, in allen Provinzen rege: indeſſen gelang es dem Kaiſer, obgleich nicht ohne Kämpfe und Blutvergießen, die Hauptſtadt und die zunächſt ſie umgebenden Länder in Ehrfurcht zu erhalten. Aber unmöglich fand er dieſes in Anſehung der entlegenern weſtlichen Provinzen, wo ſeine Macht natürlicher Weiſe ſchwächer, und das Volk dem alten Aberglauben, ſo wie dem Beſchützer deſſelben, dem Biſchofe von Rom, mit äußerſter Schwärmerei ergeben war. Die Unzufriedenheit brach hier in öffentliche Empörung aus, die bei der Beharrlichkeit des Kaiſers auf ſeinem einmal erklärten Entſchluſſe, durch nichts mehr gedämpft werden konnte. Das ganze Land gerieth unter die Herrſchaft der Longobarden, der es zwar Anfangs durch fremde Hülfe wieder entriſſen ward, aber auch ſogleich unter dieſelbe zurückfiel. Als die Longobarden es dennoch endlich verloren; ſo geſchah dieſes nicht an die ehemaligen Beſitzer, die griechiſchen Kaiſer, ſondern an den galliſchen Uſurpator Pipin, der dieſe wichtige Eroberung dem Stuhle zu Rom zum Geſchenke machte, und dadurch den erſten Grund zu der weltlichen Hoheit und Souveränetät des römiſchen Erzprieſters legte. Für das griechiſche Kaiſerthum waren dieſe ſchönen Provinzen nun auf immer dahin; die Nachfolger Leo's fanden es unmöglich, auch noch im Weſten zu fechten, da ſie ſchon im Oſten und Norden fochten, und da ſie nicht ſelten alle ihre Kräfte anſtrengen mußten, um ſich nur aufrecht zu halten. —

Hätte, nach einer ſo deutlichen Warnung, als ſich aus dieſem Falle für alle künftigen Herrſcher ergab, der Fehler des Leo je wiederholt werden ſollen? Hätte ein neues, ſchöneres und blühenderes Exarchat in die Gefahr kommen ſollen, eben ſo wie Ravenna, und aus Anfangs ſehr ähnlichen Urſachen, verloren zu gehen?

Widerruf.

Daß unſre Großen lieber die franzöſiſche, als die Landesſprache reden, iſt an ſich eben nicht tadelnswürdig. Ein gemeinſchaftliches Mittel zur Verſtändigung mit Fremden, als mit welchen die Großen ohne Unterlaß zu thun haben, muß freilich ſeyn; und um dieſes Mittel in die Gewalt zu bekommen, muß man es üben. Aber zu bedauren iſt es, daß gerade im Franzöſiſchen ſo manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin ſie von ihrer Wahrheit verlieren.

Redensarten ſind gleichſam das Kleid der Gedanken, und es iſt nicht bloß von Perſonen, ſondern auch von Begriffen wahr, daß man ſie nach ihrem Kleide behandelt. Nur zu oft richten ſich Achtung oder Verachtung, Wohlgefallen oder Mißfallen, nach bloßen Ausdrücken, die, nachdem ſie zu milde oder zu hart ſind, das Böſe angenehm, oder das Gute verächtlich zeigen.

Die Redensart: ſeine Meinung widerrufen, ſeinen Entſchluß zurücknehmen, läßt unſer Urtheil über den Werth der Handlung unentſchieden, und verweiſt uns, um dieſen zu finden, auf Unterſuchung der jedesmaligen Umſtände. Die Redensart: ſich Lügen ſtrafen, ſich ein démenti geben, rennt dieſer Unterſuchung zuvor, und läßt uns jeden Widerruf, wie pflichtmäßig und heilſam er ſeyn mag, als ſchändlich und gehäſſig betrachten. Wenn uns ein Fremder ein démenti giebt, ſo reißen wir den Degen aus der Scheide, um es zu rächen; und wie? wir ſollten ſo leichtſinnig mit unſrer Ehre ſpielen, daß wir uns ſelbſt eines gäben? —

Freilich hat ſich der Fürſt eine Verordnung entreißen laſſen, die tauſend Unruhen und Verdrüßlichkeiten nach ſich ziehen kann; freilich hat er ein Verſprechen gegeben, das wider alle Staatsklugheit iſt, oder in die Rechte eines Dritten unverantwortlich eingreift; freilich hat er, durch ein unvorſichtiges Wort, die Ehre eines rechtſchaffnen Mannes aufs empfindlichſte gekränkt: aber ſo gern er alles das wieder gut machte; wie ſoll er es anfangen? das bloße Widerrufen, wie es der Deutſche nennen würde, ginge ſchon an; aber ſich ein démenti zu geben, wie es der Franzoſe nennt, iſt doch unmöglich. Ja, wenn es hieße: ſich eine Aufklärung geben! da wäre auf einmal die ehrloſe Sache, wenigſtens in ſolchen Ländern, ehrlich, wo die Aufklärung nicht noch verhaßter klingt, als die Lüge.

Aber ſollte man denn einer bloßen Redensart, einem bloßen armſeligen Worte dieſen Einfluß verſtatten? Sollte um eines übelgewählten, zu harten Ausdrucks willen, unterlaſſen werden, was Klugheit und was Gerechtigkeit ſodern? — Heinrich der Vierte, mit allem ſeinen richtigen Sinn für das Schickliche, gab ſich, kurz vor der Schlacht bei Jvry, ein ganz öffentliches démenti, indem er einen beleidigten Officier, den Oberſten Schomberg, mit einer Art vom Abbitte umarmte; und wer fühlt nicht, wie ſehr ihm dieſes démenti zur Ehre gereicht? Schomberg, der brave Deutſche, verachtete den König darum ſo wenig, daß er eben in dieſer Schlacht mit einem Muthe und einer Hitze focht, die ihm ſein Leben koſteten. — —

Die Sache genauer erwogen; ſo heißt Widerrufen freilich: ſich zu einer Unvorſichtigkeit, zu einem Fehltritte des Verſtandes oder der Leidenſchaft, kurz, zu einem Irrthume bekennen; und darin liegt nun Schlimmes und Gutes neben einander: der Irrthum und das Bekennen des Irrthums. Nur iſt das Schlimme, wie man bald einſehen wird, bei weitem nicht in gleichem Grade ſchlimm, als worin das Gute gut iſt.

Irren, wiſſen wir, iſt das Schickſal der Menſchheit; und wer ſich zu einem Irrthum bekennt, giebt ſich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit ſchuldig, und einer Schwachheit, die er mit den weiſeſten, edelſten Menſchen gemein hat.

Hingegen, wer ſeine Schwachheit abläugnen und beſchönigen möchte; wer, um ſich nicht bloß zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich ſie immer ſeyn mögen, fortdauren läßt: der vermehrt zuförderſt die alte Schwachheit mit einer neuen, und ſetzt dann noch wahre Schande hinzu: er läßt ſich durch falſche Scham einer armſeligen Eitelkeit zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

Der edle Mann, der ſeine Eitelkeit ſo gut, wie jeder Andre hat, fühlt den

Widerſtand derſelben, aber ohne daß er ihr nachgäbe; er bekämpft und beſiegt ſie, und bringt ſie der wahren Ehre zum Opfer. Durch das Geſtändniß einer ſehr verzeihlichen Schwachheit giebt er den Beweis einer ſehr hochachtungswürdigen Stärke.

Aber ohne Mühe iſt denn doch nie dieſer Kampf; ohne Scham iſt für feinere Seelen, die den Trieb nach Vollkommenheit fühlen, und lieber ſchon in ihrem Beſitze wären, als um ſie würben, nie das Geſtändniß von Schwachheiten: und ſo nehmen ſich dieſe aus jedem ſolchen Falle die Warnung, nicht ſo leicht von neuem zu irren, um nicht von neuem widerrufen zu dürfen. —

Verächtlich kann der Widerruf nur in zwei Fällen machen: wenn er entweder nicht freiwillig, ſondern erzwungen, nicht aus Edelmuth oder verbeſſerter Einſicht, ſondern aus Furcht und aus Feigheit erfolgt, oder wenn er ſo oft, mit ſo vielem Leichtſinn geſchieht, daß man ſich nicht entbrechen kann, auf Mangel an Einſicht und Mangel an Ehre vorzüglich zu ſchließen.

Der weiſe Fürſt wird ſich vor beiden Fällen ſo ſorgfältig hüten, als möglich; er weiß, daß er in dem erſtern ſeinem perſönlichen Anſehen, und in dem andern der ganzen Kraft ſeiner Regierung unendlich ſchaden würde. Einmal dafür bekannt, daß er ſich durch Widerſtand eintreiben laſſe; wie viel Widerſtand bei jeder Gelegenheit muß er fürchten! und einmal ſeine Verordnungen in dem Rufe, daß ſie nach Monaten, Wochen, Tagen ſchon ihm ſelbſt nichts mehr gelten; was für Folgſamkeit für dieſe Verordnungen, auch in den dringendſten, wichtigſten Fällen, kann er erwarten?

Aus dieſem Grunde iſt es ihm Regel: ehe er irgend einen Entſchluß von

Wichtigkeit faßt, alle Gründe dafür und dawider genau gegen einander abzuwägen, um, wenn er erſt einmal dieſen Entſchluß erklärt hat, mit mannhafter Feſtigkeit ihn durchzuſetzen und den Schein eines ſchwankenden Willens, der immer von ſo übler Wirkung iſt, vermeiden zu können. Kleinere Unvollkommenheiten der getroffenen Einrichtungen wird er aus eben dieſer Urſache ſo ſehr nicht achten: nur, wenn er größere, die von ernſthaften, bedeutenden Folgen ſeyn können, gewahr wird; ſo wird er durch keine falſche Scham ſich hindern laſſen, dieſe Einrichtungen wieder aufzuheben; er wird jeden beſondern Entſchluß dem allgemeinen unabänderlichen Entſchluſſe unterordnen: ſo viel er kann und weiß, die Glückſeligkeit ſeines Volks zu erhöhen. Eben ſo, wenn ihn einmal Menſchlichkeit zur Beleidigung der Unſchuld, oder gar des Verdienſtes, hinriß, wird er nicht erröthen, ſeinen Fehler zurückzunehmen; er wird auf das Beiſpiel Heinrichs des Vierten, oder das gleichermunternde Carls des fünften von Frankreich ſehen, der darum in der Geſchichte gewiß nicht weniger glänzt, weil er eine Ungerechtigkeit gegen einen würdigen und edlen Diener, den berühmten dü Gueſclin, wieder gut machen konnte.

Faſſung.

Mangel an Geiſtesgegenwart bei unerwarteten widrigen Vorfällen iſt einer der größten Fehler an einem Fürſten. Wer ſich an ein Steuerruder ſetzt, es ſey um ein Schiff oder einen Staat zu regieren; der darf nicht immer nur auf heitern Himmel und hohes Meer, er muß auch auf Stürme und klippigte Ufer rechnen, und in Gefahr ſich zu nehmen wiſſen.

Philipp von Spanien, der durch alle übrigen Eigenſchaften ſeines Charakters empört und zurückſtößt, zeigt ſich in dem einzigen Stücke groß und bewundernswürdig, daß er die widrigſten, ſelbſt die ſchrecklichſten Nachrichten mit ſo viel Ruhe und Gleichmuth aufnahm. Als er den Untergang ſeiner gegen Eliſabeth gerüſteten unüberwindlichen Flotte erfuhr, ſagte er ohne ſichtbare Erſchütterung: „Ich hatte ſie gegen Menſchen, nicht gegen

Stürme geſandt.« — Dieſe Beſonnenheit, dieſe augenblickliche Faſſung des Gemüths ſcheint uns einen wahrhaften König, einen Mann anzukündigen, der über ein ganzes zahlloſes Volk nicht bloß durch ſeinen Rang, ſondern auch durch ſeine Seelengröße hervorragt.

Klein und ärmlich finden wir dagegen Philipp den Sechſten von Frankreich, wenn wir von der Noth und Angſt ſeiner Hofleute leſen, da ſie ihm die unglückliche Seeſchlacht bei Sluys hinterbringen ſollen. Freilich war es nichts Kleines, eine ganze Flotte von vierhundert Segeln an einem einzigen Tage einzubüßen; aber, einmal in Krieg begriffen, mußte Philipp auf Verluſt, wie auf Gewinn, auf Niederlagen, wie auf Triumphe, gefaßt ſeyn, und man mußte ihm ein Unglück ankündigen können, ohne daß man weder für ihn noch für ſich ſelbſt zu zittern brauchte.

Völlig kalt, oder wie man es zu nennen pflegt, ſich völlig gleich, auch bei den größten Unfällen, zu bleiben, iſt nur dann möglich, wenn man gedankenlos iſt; und eine ſolche Kälte würde alſo keinen Anſpruch auf Ehre haben. Aber wahrlich hat ihn auch nicht jenes Unvermögen zum Widerſtande, jene Seelenſchwäche, die den Unfällen ſo ganz erliegt, daß der Menſch entweder ohnmächtig niederſinkt, oder in eine wilde, ſinnloſe Wut verſetzt wird. In welchen von dieſen Zuſtänden das Schrecken ſich auflöſen mag, ſo fühlen wir uns gewiß zur Verachtung gereizt; nur wird das eine Mal dieſe Verachtung einen Zuſatz von Mitleiden, das andre Mal von Hohn oder von Abſcheu haben. Tobt nähmlich der Unglückliche gegen bloße fühlloſe Gegenſtände oder gegen Weſen der bloßen Einbildung an, wie gegen die Elemente, die Geſtirne, das Schickſal; ſo hören wir nichts, als Armſeligkeiten, und können ſpotten: bricht er gegen lebende, empfindende Weſen aus, wie gegen den unſchuldigen Boten oder den unglücklich geweſenen Führer; ſo ſehen wir vielleicht auch Gräuelthaten, und müſſen zittern. In Karthago hätte man den Admiral, den Philipp von Spanien gütig bei ſich aufnahm, an's Kreuz geſchlagen. —

Wie unendlich wichtig die Gabe der Faſſung, des ruhigen Gleichmuths ſey, das zeigt ſich vorzüglich da, wo gehandelt werden ſoll; wo ein großes Intereſſe, vielleicht von ganzen Staaten, an der Entſcheidung ſteht, und wo die Augen Aller, wie mit Einem Blick, ſich auf den Mann an der Spitze heften. Hier nicht jeden ſich darbietenden Vortheil, jeden vom Gegentheil begangenen Fehler, auf der Stelle inne werden und nutzen; zweifeln und Anſtand nehmen, wo mit Blizzesſchnelle müßte gedacht und ausgeführt werden; ſich ſelbſt erſchrocken und bange zeigen, und gleich beim erſten Schwanken der Schale verzweifeln, ſtatt mit raſcher, kühner Hand ſie zu ergreifen und niederzudrücken: welche Hofnung zum guten Erfolg läßt das übrig, und welchen vortheilhaften Eindruck auf die Seelen der Mithandelnden kann es machen?

»Auch in mein Lager?« — ruft der ganz verwirrte Pompejus, da er nach der Schlacht bei Pharſalia hört, daß Cäſar zur Beſtürmung deſſelben heranrücke. Und ſo, ohne irgend eine Vorkehrung zu machen, ohne die tapfern Cohorten, die nach ſeiner Flucht noch ſo muthigen Widerſtand thaten, zu ſammeln, zu ordnen, durch eigenen Muth zu befeuern, wirft er die Zeichen ſeiner Würden von ſich, und flieht — einem Schickſal entgegen, das für ihn unendlich trauriger ſeyn muß, als der Tod auf dem Schlachtfeld. Das Glück, das ſein ganzes Leben hindurch bei ihm ausgehalten hatte, verläßt hier den Mann, der ſich ſelbſt hat verlaſſen können.

»Labienus flieht!« — ruft der unerſchütterte Cäſar; nicht, weil der tapfre Feldherr wirklich floh, ſondern weil er ſich einen Augenblick entfernte, um ſein Lager zu decken. Und durch dieſes einzige Wort wie zu neuem Leben erweckt, ſammeln die ſchon wankenden, ermatteten, kaum mehr fechtenden Truppen ihre letzte Kraft, ſtürmen mit unwiderſtehlicher Wut auf den Feind, und entſcheiden die berühmte, blutige Schlacht bei Munda, wo es, nach Cäſars eigenem Geſtändniß, nicht bloß den Sieg galt, ſondern das Leben. Ein einziger wohlgenutzter Augenblick wirft dem Feldherrn das ſtolze Rom und faſt alle Königreiche der Erde zu Füßen. —

In neuern Zeiten hat vielleicht niemand durch Ruhe in den mißlichſten Lagen, durch Feſtigkeit und Furchtloſigkeit mehr ſich ausgezeichnet, als Cromwel. Das Schickſal, das er befürchten mußte, wenn der junge Carl, mit Rache für ſeinen ermordeten Vater im Herzen, ſich auf den Thron ſchwang, war ſchrecklich, und in mehr als einem Zeitpunkt war dieß Schickſal ihm nahe. — Das eine Mal hat Carl, oder haben vielmehr ſeine treflichen Generale, die in Schottland ſtehenden Truppen Cromwels und den aus Irland zur Verſtärkung herübergeeilten Ireton ſchon aufs Haupt geſchlagen; der ſchottiſche Thron iſt gewonnen, und der Weg zum engliſchen ſcheint geöfnet. Das andre Mal ſteht Carl ſchon tief in England ſelbſt, mit einem furchtbaren, durch engliſche Große verſtärkten und unterhaltenen Heere; ſchon iſt er Herr von Worceſter, und wie bald iſt nun Oxford, wie bald iſt London erreicht! — Cromwel, als ob er Ausdrücklich die Gefahr ihren höchſten Punkt will erreichen laſſen, um mit deſto größerm Ruhme ſie niederzuſchlagen und Krieg und Empörungsgeiſt auf ewig zurückzuſchrecken, bleibt ruhig zu London bei ſeinen Geſchäften; keine Miene, kein Wort von ihm verräth die mindeſte Sorge; man ſollte die Nachricht von den Fortſchritten Carls für Erdichtung halten: ſo faltenlos und ſo heiter iſt ſeine Stirne. Durch dieſen Gleichmuth, dieſen feſten Glauben an ſich ſelbſt und an die Überlegenheit ſeines Geiſtes, wirkt er ſo, wie er will, beides auf Freunde und Feinde: der Haß von dieſen, ſo gern er in Thaten ausbräche, liegt ruhig fort an der Kette der Furcht; und der Muth von jenen, ſo natürlich er ſinken müßte, ſchwillt empor und wird kühner. Auf einmal heißt es: Cromwel ſteht an der Spitze des Heers! und gleich darauf: Cromwel hat Alles vor ſich niedergetretreten; der Feind iſt nicht bloß beſiegt; iſt vernichtet! — —

Aber, kann man hier ſagen, iſt es erlaubt, einen Mann wie Cromwel, der in der Geſchichte eine ſo äußerſt verhaßte Rolle ſpielt, gleichſam zum Muſter der Nachahmung aufzuſtellen? — Er war Kronenräuber, dieſer Cromwel, Fanatiker, Königsmörder, ein in vielen Rückſichten verabſcheuungswürdiger Mann: aber ſein Muth und ſeine Feſtigkeit waren doch ſicher gut und groß; und Gutes und Großes muß man nicht verſchmähen, auch an einem Böſewicht zu bewundern.

Schade nur, daß man hier mit dem bloßen Bewundern ſich wird begnügen müſſen; denn zu lernen und nachzuahmen iſt ſo etwas ſchwerlich. Beiſpiele, wie das angeführte, wirken bloß auf diejenigen Seelen, in denen ſie die ſchon vorhandene Kraft nur zu reizen und zu beleben brauchen: ſchwächern Seelen theilen ſie die Tugend, die ſie aufſtellen, eben ſo wenig mit, als der Magnet ſeine Eigenſchaften, außer dem harten ihm befreundeten Eiſen, irgend ſonſt einem Metalle mittheilt. In andern Hinſichten läßt eine unvollkommene Natur durch Einſicht und feſten Vorſatz ſich um ein Großes verbeſſern; in Hinſicht der Entſchloſſenheit und des Muths gerade am wenigſten: und das iſt denn freilich wohl ſchlimm, da man ſeine Natur ſich nicht wählt.

Ohne allen Nutzen wird indeſſen das Geſagte nicht ſeyn, wenn Fürſten von ſchwächerm Charakter ſich die Lehre daraus abziehen wollen: daß ſie mit dem Schlimmſten, was in einer Lage geſchehen kann, ſich bei Zeiten vertraut machen, um, wenn es eintritt, weniger heftig davon gerührt zu werden. Vornehmlich aber: daß ſie aus eitler Ruhmbegierde ſich bei keiner Gelegenheit an die Spitze ſtellen, wo ihre Verwirrung, Unſchlüſſigkeit, Muthloſigkeit dem Vaterlande und ihnen ſelbſt höchſt verderblich ſeyn könnte. Doch dieſer letztere Rath wird ſo gar wichtig nicht ſcheinen; die Muthloſen geben ihn am liebſten ſich ſelbſt.

Menſchenwürdigung.

Könige und Fürſten ſehen die Menſchen ſo viel öfter von ihrer ſchlechten, als guten, von ihrer verächtlichen, als hochachtungswürdigen Seite, daß ſie gewiſſer Maßen zu entſchuldigen ſind, wenn ſich Geringſchätzung oder gar Haß der Menſchheit bei ihnen feſtſetzt.

Sind ſie von Natur zur Milde geneigt, ſo wird dieſer Haß ſich mehr in Betrachtungen, als in Handlungen ergießen: ſind ſie mit geringerer Empfindlichkeit gebohren, ſo wird er ſie hart und grauſam, und dadurch, außer ihrem Volke, auch ſie ſelbſt elend machen; denn Menſchenhaß duldet keine Zufriedenheit in der Seele.

Das Verwahrungsmittel gegen dieſes Übel muß die Betrachtung geben: daß zum richtigen Urtheil über die Menſchheit die Lage eines Regenten die am wenigſten vortheilhafte iſt. Wenn dieſer ſich fragt: was ſehe ich, das nicht böſe oder verächtlich wäre? ſo muß er zugleich ſich fragen: was **kann** ich viel weiters ſehen?

Der Regent iſt zuerſt Ausſpender von Ämtern, Ehrenſtellen, Reichthümern, Gnadenzeichen. Wie natürlich, daß ihm hier Habſucht und Hochmuth, mit den ſie begleitenden Laſtern des Neides, der Verläumdung, der Schmeichelei, jeden Augenblick ſichtbar werden, indeſſen die ſanften ruhigen Tugenden der Genügſamkeit und Beſcheidenheit ſich ſeinen Blicken entziehen.

Der Regent iſt ferner nicht bloß Geſetzgeber; er iſt auch oberſter Richter. Wie ſelten kann er da Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Großmuth, die alle keiner richterlichen Erkenntniſſ bedürfen, und wie oft muß er Streitſucht, Unterdrückung, Raubluſt, Bosheit erblicken!

Der Regent führt endlich über alle untergeordneten Diener und Verwalter des Staats die Aufſicht. Wie leicht überſieht er hier Treue, Pflichtmäßigkeit, Ordnungsliebe, die, weil ſie der Regel gemäß ſind und nicht anders erwartet werden, immer nur ſchwachen Eindruck machen; aber wie nothwendig müſſen Untreue, Verſäumniß, Verrath, als wider die Regel und dem öffentlichen Wohl gefährlich, ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſeln!

Sind denn aber jene liebens- und hochachtungswürdigen Tugenden darum, weil ſie weniger ſichtbar als die entgegenſtehenden Laſter ſind, in der Menſchheit nicht da? — Man mache doch nur die einzige Betrachtung: daß ohne Genügſamkeit und Beſcheidenheit das Gewühl um den Thron unabſehlich, ohne Friedfertigkeit und Gerechtigkeit die Zahl der Gerichtshöfe unendlich, ohne Wohlthätigkeit und Großmuth das Elend viel verbreiteter und ſchrecklicher, ohne Treue und Pflichtliebe die ganze Verwaltung des Staats unmöglich ſeyn müßte. —

Jungen Prinzen ſollte man, zu ihrem und ihrer Völker Beſten, recht früh es einprägen: daß die bei weitem größere Zahl ihrer Mitmenſchen wenigſtens nicht ihrer Verachtung und ihres Haſſes, viele ihrer ganzen Hochſchätzung und Liebe, und einige, wenn der Fürſtenſtolz dieſes Wort nicht zu ſtark findet, ſo gar ihrer Verehrung werth ſind. Auf Verehrung nämlich macht das größere Verdienſt, die erhabnere Tugend Anſpruch; und wohl ſehr ſelten, wenn anders je, mocht' es der Fall ſeyn, daß unter den Tauſenden, oder gar unter den Millionen, die ein Staat befaßt, gerade der Herrſcher der edelſte, würdigſte Mann war. Was er von Tugenden beſaß, konnte freilich, wegen Erhabenheit ſeines Standortes, in vollern Lichte und in eine weitere Ferne ſtrahlen; aber dieſer nur äußre, zufällige Vortheil giebt doch für den weſentlichen innern Werth keinen Maaßſtab. —

Indeſſen läßt ſich noch zweifeln, ob Haß und Verachtung gegen die Menſchheit, dieſe traurigſten Erſcheinungen in der ſittlichen Welt, nicht vielmehr aus dem Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, als aus der Beobachtung Andrer, entſpringen. So wie bei den übrigen empfindenden Weſen, ſo iſt es wahrſcheinlich auch bei dem Menſchen das Selbſtgefühl, das, gleichſam inſtinctartig, ſein Benehmen und ſeine ganze Geſinnung gegen die Mitgeſchöpfe leitet; eine Geſinnung, die durch äußre Veranlaſſungen nur zum Ausbruche geweckt, nicht urſprünglich durch ſie hervorgebracht wird. Eben deswegen ſind Menſchenverachtung und Menſchenhaß, wie ſehr auch Manche in dieſen Geſinnungen ſich gefallen mögen, faſt immer

Schande für den, der ſie nährt; ſie öffnen einen Blick in ſein Innerſtes, und laſſen mit hoher Wahrſcheinlichkeit auf ſeine eigne Haſſenswürdigkeit und Verächtlichkeit ſchließen. Wer ſelbſt gut iſt, hegt einen faſt unüberwindlichen Trieb, die Menſchen zu lieben; wer ſelbſt böſe iſt, ſie zu haſſen.

Laßt alſo nie, Prinzen, durch die zunächſt Euch umgebenden oder am öfterſten Euch vorkommenden Unwürdigen Euer Urtheil von der Menſchheit überhaupt beſtimmen. Laßt, um der Ehre Eures eigenen Charakters willen, Euch nie zu Handlungen oder auch nur zu Äußerungen hinreißen, die Euer Volk zur Wiedervergeltung auffodern und es reizen könnten, Euch für Menſchenhaß Fürſtenhaß, für Menſchenverachtung Fürſtenverachtung zurückzugeben! Ihr wähnet irrig, wenn Ihr Euren Stand zu erhaben glaubt, als daß Ihr die Folgen dieſer traurigen Wechſelgeſinnung zu fürchten hättet: es wird von Umſtänden, und oft von ſolchen abhängen, die völlig außer Eurer Gewalt ſind, für welchen von beiden Theilen dieſe Wechſelgeſinnung verderblicher werden ſoll; ob für Euer Volk oder für Euch?

Vertrauen.

Rosny hatte von Heinrich dem Vierten den Auftrag, mehrere der größten und wichtigſten Generalpachtungen von Frankreich zu bereiſen und die Verwaltung der Finanzen zu unterſuchen. Seine Rechtſchaffenheit, mit der ihm eigenen Thätigkeit und Klugheit verbunden, machte den Mitgliedern des Finanzrathes bange, daß ihre Unterſchleiſe hiebei an's Licht kommen mögten. Um ſich zu retten, ſprengten ſie über das Benehmen Rosny's die nachtheiligſten Gerüchte aus, und wurden am Ende mit ihren Lügen ſo laut, daß Heinrich wenigſtens Unvorſichtigkeiten von ſeinem Günſtlinge argwohnte, und ihn eiligſt zurückrief.

Der Empfang des guten Rosny war ziemlich froſtig — »Warum bela det ihr euch nur, fragte der König, mit Gelde, das an Ort und Stelle von den Perſonen, denen ich es ſchuldig bin, pflegt gehoben zu werden? Ihr reizt dadurch Leute, an denen mir viel gelegen iſt, zum Mißvergnügen gegen mich.«

»Sire! von Allem, was ich mit bringe, gehört kein Pfennig weder den Prinzen von Geblüt, noch irgend jemanden, der von Ew. Majeſtät Beſoldung zieht. Die ſind alle bezahlt.« —

»Nicht möglich!« verſetzte der König.

»Und werden auch den laufenden und die folgenden Monate bezahlt werden; dann vom Vorſchußnehmen bin ich kein Freund.«

Heinrich ließ ſich dieſe Ausſage mehr als einmal wiederholen und am Ende ſogar beſchwören: ſo feſt hatte man ihn vom Gegentheil zu überreden gewußt. — Aber, fuhr er fort, daß ihr eine ſolche Menge von Einnehmern und

Beamten beim Kopfe genommen und ſie hiehergeſchleppt bringt.« — —

»Ich, Sire? — Ich habe wohl freilich einigen Ernſt gebraucht; aber von Leuten, die ich beim Kopfe genommen und hiehergeſchleppt brächte, weiß ich kein Wort.«

Das Erſtaunen des Königs ſtieg immer höher. »Denkt euch,« rief er voll Unwillens aus, »was für Niederträchtigkeiten man ſich erlaubt! was für Lügen man ausheckt! — Ich begriff auch nicht, wie ihr ſo viel Lärmens hättet machen ſollen, um eine ſo kleine und armſelige Summe aufzutreiben, als ich weiß, daß ihr mitbringt.«

»So klein und ſo armſelig, Sire? Es ſind anderthalb Millionen Reichsthaler.« — —

Man urtheile, wenn die Verläumdung mit ſolcher Frechheit vor einem klugen Könige lügt, mit welcher Frechheit ſie vor einem einfältigen lügen werde; und wenn ſie ſelbſt Vertraute und Günſtlinge angeht, deren Sache doch höchſtwahrſcheinlich zur Sprache kommt, was von ihr der Fremde und der Gleichgültige zu erwarten habe, den ſie hoffen darf, ungehört zu erdrücken.

Wahrlich! es iſt keine Untugend an Fürſten, etwas ſchwergläubig zu ſeyn: denn nie oder ſelten fehlt es, daß ſie nicht mit feinern oder gröbern Cabalen umſponnen wären: und Parteigeiſt, Eigennutz, Rachgier, Neid — was ließen wohl dieſe kleinen, eben ſo unruhigen als nichtswürdigen Leidenſchaften zu ihrer Befriedigung unverſucht?

Nur ſchließe man nicht zu voreilig, daß ein Fürſt alſo wohl thue, keiner Anklage ſein Ohr zu leihen, und in ſeiner vorgefaßten vortheilhaften Meinung durch nichts ſich irren zu laſſen. Glaube an Rechtſchaffenheit und an Ehre iſt freilich ſchön; aber blinder Glaube, ſo wie er nirgends in der Welt taugt, ſo taugt er auch hier nicht.

Einem Fürſten zwar, deſſen eigener Charakter zweideutig iſt, darf man dieſe Warnung kaum geben; ein ſolcher wird weit eher durch Mißtrauen fehlen. Aber ein Fürſt von eigner, ehrenvoller, biederer Denkungsart bedarf ihrer um deſto mehr: die Leichtigkeit, womit er ſein Vertrauen hingiebt, kann ihn in das größte Ungemach, oft wohl gar ins Verderben ſtürzen. —

Ein ſolcher Fürſt, wenn ſonſt irgend ein andrer, war Franz der Erſte von Frankreich; voll Ehre, voll Freimüthigkeit, voll Zutrauens, und durch dieſe ſo ſchönen und liebenswürdigen Eigenſchaften einer der anziehendſten Charaktere in der Geſchichte. Wer betrachtet ihn nicht mit Wohlgefallen, wenn er mit Heinrich dem Achten von England in dem ſogenannten Lager von Goldſtück zuſammenkommt, und durch einen einzigen Beweis edlen Zutrauens alle ündſilichen Verabredungen aufhebt? oder wenn er mit Vergeſſenheit aller Beleidigungen, die in einer ſchlechtern Seele den unvertilgbarſten Groll würden erzeugt haben, ſich auf das Schiff Carls des Fünften wagt, das im Sturm an die Küſten von Provence verſchlagen worden, um in Perſon den Kaiſer ans Land zu nöthigen und ihn mit Höflichkeiten zu überhäufen?

Aber eben dieſe argloſe, gutmüthige Denkungsart führte auch den König in die nachtheiligſten Unbeſonnenheiten. — Daß er Carln, den er auf der bekannten Reiſe zur Beſtrafung der Genter ſo vollkommen in Händen hatte, ruhig ſeinen Weg ziehen ließ, ohne, wie es dieſer in ähnlichem Falle gewiß gethan hätte, ihn bis zur Erfüllung ſeiner Verſpre ſprechungen zu verhaften; das wahrlich! kommt hier nicht in Betrachtung: denn ſo zu handeln, war Franz der Achtung für ſein Wort, war es dem Edelmuth ſeines Charakters ſchuldig; und wenn er am Ende betrogen ward, ſo fällt die Schande davon einzig auf Carln, der bei dieſer Gelegenheit ſich als echten, würdigen Enkel Ferdinand's des Katholiſchen zeigte. — Was hier vorzüglich gemeint wird, iſt das Benehmen des Königs gegen den ſchon verdächtig gewordnen, verrätheriſchen Bourbon, der durch ſeinen großen Ruf, ſeine Verbindungen, ſeine Talente, für ihn ſo wichtig war, und als Feind ihm ſo nachtheilig werden konnte.

Es lag ganz in der offnen biedern Denkungsart Franzens, daß er, gleich auf den erſten Wink von den verrätheriſchen Abſichten Bourbons, in Perſon zu ihm aufbrach, um von der Wahrheit oder Falſchheit ſeines Verdachtes gewiß zu werden. Der Herzog war angeblich krank; es ließ ſich annehmen, daß dieſe Krankheit bloß gemacht ſey, um den König auf ſeinem vorhabenden Feldzuge nicht begleiten zu dürfen; der erhaltene Wink von den geheimen Verbindungen des Herzogs machte dieſen Argwohn natürlich: Offenheit ließ ſich ſchon ohnehin von dem ſtolzen, verſchloßnen Charakter Bourbons, auch bei gleichgültigern Gelegenheiten, kaum hoffen, und wie viel weniger bei einem ſo ſchändlichen, ſo verbrecheriſchen Entwurfe! Dennoch konnte Franz die Krankheit des Herzogs für wahr, dennoch die Betheurungen der Unſchuld, mit denen dieſer freilich nicht karg war, für aufrichtig, und ſeine Äußerungen von Empfindlichkeit und Kummer für lautre Sprache des Herzens nehmen. Die klügſten und wohlmeinendſten Räthe des Königs drangen auf die Verhaftung des Herzogs, obgleich dieſe in dem eignen Lande deſſelben nicht ganz ohne Gefahr war: aber Franz, von ſeiner Gutmüthigkeit und ſeinem Glauben an die Ehre eines ſonſt tapfern Ritters hingeriſſen, verwarf dieſen Rath.

Was den Verdacht gegen Bourbon aufs höchſte trieb, oder vielmehr, was ihn eigentlich recht begründete, war ein Umſtand, der Franzens ganze Aufmerkſamkeit hätte feſſeln ſollen. Bourbon ſah ſich von der Herzoginn von Angouleme, Mutter des Königs, und von dem Könige ſelbſt auf das bitterſte gekränkt; ſein Stolz und ſein Eigennutz waren bei dem berüchtigten Rechtshandel, den er mit der erſtern über die großen Beſitzungen ſeiner verſtorbenen Gemahlinn führte, gleich ſehr verwickelt, und dieſer Rechtshandel nahm für ihn eine höchſtunglückliche Wendung. Die

Schuld davon lag keineswegs an der Schwäche der Gründe, die der Sachwalter des Herzogs für ihn anzuführen hatte; ſie lag ganz ſichtbar an den Ränken ſeiner mächtigen, durch verſchmähte Liebesanträge empörten Gegnerinn, und an der zu zärtlichen Nachgiebigkeit Franzens, der bei dieſer Gelegenheit wohlgethan hätte, etwas weniger guter Sohn, und deſto mehr guter König zu ſeyn. Bourbons ganzer, nur zu bekannter Charakter mußte den König fürchten laſſen, daß er auf die ausgezeichnetſte, bitterſte Rache ſänne, wenn gleich freilich von der andern Seite es kaum zu glauben ſtand, daß ein Prinz von Geblüt, und ein ſo ruhmvoller, ſein Vaterland ſollte verrathen, und es ſeinem Untergange, ſeiner gänzlichen Auflöſung nahe bringen wollen. Genug, daß, bei dem Widerſtreit dieſer Gründe, es wenigſtens ſehr zweifelhaft blieb, welche von beiden

Empfindungen, ob die der Rache oder die der Ehre und Vaterlandsliebe, die mächtigere ſeyn würde: und ſo hätte Franz allerdings den Rathſchlägen der Klugheit mehr, als den Eingebungen ſeiner Gutmüthigkeit, folgen; hätte nicht zögern ſollen, das Vaterland und ſich ſelbſt durch Verhaftung eines ſo gefährlichen Mannes ſicher zu ſtellen.

Um indeſſen gerecht gegen den König zu ſeyn, muß man bemerken, daß eben der Grund, der den bloß klugen Mann hauptſächlich zu dieſer Maßregel hintrieb, den edlen gefühlvollen Mann deſto mächtiger davon abzog. — Franz, der nur durch kindliche Anhänglichkeit an ſeine Mutter bei dem Rechtshandel des Herzogs geblendet und irre geleitet war, fühlte gewiß in ſeinem Innerſten, was er ſich laut nicht geſtand: daß der Herzog unverantwortlich gemißhandelt werde; und er ſollte ihn jetzt, ohne noch entſcheidende Beweiſe von ſeiner Verrätherei in Händen zu haben, von neuem, und noch grauſamer, mißhandeln? ſollte durch Verhaftung deſſelben dem ganzen Königreiche, ja dem ganzen Europa ſagen, daß er den ſchimpflichſten Verdacht gegen ſeine Treue und Ehre hege, indem er ihn einer Felonie fähig halte, die, wie es vor Bourbon's und aller Menſchen Augen da lag, außer der Herzoginn und dem Könige, dieſen eigentlichen Gegenſtänden ſeiner Rache, auch den ganzen ſchuldloſen Staat ins Verderben reißen mußte? — So zu handeln, fühlte Franz ohne Zweifel einen gerechten Abſcheu, und dieſer Abſcheu, mit ſeiner natürlichen Argloſigkeit zuſammengenommen, verführte ihn, dem Herzoge Glauben zu geben, und ſich mit der unzulänglichen Maaßregel zu begnügen, daß er ihn, unter freundſchaftlichem Vorwande, bloß der heimlichen Beobachtung Pierrot's von Warry übergab. Der Mann von Gewiſſen ſcheut neue Beleidigungen um ſo mehr, je mehr er ſchon ältere zu bereuen hat, und der Mann von Ehrgefühl behandelt andere ſo gern mit eben der Zärtlichkeit, womit er ſich ſelbſt will behandelt wiſſen. —

Bei der Achtung, die man für dieſen König zu empfinden, und bei dem Antheil, den man an ſeinem Ruhme zu nehmen, ſich nicht entbrechen kann; wie ſollte man nicht wünſchen, daß er hier, ſtatt einer Handlung der Gutmüthigkeit, lieber eine Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt, oder wenn er jene ſich nicht verſagen konnte, wenigſtens dieſe der erſtern vorausgeſchickt hätte? — Ein freies Geſtändniß, daß er nicht völlig klar in der Sache des Herzogs mit ſeiner Mutter ſähe, begleitet von dem königlichen Verſprechen, daß er die Vollziehung eines widrigen Urtheils ohne eigne Überzeugung von der Rechtmäßigkeit deſſelben nie geſtatten würde, hätte wahrſcheinlich den Vorſatz **Bourbon's**, zu den Feinden Frankreichs überzutreten, erſchüttert; hätte ihn in der pflichtmäßigen Treue gegen ſeinen angeſtammten rechtmäßigen König erhalten: oder wo nicht, ſo hätte doch ein ſolches Verſprechen den Verräther in den Augen aller Welt noch weit ſchwärzer, ſo wie die Unvorſichtigkeit des Königs, der auf die Wirkung ſeines Edelmuths bei einem nicht ganz fühlloſen Manne rechnen durfte, weit geringer gemacht. Wir hätten dann über den Fall mit dem Herzoge ohngefähr eben ſo, wie über den Fall mit dem Kaiſer geurtheilt.

Möchten doch Fürſten den tiefſten Abſcheu gegen alle Ungerechtigkeiten gewinnen, weil jede ſie ſo gern entweder in eine Kette von neuen Ungerechtigkeiten, oder auch in Fehler und Widerſprüche hineinzieht, die gleich nachtheilig für ihre Ehre, als für ihre Ruhe und Zufriedenheit ſind.

Jugendfleiß.

Jünglinge von einigem Geiſt tragen ſich gern mit allerhand großen Erwartungen, mit allerhand ſtolzen Entwürfen für ihre Zukunft. — Wenn aus dem, was ſie einſt zu werden ſich einbilden, kein Schluß auf das gilt, was ſie einſt wirklich ſeyn werden; ſo iſt doch gewiß, daß die gänzliche Abweſenheit ſolcher Jugendträume nicht viel Gutes verſpricht. Wünſche können ohne Kraft und Talent ſeyn; aber nie ſind Kraft und Talent ohne Wünſche.

Den Inhalt jener wachenden Träume giebt gemeiniglich die vorhergeſehene künftige Beſtimmung, verbunden mit der überwiegenden Neigung. Der Prinz von feuriger Seele wird in Gedanken an der Spitze ſiegreicher Heere glänzen; nicht, wenn er edel iſt, als Erobrer, aber als Schutzgott eines geängſteten Volks: der

Prinz von mildrer Geſinnung wird ſeinen Namen durch weiſe Wohlthätigkeit und durch Geſetze verewigen, die einen Numa eben ſo, wie die Thaten von jenem einen Cäſar, verdunkeln werden. —

Um zu wiſſen, welche Hofnung zur Frucht dieſe lieblichen Blüthen geben, die den Frühling des Lebens ſo ſchön und angenehm machen, müſſen wir aufmerken, wo die Thätigkeit des Jünglinges hinwirkt. Ein ſehr ſchlimmes Zeichen wird ſeyn, wenn er zu ſehr den Zerſtreuungen und Vergnügungen nachhängt, als welche die Seele nicht allein leer laſſen, ſondern ſie auch erſchlaffen; ein deſto beſſers, wenn er den regen lebendigen Trieb fühlt, ſich alle die Fertigkeiten und Kenntniſſe zu verſchaffen, durch welche die Erreichung ſeines Zwecks einzig möglich iſt; Kenntniſſe, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, ſo wie die

Menſchheit vorwärts geht, immer verwickelter, mannichfaltiger, mühſamer werden.

Alſo: mit welchem Eifer bereitet der Prinz ſich zu dem großen Manne vor, der er einſt künftig im Felde oder im Cabinette ſeyn will? Welche Meiſter in der Kunſt, worin er zu glänzen denkt, ſucht er auf, und mit welcher Aufmerkſamkeit, welcher Theilnahme hängt er an ihren Lippen? Wie viel hat er ſchon in den nöthigen Vorarbeiten geleiſtet, welche Fortſchritte in Meßkunſt, Länderkunde, Geſchichte, populärer Weltweisheit gemacht? Über welche Feldzüge welcher Helden, oder welche Verfaſſungen welcher Länder, weiß er ſchon mit einiger Einſicht zu reden? Welche der vortreflichen Werke, die für ſein Fach geſchrieben worden, hat er bereits geleſen, und welche andre liegen noch da zum Leſen?

Daß man uns ja nicht antworte: alles das werde kommen; die Jugend ſey die Zeit des Genuſſes, und man ſey nicht umſonſt mit großen Anſprüchen gebohren; jetzt ſchon anhaltenden eiſernen Fleiß von dem Prinzen ſodern zu wollen, ſey grauſam. Einmal will doch der Prinz zu dem Ziele hin, wo er den Lorbeer aufgeſteckt ſieht, und der Weg bis zu dieſem Ziele iſt weit; wer nicht, raſchen muntern Tritts, gleich am Morgen des Lebens ausgeht, der mag ſehen, wie früh vor Abend er ankommt. — Aber leider! müſſen wir fürchten, daß der jetzt noch unthätige, auf nichts als Vergnügen erhitzte Jüngling den ganzen Weg nie betreten, daß er die Ausführung ſeiner Vorſätze von einem Tage, Monate, Jahre zum andern aufſchieben, und ſo am Ende entſchiednen Hang für jenes ſelige Farniente gewinnen werde, worin ſchon ſo mancher große, edle Gedanke zum ewigen Vergeſſen entſchlieſ. »Der Faule ſtirbt über ſeinem Wünſchen« hat der Mund eines weiſen Königs geſagt.

Hiemit iſt indeſſen nicht ausgemacht, daß die Regierung des Prinzen nicht einſt wirklich ſehr glänzend ſeyn werde; aber wohlgemerkt: ſie iſt es nun nicht mehr durch ihn ſelbſt, ſondern durch ſeine Diener; nicht mehr durch ſeine eigenen, ſondern durch fremde, für ihn thätig gewordene Kräfte. Der Antheil, der von der Ehre dieſer Regierung ihm zufällt, wird genau derſelbige ſeyn, den er an ihren Sorgen und Arbeiten nahm, und dieſer, wie man leicht erkennt, wird wieder im genauſten Verhältniß mit den ihm beiwohnenden Einſichten, Kräften, Tugenden ſtehen. So wie dieſe ſich ſtuffenweiſe vermindern werden, ſo auch nothwendig ſein Ruhm; bis hinab zu jener unterſten Stufe, wo weiter nichts von ihm geſagt werden kann, als daß er das Gute wenigſtens nicht gehindert, die großen Männer, die das Glück ihm zuführte, nicht neidiſch entfernt, die ihm vorgelegten Entwürfe gut geheißen, und ihre Ausführung begünſtiget habe. Waltet bei dieſem Allen noch einige eigne Einſicht und wirkliche Neigung ob, Gutes und Großes, wenn auch nicht ſelbſt zu ſtiften, doch zu befördern; ſo hat der Prinz noch immer einige Ehre, und die Geſchichte nennt ihn nicht ohne Beifall: geſchiehet Alles aus bloßem Unvermögen zum eigenen Wirken, aus Sorgloſigkeit, aus Furcht wohl gar vor den ſchon zu angeſehenen, zu mächtig gewordenen Dienern; ſo geht natürlicher Weiſe die Ehre, zugleich mit der Geiſteskraft und der Charaktergüte, in ihr Gegentheil über.

Aber, kann man hier ſagen, dringt denn der Blick der Welt bis ins Innre der Cabinetter, und wird ſie ſo genau die Verdienſte des Prinzen ausmeſſen, ſeinen Antheil an allem dem Guten und Großen, was geſchieht, ſo pünctlich beſtimmen können? — Dieß heißt mit andern Worten: wenn der Prinz die Kleinheit der Seele hätte, fremdes Verdienſt ſich zueignen, mit fremden Federn ſich ſchmücken zu wollen; würd' er zu fürchten haben, daß man dieſe fremden Federn ſogleich erkennen, und grauſam genug ſeyn würde, ſie ihm auszurupfen? — Wenigſtens wird er klug thun, wenn er nicht das Gegentheil hofft. Der Zeitgenoſſe zwar mögte ſchweigen, und ſchmeichleriſch, ſtatt des verdienſtvollen Dieners, den verdienſtloſen Prinzen bewundern; aber heimlich wird doch auch er ſchon wiſſen, weſſen Kopf eigentlich die Gedanken und weſſen Arm die Kraft zur Ausführung hergab; dieſes auszubreiten, wird der Ehrgeiz der Hauptperſonen, oder die Geſchwätzigkeit, Bewunderung,

derung, Gerechtigkeit der untergeordneten Mitwirker ſchon ſorgen: und ſo wird einſt ſicher die Nachwelt den Namen eines Richelieu oder Türenne leſen, wo ein Ludewig der Dreizehnte oder der Vierzehnte ſich ſchmeicheln mogten, daß der ihrige glänzen würde.

Nicht genug aber, daß der gehoffte Ruhm der Regierung über der jugendlichen Unthätigkeit verloren geht; es iſt auch ſehr zu fürchten, daß Schande an ſeine Stelle trete. Die volle tiefe Unwiſſenheit, womit der Prinz ſeine Regierung antrat, war bei weitem das geringere Unglück; es hätte ſich, bis auf einen gewiſſen Grad, wieder gut machen laſſen, wenn nicht eben die Unthätigkeit, deren Folge dieſe Unwiſſenheit war, ihr ſo gerne noch eine Schweſter gäbe: die Tragheit. Dieſe, wenn ſie ſich einmal in der Seele feſtgeſetzt hat, nimmt ihr nach und nach alle ihre Spannkraft, ihr

Leben; der Menſch kann ſich für nichts mehr erwärmen, ſich zu nichts mehr entſchließen; ſein ganzer Wille iſt wie ohnmächtig, wie todt: man zeige ihm das höchſte Glück oder das tiefſte Unglück; er thut keinen Schritt mehr, um jenes zu erreichen, oder dieſem aus dem Wege zu gehen. — Wäre der Prinz nicht ſo äußerſt tief herunter, daß er nur noch einiges Intereſſe an den Gegenſtänden der Berathſchlagungen fände, daß er auf die Vorträge achtete, die Gründe der gefaßten Entſchließungen merkte; ſo würden denn doch am Ende gewiſſe Kenntniſſe und Grundſätze ſich in ſeinem Kopfe verbinden; er würde mitreden können, und man würde Unrecht haben, ihm durchaus allen Antheil an der Leitung der Geſchäfte abzuſprechen, ihn für einen bloßen Schattenregenten, für eine Art von Dalai Lama zu halten. So aber iſt ſeine ganze Seelenkraft ſchon viel zu abgeſpannt und zu ſchlaff, als daß nicht jeder, wenn auch noch ſo deutliche oder ſo kurze, Vortrag ihm Überdruß und Eckel erwecken ſollte; er hat nur eben noch Aufmerkſamkeit und Beurtheilung genug, um zu finden, daß er für die Regierungsgeſchäfte ſchlechterdings nicht gemacht, und daß von Allen, die ſich zu den Berathſchlagungen einfinden, gerade Er, der die Seele derſelben ſeyn ſollte, der Überflüſſigſte und Entbehrlichſte iſt. Dieſe Entdeckung, ſo ſehr ſie ihn beſchämen und demüthigen mußte, iſt für ſeine Trägheit Triumph; er ſieht ſich nun auch des letzten kleinen Zwangs überhoben, und kann mit voller Ruhe ſich, der Länge nach, auf das Roſenbette des Müßigganges hinſtrecken, von welchem ſich wieder aufzurichten, er durch Wohllüſte zu geſchwächt ſeyn wird, wie ſehr auch endlich die Dornen des Überdruſſes und der Langenweile ihn peinigen mögen. —

Die Regierung geht indeſſen aus den Händen des Fürſten in die ſeiner Miniſter über; dieſe werden jetzt Herrn unter dem Namen von Dienern, werden eine Art Major domus, wie ſie ehemals die fränkiſchen Könige hatten; Vormünder des geiſtesſchwachen, unvermögenden Prinzen, dem ſie Alles willigſt abnehmen, was ihm zu ſchwer iſt: denken, arbeiten, befehlen; ſo daß nun Er, der Überglückliche! weiter nichts zu thun hat, als daß er ſein Ja nickt und nach Herzens Wohlgefallen genießt.

Man ſetze: ein bisher unabhängiger, unumſchränkter Regent würde von übermüthigen Reichsräthen oder von unruhigen empöreriſchen Landſtänden ſo tief herabgeſetzt, daß ihm weiter nichts zu thun bliebe, als unter fremde Befehle ſeinen Namen zu ſchreiben, vielleicht auch nur die Züge ſeiner Hand zu einem Stempel ein= für allemal herzugeben:

würde nicht die traurigſte Wehklage erhoben, nicht Himmel und Erde bewegt werden, um das Joch und die Schande einer ſolchen Abhängigkeit von ſich abzuwälzen? Aber dieſes Joch und dieſe Schande bereitet der Prinz, der ſeine Jugend in Unthätigkeit hinträumt, ſich freiwillig ſelbſt; er ſetzt ſich einmal in die Nothwendigkeit, Führer zu haben, denen er bei jeder wichtigern Angelegenheit ſich blindlings vertraue; und ob nun da dieſe Führer den einen oder den andern Namen tragen, ob ſie Reichsräthe, Landſtände, Miniſter heißen, das kommt im Grunde auf Eins. Ja, für die Ehre des Prinzen iſt das Letztere ohne Zweifel das Schlimmre; denn wenn er in den erſten beiden Verhältniſſen gehorcht, ſo liegt die Schuld vielleicht bloß an der einmaligen unabänderlichen Verfaſſung, oder an einem ungünſtigen tyranniſchen Schickſal: wenn er in dem dritten gehorcht; ſo liegt ſie ganz offenbar an ihm ſelbſt, an ſeiner Geiſtes- oder Charakterſchwäche, an ſeiner Unwiſſenheit, Blödſinnigkeit, Trägheit. — —

Es giebt unter den Tyrannen des Meers einen ſehr merkwürdigen, von Le Vaillant beſchriebnen, der einen ungeheuren Rachen zum Verſchlingen, aber durchaus keinen Verſtand hat, ſich zu bewegen. Dieſer Verſtand ſteckt außer ihm in zwei Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlaſſen, ſondern auf zwei hervorragenden Enden ſeines Kopfes beſtändig Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehn; ſo ſchwimmen dieſe Diener voran, und er getroſt hinter drein: ſoll er ſich tieſer herablaſſen; ſo fahren ſie ihm über den Rücken, und er gehorſamlich nieder: ſoll er höher herauſſteigen; ſo berühren ſie ihn unten am Bauch, worauf er gnädigſt ſich hebt. Die Matroſen, die bei Benennung dieſer dirigirenden Fiſche im Kreiſe ihrer gewohnten Begriffe blieben, haben ſie Pilotenfiſche genannt; man könnte ſie ſonſt, mit gutem Fug und Recht, auch Miniſterfiſche nennen.

Zeitvertreibe.

Es iſt wohl traurig, daß oft die ſanfteſten, gutmüthigſten Fürſten ſo viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man ſollte ſich Glück wünſchen, daß man ſie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu ſpotten und ſie in den Augen der Welt herabzuſetzen.

»Was dünkt euch dazu, ſagt das eine Volk, daß unſer durchlauchtigſter Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechſelbank ſitzen?« — »Da mag ihm weniger heiß, als dem unſrigen werden, erwiedert das andre; denn deſſen ganze Luſt iſt, am Feuerheerde zu ſtehn und Paſteten zu backen.« — »Der unſrige, ruft ein drittes, iſt ein ganz andrer Mann; der fodert die Schlöſſermeiſter von ganz London heraus, ein ſchöneres Vorlegeſchloß, oder einen künſtlichern Schlüſſel zu machen, als er.«

Iſt es zu begreifen, was dieſe Unſinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürſt, gleich dem letzten Mediceer, ſein ganzes Daſeyn im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der noch jetzt durch die Forſten ſpukt, Feld und Wald mit ſeinen Hunden durchſtreifen, und alle Saaten, alle Ärnten zu Schanden reiten? Soll er auf jeder Wachtparade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht ſteif genug ſitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt ſchlagen laſſen? Soll er unermeßliche Summen am Spieltiſch vergeuden, oder in ſchwärmeriſchen Andachtsübungen allen ſeinen Verſtand, ſeinen Frohſinn erſticken?

Regieren, ſchreit man, regieren ſoll er; denn wofür ſonſt iſt er da? — Als ob es um das Regieren eine ſo leichte Sache wäre! Er iſt zum Fürſten gebohren; das iſt ſchon wahr: aber die

Kunſt zu regieren iſt nicht mit ihm gebohren, und was man in jüngern Jahren hätte thun können, ſie ihm beizubringen, das iſt nun einmal verſäumt. Zum Lernen, weiß man, hatte der junge Prinz niemals Luſt, und wirklich auch niemals Zeit: denn das Muſter der Fürſtenmütter konnte durchaus nicht dulden, daß der geliebte Erbe bei irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da ſie ſelbſt von einer zur andern unaufhaltſam fortſchwärmte, ſo kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeſchwirr, aus den geiſtertödtenden Indigeſtionen, und aus den trunknen Erwartungen neuer, immer ſchönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, ſchreit man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir einmal an Miethlinge verkauft ſeyn müſſen; ſo ſoll er uns wenigſtens nicht dem Vorwurfe ausſetzen, daß wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmiede gehorchen:

er ſoll ſich edler und würdiger beſchäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun dieſen Beſchäftigungen nachfragt; ſo wird gewiß herauskommen, daß der Prinz ſich an lehrreichen Unterhaltungen ergötzen, Bücher leſen, wohl gar, wie ein Cäſar und Antonin, ſelbſt die Feder in die Hand nehmen ſoll. — Aber wenn er nun, von ſeiner zarteſten Kindheit an, vor allen ſolchen Beſchäftigungen einen Eckel hatte? wenn noch jetzt der Angſtſchweiß ihm vor die Stirne tritt, ſo bald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder Geſchriebnes herableſen ſoll? wenn man ſchon aus dem Einzigen, was er wohl ſchreiben muß, aus ſeinem Namen ſieht, daß Schreiben ſeine Sache nun gar nicht iſt: — kann man ihm da als Vergnügen vorſchlagen, was für ihn die grauſamſte Marter wäre? Oder ſieht man denn nicht, daß, wenn der Prinz zu ſolchen Beſchäftigungen Luſt hätte, er zur Regierung ſchon weit weniger untauglich wäre? — Zu zeichnen, oder ein Inſtrument zu ſpielen, iſt, wenn es ſchlecht geſchieht, bei weitem nicht ſo viel werth, als gut zu drechſeln oder zu ſchmieden: und daß doch übrigens der Herr von den ſchönen Künſten einige Kenntniß hat, das erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemalde den Namen des Meiſters, und iſt ein großer eifriger Bewunderer der italieniſchen kleinen Oper. —

Kurz, es iſt unverantwortlich, wie man den armen Großen zuweilen mitſpielt. Man ſcheint die boshafte Abſicht zu haben, ſie vor lauter Langeweile umkommen zu laſſen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schickſal man da ihrer ſie umgebenden Dienerſchaft bereiten würde. In ihrer mürriſchen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden könnten; ſie würden ewig tadeln, nergeln, ſchelten: und noch ein Glück, wenn es beim bloßen Schelten bliebe! Läſtermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer böſen Laune mit Fäuſten ſollen um ſich geſchlagen, wohl gar mit Füßen um ſich getreten haben.

Nein, ihr guten, lieben, ſanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn ihr einmal Beruf dazu fühlt, vor eurer Drechſelbank, eurem Heerde und eurem Amboß! Laßt euch durch das Geſchrei von Menſchen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu ſchweigen, ſich wenigſtens nichts beſſer verſtehen, als ihr euch auf eure Fürſtenpflicht: zu regieren! Laßt euch, für keinen Preis, aus dieſer frohen Laune herausſpotten, die uns um euret- und ſelbſt um unſertwillen ſo lieb iſt! Wenn ihr das vorgeſetzte Tagewerk vollbracht habt, und eure Puppen für's

Schachſpiel vortreflich gerathen ſind; wenn eure Paſteten einen feinern Geſchmack, als die Hanauer oder Straßburger, oder ſelbſt als die Pariſer, haben; wenn eure Schlüſſel in ihre Schlöſſer vollkommen paſſen: dann tretet ihr aus eurer Werkſtätte hervor, ſo froh und ſo heiter, ſo wohlgeſinnt und ſo mildthätig; — wir könnten uns gar keine gnädigere, liebenswürdigere Fürſten wünſchen, als wir, dem Himmel ſey Dank! an euch haben.

Müſſiggang.

Ein einfältiger Reichsſtädter ſah in X.. den Landesherrn mit einem äußerſtſauren Geſichte und einer Eile vorbeijagen, daß die Pferde ſtürzen mogten. — »Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte; was muß er vorhaben, der Herr?«

»Er? — Er iſt müde, auf ſeinem Schloß in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draußen in ſeinem Belvedere zu gähnen.«

»Das wär' es Alles?« fragte der Reichsſtädter erſtaunt.

»Das iſts rein Alles. Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit da zu ſeyn, wo er nichts zu thun hat.«

»Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf ſeinen jährlichen weitern Reiſen ins Bad und auf die Meſſe ſo ganz entſetzlich fährt —«

»Anders niemals.«

»Da müßten ja, dächt' ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.«

»Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen.«

»Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu verſäumen?«

»Nichts in der Welt.«

»Man ſollte aber doch glauben: bei den mancherlei Regierungsgeſchäften. — —«

»Die beſorgen die Räthe.«

»Und bei der anſehnlichen Armee, die er hält — —«

»Die beſorgen die Generale.«

»Und bei der vorfallenden vielen Correſpondenz — —«

»Die beſorgen die Secretäre.«

»Hm! hm! — Aber ſehn Sie doch! ſehn Sie! Da iſt er ſchon die ganze lange Straße hinunter; da iſt er ſchon draußen vor dem Thor auf der Höhe.

Man

Man ſollte glauben, alles Geſchirr müßte reißen. — Und daß der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!«

»Das hat nichts auf ſich. Er hat feſte Gehirnnerven.«

»Je nun — er nutzt ſie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reiſen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?«

»Verſteht ſich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für ſich.«

»Nun, das iſt denn doch gnädig! Auch etwas für ſich?«

»Prügel.« — —

Ob Geſpräche dieſer Art, ganz ſo hämiſch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? iſt nicht die Frage. Es wäre zu wünſchen, daß Fürſten ihre Unterthanen belauſchen, oder daß ſie Blicke bis in ihr Innerſtes werfen könnten; ſie würden finden, daß ſie nur allzuhäufig von ihnen verachtet, und oft dann am meiſten verachtet werden, wenn ſie am meiſten vor ihnen zu glänzen wähnen. Der Grund dieſer Verachtung iſt immer erkannter Mangel an Einſicht, an Wohlwollen, an Sitten, an Arbeitsliebe.

Schmeichelei.

Höfe ſind der Lieblingsſitz der Schmeichler: denn hier tragen die Bienen des Landes ihren Honig zuſammen, und locken alſo natürlich auch die Raubbienen herbei. Hier ſind Vergnügungen, Tafel, Ämter, Gnadengehalte, und wenn auch nicht Ehre, die freilich ein jeder ſich ſelbſt verſchaffen muß, wenigſtens der äußre Schimmer davon, Titel und Bänder, zu haben. —

So begreiflich es hieraus wird, daß Schmeichler nach Höfen hinſtreben; ſo unbegreiflich würde ihre dortige gute Aufnahme ſeyn, wenn man nicht aus ſo manchen Erfahrungen ſchon gelernt hätte, ſich den Menſchen als ein Gewebe von Widerſprüchen zu denken. — Was ſcheut man wohl an Höfen mehr, als das Lächerliche? Was iſt ſeiner Natur nach lächerlicher, als eine ſchwachſinnige, verblendete Eitelkeit? Was ſollte man alſo eifriger, als jeden, auch den entfernteſten Verdacht von Eitelkeit zu vermeiden ſuchen? — Dennoch duldet man nicht nur, man liebt und belohnt den Schmeichler, der dadurch, daß er jeden Augenblick die Eitelkeit des Geſchmeichelten aufdeckt, ihn jeden Augenblick dem Spott, wo nicht gar dem Mitleiden, preisgiebt.

In gewiſſen beſtimmtern Fällen iſt es auch dem Blödſichtigern unverkennbar, daß der Schmeichler nichts iſt, als ein hämiſcher verkappter Spötter. Wenn er einem bekanntlich Feigen Lobſprüche über ſeinen unerſchütterlichen Muth, einem notoriſchen Schwachkopfe über die Tiefe ſeiner Einſichten vorſagt; wie kann man zweifeln, daß er, bei aller Ernſthaftigkeit ſeines Äußern, ſich innerlich über den Leichtgläubigen luſtig mache, der den lieblichen Weihrauchdampf ſich mit einer Miene entgegenweht, als ob es ein ihm zukommendes Opfer wäre? —

Bis zu welcher Höhe Eitelkeit ſteigen und bis zu welchem Grade ſie lächerlich machen könne, das ſehen wir leider! an einer der verehrungswürdigſten Fürſtinnen, an Eliſabeth von England. Wie konnte doch dieſe ſo kluge, hellſehende, mit ſo männlichen Tugenden begabte Königinn, von ihrer nie ſehr blühenden, und im hohen Alter natürlicher Weiſe ganz verwelkten und eingeſchrumpften Schönheit ſo ſtolze Begriffe hegen, daß ſie die unverkennbarſten Spöttereien ihrer Hofleute für ernſtlichgemeinte Lobſprüche, für unwillkührliche Ausbrüche eines Gefühls, das ſich durch keine Ehrfurcht wollte hemmen und einſchränken laſſen, für ſchuldige, ihren Reizen mit Recht gebührende Huldigungen aufnahm? Eine ſechzigjährige Dame ließ ſich ohne Erröthen, oder was hier noch eher zu erwarten war, ohne die lebhafteſten Äußerungen des Unwillens, mit den ſüßen liebkoſenden Namen einer Nymphe, eines Engels, einer Göttinn, einer Venus begrüßen. Wer den großen Geiſt dieſer unſterblichen Frau aus der Geſchichte ihrer ſo langen und ſo glorreichen Regierung kennt, der fühlt ſich, mitten in der Anwandlung des Lachens, von Unwillen ergriffen, wenn er die unglaublichtolle Erzählung hört, die Heinrich Unton, ihr geweſener Abgeſandter in Frankreich, ihr von den Entzückungen macht, in welche Heinrich der Vierte bei Erblickung ihres Bildniſſes gerathen. Dieſe Entzückungen — man denke ſich die Unverſchämtheit des Schmeichlers! — erfolgen unmittelbar auf den Augenblick, da der König dem Geſandten ſeine ſchöne Gabriele vorgeſtellt hat; eine Dame, die ſich damals in der vollen Blüthe der Jugend befand, während die gute Eliſabeth von der hohen Dekade, ſechzig bis ſiebenzig, ſchon mehr als die Hälfte hinter ſich hatte. Der König fragt den Geſandten, welchen Eindruck ſeine Gebieterinn auf ihn gemacht habe? und dieſer weiß davon nur wenig zu rühmen; er bekennt gerade heraus, daß er ſo glücklich ſey, ein weit ſchöneres Bild zu beſitzen, und daß gleichwohl dieſes Bild die Vollkommenheit des Originals bei weitem noch nicht erreiche. Hiemit, wie man ſich ſchon gedacht haben wird, zieht er das Bild ſeiner Monarchinn hervor, und Heinrich geräth in eine ſolche Begeiſtrung, daß er es mehrmalen, ſo wie Unton es in der Hand hält — denn natürlicher Weiſe iſt auch dieſer verliebt, und kann ſich von einem ſo koſtbaren Beſitzthume keinen Augenblick trennen — auf das innigſte und ehrerbietigſte küßt. Mag nun Unton ſich gebährden, ſo übel er will: der König beſieht durchaus auf das Bild, und einem Könige ſchlägt man nichts ab; Anton muß Abſchied davon nehmen, und es in den Händen Heinrichs laſſen, der nun höhern Werth darauf ſetzt, als auf alle Reichthümer der Erde. — Iſt uns nicht, wenn wir ſo unverſchämte Lobſprüche ins Angeſicht hören, als ob die Ungnade Antons völlig entſchieden ſeyn müßte? als ob ihm für ſein ganzes übriges Leben der Hof müßte verboten werden? Aber davon ſagt uns Hume, der dieſen Beweis von Eliſabeths Schwachheit anführt, kein Wort: ſolche ſchmeichleriſche Anton's waren der eitlen alten Königinn eben recht, die in dem holden Wahn von Schönheit, welchen der verrätheriſche Spiegel ihr täglich wankender machte, ſich gar zu gern ein wenig nachgeholfen und unterſtützt ſah.

Eſſex, in ſeiner Wut gegen die Königinn, bediente ſich einſt des unehrerbietigen Ausdrucks von ihr, daß ihre Seele ſchon eben ſo verkrüppelt ſey, als ihr Körper. Eliſabeth, die mit Feinden des Grafen umringt war, und der man Äußerungen dieſer Art auf das ſorgfältigſte zutrug, erhitzte ſich darüber mit allem Recht: dennoch, wenn ein jäher Ausbruch des Zorns verzeihlicher, als eine überlegte muthwillige Spötterei iſt; ſo ſcheint es, hätte die Königinn ſich weniger gegen Eſſex, und deſto mehr gegen Unton erhitzen müſſen. Aber ſo feſt kann ſich Eitelkeit in dem weiblichen — oder warum nur das ſchwächere Geſchlecht hier angreifen, da gewiß das ſtärkere mit ihm theilt? — ſo feſt ſich in dem menſchlichen Herzen ſetzen, daß man den Klang, auch eines offenbar falſchen Lobes, viel zu reizend und lieblich findet, um ihn unterbrechen oder auch nur dämpfen zu wollen; daß man dem Schmeichler ſeinen unverkennbaren kleinen Eigennutz überſieht, ſelbſt ſeine kleine Bosheit lieber nicht merkt, damit er nur ja nicht aufhöre zu loben. Eine halb ernſte, lächelndſtrafende Miene ſoll dann die Ehre der Selbſtkenntniß retten, und den Vorwurf der Eitelkeit ablehnen; aber das Lächelnde dieſer Miene beruhigt vollkommen über ihr Strafendes, und ſchwerlich wird der Schmeichler ſich irren, wenn er auf nachfolgende thätige Beweiſe der erregten Zufriedenheit hofft. —

Feinere Schmeichler kennen das Schlüpfrige ihres Gewerbes, und kundſchaften erſt ſorgfältig, wie weit ohngefähr die Schwachheit desjenigen geht, den ſie ſich verbindlich zu machen wünſchen. Bei kältern, ſcharfſichtigern Perſonen ſind ſie äußerſt auf ihrer Hut, daß ihr Lob ja nicht Spott, ſondern reiner Erguß des Herzens, oder allenfalls gutmüthige Einfalt ſcheine: aber auch ihrer

Seits ſind es dieſe Perſonen nicht minder, daß ja der Schmeichler keinen Vortheil über ſie gewinne, ſie ja nicht ihrer Eitelkeit oder ihrer Einfalt wegen verlachen könne.

Kriſſon aus Himera, erzählt uns Plutarch, ließ den Alexander im Laufen vor ſich hinkommen; aber ſo ſichtbar mit Fleiß, daß Alexander es merkte, und ihn mit ſeiner Ungnade beſtrafte. Die Urſache dieſer Ungnade bedarf wohl keiner Entwicklung. Dieſer Elende, dachte der König, hält mich entweder für den eitlen Thoren, der ſich eines ihm fälſchlich beigelegten Vorzuges freut, weil er doch in den Augen des Einfältigen Ehre dadurch erlangt, oder er hält mich ſelbſt für den Einfältigen, der zwiſchen Wahrheit und Betrug keinen Unterſchied kennt, und dem man eins für das andre, ohne Furcht der Entdeckung, aufheften kann. Ich muß ihm ſeinen Triumph doch ein wenig verbittern; ich muß ihm ſelbſt Verachtung zeigen, um vor ſeiner Verachtung mich zu verwahren. —

Ob es feſte, untrügliche Merkmale gebe, durch welche wahres gefühltes Lob von falſchem erheuchelten Lobe ſich unterſcheiden laſſe? dieſe Frage zu beantworten, iſt ſchwer; aber zum Glück iſt ſie auch für die Ausübung nur wenig wichtig. Es giebt ein ganz andres, in jedem Falle untrügliches Mittel, allem Lächerlichen, welches Schmeicheleien uns zuziehen können, aus dem Wege zu gehen; dieſes: daß wir überhaupt keinen Werth auf Lobſprüche ſetzen, daß wir jedem, der den Päan auf unſre Vortreflichkeiten anhebt, eine gleichgültige, oder nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine verächtliche, eine unwillige Miene zeigen; daß wir ſelbſt da, wo unſer eigenes Urtheil mit dem ſeinigen zuſammentrifft, ihm die Mühe, uns mit uns ſelbſt bekannt zu machen, erſparen. Ein weiſer Mann wird immer ohngefähr wiſſen, wie viel er von ſich zu halten hat, ohne daß er des Lichtes fremder Einſicht dazu bedürfte; und wenn er ſich auch ein wenig unter ſeinem Werthe ſchätzt, ſo iſt ihm das zu ſeinem Wachsthum im Guten weit erſprießlicher, als wenn er den Begriff von ſeinen Vollkommenheiten zu hoch ſpannt. Carl der Fünfte von Frankreich, der die größten Lobſprüche verdiente, hörte nie ein Lob ohne Widerwillen; »er hegte, ſagt Mezerai, die tiefſte Verachtung dagegen, weil Niederträchtige von jeher es den ſchlechteſten Fürſten ſo gut, als den beſten, ertheilt haben.« Wie wahr dieſes Urtheil ſey, kann die einzige römiſche Geſchichte durch die ungeheuren Lobſprüche zeugen, die der Senat von Rom an ſeine Cäſarn, die verderbteſten und nichtswür-

So viel indeſſen ſcheint doch unläugbar, daß aufrichtiges Lob eines gewiß verſtändigen, gewiß uneingenommenen Mannes, wo es wahre, weſentliche Vorzüge betrifft, auch dem Weiſeſten und dem am wenigſten Eitlen, ein ſüßer Wohllaut, eine erquickende Harmonie iſt, und daß Verachtung alles Lobes, auch von dem Selbſtlobenswürdigen, einen Stolz auf eigene Einſicht, ein Vorurtheil für eigene Größe verräth, wie ſich wohl ſchwerlich mit ächter Weisheit und ächter Charaktergüte vertragen mögte. Jedem, der nach Vollkommenheit hinſtrebt, muß die Kenntniß der Stufe wichtig ſeyn, auf welcher er hält; muß die Überzeugung wichtig ſeyn, daß er ſich von ſeinem Ziel nicht entferne, ſondern ihm näher rücke; muß alſo, bei dem Mangel eines untrüglichen Maaßſtabes, die Übereinſtimmung fremder Urtheile mit ſeinem eigenen wichtig ſeyn, ſobald nur jene fremden Urtheile, in Rückſicht auf Kopf und Herz der Urheber, ohne Verdacht ſind. Am meiſten muß es erfreuen, durch ein ſolches verdachtloſes Urtheil ſich auf einer höhern Stufe zu finden, als man ſelbſt ſich zu glauben wagte. Aber eben dieſes, das Verdachtloſe, ohne welches doch aller Werth, alles Erfreuliche des Lobes hinwegfällt, iſt der dunkle ſchwierige Punkt, den oft kaum der Mann in geringerm Stande, und wie viel ſeltner der im höchſten ſich aufhellen und feſtſetzen kann. Das ſicherſte, geprüfteſte Kennzeichen, nicht zwar von der Einſicht, aber doch von der Aufrichtigkeit des Lobenden, wäre wohl das, welches jener König von Sparta dafür erkannte: daß der, welcher unſer Gutes lobt, auch das Herz haben muß, unſer Böſes zu tadeln. Aber wie viele giebts unter den Fürſten der Ageſilaus, die Tadel ertragen könnten, oder unter den Dienern der Cyneas, die Fehler und Schwachheiten an ihren Gebietern zu rügen wagten?

Gleichwohl, wenn nur die Grenze der Ehrerbietung nicht überſchritten wird und der Tadel nur eben ſo frei von Muthwillen als von Bitterkeit iſt; wie viel mehr wahre Anhänglichkeit, wahre Achtung läßt ſich aus ihm, als aus allen Kriechereien des Schmeichlers, ſchließen! Entweder zeigt der Tadler eine ängſtliche oder eine geſetzte Miene; entweder ſcheint ihm bange, daß dem Fürſten ſeine Freimüthigkeit mißfallen und ihm die Ungnade deſſelben zuziehen werde, oder er ſcheint über dieſen Punkt ſo ruhig, als ob er auch nicht die Möglichkeit davon dächte. In dem erſtern Falle, wie viel Treue und Liebe; in dem zweiten, wie viel Achtung und Zutrauen beweiſt der Tadler! Das eine Mal will er lieber ſich ſelbſt um dasjenige bringen, was nach ge-

gemeiner Denkungsart dem Hofmanne das Höchſte und Begehrungswürdigſte iſt, um die Gnade des Prinzen, als auf dem Charakter deſſelben einen Flecken dulden, als ihn ruhig eine Handlung begehen laſſen, die ſeinem Glück und ſeiner Ehre nachtheilig werden könnte. Das andre Mal ſchätzt er den Prinzen über die Schwachheit gemeiner Seelen erhaben; er ſetzt ihn, mit voller Zuverſicht, unter die Zahl der Edlen, die einem Freunde Dank wiſſen, der ſie aufmerkſam auf ihre Schwachheiten macht, weil eben das ſie in den Stand ſetzt, dem Ziele, welches ſie unverrückt im Auge haben, der Vortreflichkeit, näher zu kommen. Kann der Prinz, wenn er einigermaßen nachdenkt, in dem einen oder dem andern dieſer Fälle ſich beleidiget finden? Kann er dem Furchtſamen die Selbſtverläugnung der Liebe; dem Zuverſichtlichen die hohe Achtung verübeln, womit ihn dieſer den edelgeſinnteſten, vortreflichſten Menſchen beizählt? Höchſtens mögte der erſtere ihm eben darum mißfallen können, weil aus ſeiner Ängſtlichkeit der Verdacht hervorſcheint, daß der Prinz mehr eitel als gut ſey, mehr die Schmeichelei als die Wahrheit liebe; aber wie der letztere mit ſeinem unbefangenen Blick, ſeinem offnen Zutrauen zu dem Seelenadel des Prinzen, ihn mehr als einen Augenblick verwirren, ihn wirklich aufbringen und beleidigen könne, das iſt nur dann begreiflich, wenn man ihn eines ſolchen Zutrauens für unwürdig, wenigſtens ſeine Beurtheilungsgabe für nicht die feinſte erklärt. Er würde ſonſt einſehen müſſen, daß auch der glattzüngigſte Schmeichler, mit den ausgeſuchteſten Wendungen, ihm unmöglich etwas Feiners, etwas wahrhaft Verbindlichers ſagen kann, als der edelfreimüthige Mann ihm eben dadurch ſagt, daß er ihn tadelt.

Nachruhm

Für den Menſchen, das Geſchöpf der Zeit, iſt die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In ſie hinein ſtrebt jeder ſeiner Wünſche, in ſie die meiſten ſeiner Gedanken. Für ſie nur lebt er, ſorgt er, arbeitet er; ſie ſich aufzuhellen, horcht er auf Wahrſager, Zeichendeuter, Beſchwörer; ſie ſich zu verſchönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Geſundheit, Leben.

Gröbere Seelen hängen mit ihren Wünſchen und Gedanken nur an der nächſten Zukunft; feinere ſchweifen damit hinaus bis über das Grab. Wenn alles Übrige aufhört, ſoll der Nachruhm noch dauren; wenn Alles Trümmer iſt, was das Leben gebaut hat, ſoll die Ehrenſäule noch daſtehn.

Es hilft nichts, daß man den Ruhmſüchtigen fragt: wird das Lob, das du im Tode hinter dir läßeſt, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebohrnen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geſchichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzükken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms ſelbſt, einen Beweis der Unſterblichkeit und des fortdaurenden Zuſammenhangs mit dem Erdenleben, oder er giebt wenigſtens, durch die Allmacht der Phantaſie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen ſchlafen, lieſt Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöfneten Schachten ruhen. —

Aber, möchte man ausrufen, prophetiſcher Träumer! Wie kannſt du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechſeln? Sind denn jene ſchon eins mit den Urtheilen der Zeitgenoſſen? — Schmeichler, weißt du, ſind gerne Lügner, und der größte Schmeichler iſt immer der Menſch ſich ſelbſt.

Oder achteſt du vielleicht der Wahrheit deiner Vorſtellungen nicht, und erfreuſt dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdeſt du den, der dich vom Wahnſinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit haſſen? — Dann biſt du der Mittheilung des Geheimniſſes unwerth, wie man ſich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!

Die Nachwelt iſt unpartheiiſch, unbeſtechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann Anfangs ſchwanken; aber bald werden die Weiſeſten und die Edelſten ihm Feſtigkeit geben. — Du ſelbſt kannſt dein unparteiiſcher Richter nicht ſeyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und ſuche dir unter den Mitlebenden einen der weiſeſten, edelſten auf; ſtrebe ſeiner Freundſchaft würdig zu werden; und haſt du, in der ſeligſten Minute deines Daſeyns, dieß Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offnen, hellſehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unparteiiſchen, unbeſtechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar iſt er Freund, und Freundſchaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber ſey wahrhaft ruhmwerth, und meynſt du, nicht auch die Nachwelt werde ſie haben? Keine volle Unparteilichkeit giebt es einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, ſtrenger Richtermiene naht ſich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geſchlechtstafeln, Schätze, Kronen können ihn blenden; das Alles iſt im Tode dahin: was ihn noch einzig anzieht, iſt der Geiſt und das Herz; denn deren Rechte ſind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden; und ſeine Kälte erwärmt ſich, ſeine Strenge wird milder; er wägt jetzt ängſtlich am Tadel, und weniger ängſtlich am Lobe; ſein Scharfſinn wird erfinderiſch an Entſchuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will, hat er Flecken überſehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

O, eure Eitelkeit, euer Stolz, ihr Fürſten, den ihr ſo ungerne ablegt! Den Durſt nach Unſterblichkeit habt ihr; aber wo iſt an eurer Seite der Freund, deſſen ſtrenges Urtheil ſie euch verbürgte?

Sittenwerth.

Laſter, die unbedeutende Privatperſonen ſchänden, machen unfehlbar auch Fürſten Schande. Große Regententugend kann allerdings den perſönlichen Fehler ſo überglänzen, daß wir ihn kaum gewahr werden. Aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von dieſem, ſicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle ſtrahlen.

Jener ruhmvolle Fürſt, ſagen wir, war ein treflicher Feldherr, an deſſen Märſchen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen noch jetzt alle Krieger lernen: warum befleckte er doch ſeinen Ruhm durch ſchändliche Wohlluſt? Dieſer andre war ein muſterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunſtfleiß mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte: warum entehrte er doch ſo viel

Verdienſt durch Zornmuth, durch barbariſche Grauſamkeiten? Hier ein dritter war eifriger Beförderer der Wiſſenſchaften, nach deſſen Namen die Nation ihr goldnes Zeitalter benennt: warum verfiel er doch in eine Verſchwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull ſind Namen, die im Tempel der Unſterblichkeit glänzen. Aber eben die Geſchichte, die uns die Thaten dieſer Helden erzählt, ſetzt hinzu: daß dem einen ſeine Liebe zum Weine, dem andern ſein Hang zum Schlafe, dem dritten ſeine verſchwenderiſche Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn ſchon ſolche, in Vergleichung nur kleine Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können, was erſt volle Laſterhaftigkeit, volle Unſittlichkeit thun wird. Kein Verdienſt um den Staat, wie vollwichtig es immer ſey, giebt auf Seite der Ehre den Ausſchlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienſt um den Staat nennt, nicht mißverſtehe, nicht einſeitig bloß das geſtiftete Gute berechne und das mitgeſtiftete Böſe vergeſſe! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhafteſten Verhältniſſe mit den umgebenden Mächten geſetzt: wahre große Verdienſte! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wiſſenſchaften, Kunſtfleiß, Handel zu einer Höhe, wie noch keiner ſeiner Vorgänger, getrieben; äuſſerſt ruhmvoll und edel! Aber warum ſieht denn gleichwohl der Geſchichtforſcher von tieferm Blick eben in dieſer glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher ſo ſchrecklich gewordnen Verderbens? — Das umglückliche Beiſpiel des Fürſten hat ſeinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigern Ständen zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beiſpiel hat um ſo mächtiger und um ſo tiefer gewirkt, weil die wahrhaftgroßen Eigenſchaften des Fürſten ſeine Fehler zu entſchuldigen, ſie nicht nur verzeihlich, ſondern ſelbſt liebenswürdig zu machen ſchienen. Man rechnete ſichs zur Ehre, ihm ähnlich zu ſeyn, und da man dieß in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, ſo ward man's um ſo lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in ſeiner Zügelloſigkeit, ſeiner Sittenverſpottung.

Wie weit ein ſolcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingeriſſene Verderben anſchwellen könne, das haben ältere und neuere Beiſpiele nur zu ſchrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rauſche, worin es dem Abgrunde zutaumelt, durch drohende Schickſale noch bei Zeiten geweckt wird, oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürſten ein wahrhaft-edler auftritt, der durch weiſe Geſetze wieder Ordnung, und wenn auch Anfangs nur äußre Ordnung, erzwingt, bis durch ſtete kraftvolle Handhabung dieſer Geſetze, und mehr noch durch das eigne ehrwürdige Beiſpiel des Fürſten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkommt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erſt alle Scham verſchwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Anſehen der Geſetze ſchützen müßte, in den Gemüthern dahin iſt! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in ſich und mit dem Throne verknüpften, werden ſich löſen; das ehemals durch Tugend ſo genau, ſo innig vermiſchte Intereſſe Aller, wobei der Staat einer ſo vollen Geſundheit, eines ſo frohen Lebens genoß, wird ſich zu ſchändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird ſeinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieſes daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflöſung verſpäte, ſo wird doch dieſe gewiß, und wer kann ſagen, unter wie ſchmerzhaften Krämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen? erfolgen.

Wie? Und den erſten Urheber dieſes Verderbens, deſſen Laſter ſo unendlich mehr einriſſen, als ſeine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unſittlichkeit gewöhnte und zu eigener Unſittlichkeit verleitete; ihn ſollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um ſein Volk hochverdienten Fürſten verehren? ſollten ſein Bild im Tempel des Nachruhms aufſtellen und unter lauten Lobgeſängen es mit Lorbeer bekränzen? — Zwar ihm ganz ſeinen Lorbeer verſagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypreſſen in dieſen Lorbeer flechten, werden trauren, daß ſo großen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch ſie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz ſo ſtrenge Foderungen an Fürſten, als an andere Menſchen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Geſetze zu ſeyn, in gar keinem Stücke zu Gute kommen? Freilich, einem Cäſar Borgia, einem Carl dem Schlimmen von Navarra auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürſten ſchänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es giebt geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laſter nennt, da man ſie nur Schwachheiten nennen ſollte; Sünden, worin gerade die fühlendſten Herzen, die feinſten wohlwollendſten Charaktere am liebſten verfallen. Schwachheiten dieſer Art haben wir mehreren der beſten, der geprieſenſten Könige zu verzeihen; und warum nicht ſie allen Fürſten als eine Erhohlung von ihren Arbeiten, als eine Zerſtreuung und Gemüthsſtärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind ſie nur im Übrigen weiſe, tugendhaft, edel: ob ſie nicht die treuſten Gemahle, nicht die beſtändigſten Liebhaber ſind; was für einen Flekken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen ſo großen Schaden der Nation thun?

Allerdings iſt ein Unterſchied zwiſchen Fehlern; allerdings iſt der bloße, beſonders feinere Wohllüſtling in unendlich geringerm Grade verächtlich und haſſenswerth, als der Blutſauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinſte Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüſſe ſo viele aufnehmen, daß ſie zum wilden verheerenden Strom wird, und der unbedeutendſte Sittenfehler kann durch alle die, die ſich nach und nach ihm zugeſellen, in die gehaſſigſten, verderblichſten Laſter führen. Wie, wenn die erſte zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geiſt und Witz, die den Prinzen von der geſetzlichen zu der ungeſetzlichen Verbindung hinzog, wenn dieſe ſo unſchuldig, ſelbſt ſo liebenswürdig ſcheinende Empfindung ihm eine Gebieterinn gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abſchlagen zu dürfen, und die es verſtände, alle Anfangs verſteckten, aber nach und nach ſich entwickelnden Laſter ihrer eigenen

See

Seele in die ſeinige hinüber zu pflanzen? Wie wenn der Hang dieſer Gebieterinn zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Üppigkeit; wenn die glänzende Verſorgung der unächten, vielleicht ſehr zahlreichen Nachkommenſchaft zu ungeheurer Verſchwendung, zu gänzlicher Erſchöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als ſich die ungerechteſten grauſamſten Erpreſſungen zu geſtatten? Wie, wenn die lauteſten Anſprüche des Verdienſtes überhört, alle die Beſten und Edelſten zurückgeſetzt werden müßten, um Würden, Ehrenſtellen, Reichthümer auf die Zweige des oft ſo dunklen Hauſes der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günſtling oder Schützling derſelben zuſammenzuhäufen? Wie, wenn die Rachſucht der Stolzen, die leicht Verachtung ſieht, weil ſie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die ſchwache Seele des Prinzen nicht zu widerſtehen vermag, die würdigſten Männer des Staats zum Opfer foderte, und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abſcheulichkeit, ſo wie zur kriechendſten Schmeichelei, zur unbedingteſten Unterwerfung, zur freudigſten Erfüllung jedes nur halbgeäußerten verderblichen Wunſches bereit wären? Hätte nicht da der anfangs nur ſchwache, in ſeiner Schwachheit liebenswürdige Fürſt ſich plötzlich in einen boshaften, tyranniſchen, verabſcheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daß man es doch niemals vergeſſe! alle Tugenden der Seele hängen an einem gemeinſchaftlichen heiligen Bande, deſſen leichtſinnige Trennung Gefahr bringt, daß ſie ſich alle zerſtreuen werden. Man löſt den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu laſſen; aber ſiehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführeriſchen Beiſpiele des Fürſten hingeriſſen, gleiche Grundſätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Maſſe allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachſen! Oder ſollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals ſo zärtliche Band der Familien zerriſſen, der Friede des Hauſes geſtört, eben dadurch das Haus verekelt, das Intereſſe nach außen verſchleppt, von dem Vermögen verſchleudert, an den Geſchäften verſäumt wird? — Ohne des andern unſäglichen Übels zu erwähnen, wovon das größte die Nachbildung der Jugend nach dem älterlichen Muſter iſt; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verſchleudrung des Vermögens bewirken! Der Ruin ſelbſt iſt das geringere Übel; das unendlich größere iſt, daß man, um dieſem Ruine auszuweichen und die einmal angefangene Lebensart, ſey es aus Geſchmack oder aus Nothwendigkeit, fortzuſetzen, ſich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer beſſern Lage, eben wie der Geſunde vor künſtlichen Wunden denen ſich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückſchaudern würde. Die heiligſten Pflichten ſcheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtſinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewiſſenhaftigkeit, wahre Ehre verſchwinden; Betrug, Eidbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Laſtern ſelbſt hing, hängt jetzt nur noch an dem Mangel der Feinheit, der Liſt, womit man ſie hätte verdecken ſollen. Alſo bis dahin, bis zu einer ſo wilden Geſetzloſigkeit konnte der kleine Anfang führen, daß man ſich Freiheiten nahm, die für unſchuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreißung von abergläubiſchen Grillen, für edle Erhebung über altväteriſche Vorurtheile galten! — Die Laſter, wie die Tugenden, ſind ſich verwandt; jedes trägt den Samen der übrigen in ſich; und wenn nur eins davon unter dem Volke Wurzel faßt, ſo werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, werden Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, ſagt man vielleicht, muß denn der Fürſt, was er ſich ſelbſt erlaubt, darum auch andern geſtatten? Iſt er nicht Herr, um durch weiſe Geſetze die Unordnungen einzuſchränken und dem

Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in ſeiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über dieſen Geſetzen zu halten? — Alſo ſeine eigenen Handlungen ſoll er verdammen! ſoll mit jedem Geſetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande ſeines Fürſten erkenne! ſoll mit ſeinen Untugenden allein ſtehen wollen, um ihren Anblick auffallender und empörender zu machen! — Laſter hat gern Geſellſchaft von Laſter; es zieht ſich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beiſpielen Entſchuldigung, und fürchtet, durch Unduldſamkeit noch verhaßter, noch verabſcheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Geſetze haben, die auf dem Throne ſelbſt und rings um den Thron verlacht und verſpottet würden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend in ihrer Würde bleiben oder darinn zurücktreten ſollen; ſo muß der Fürſt ſelbſt ein Edler ſeyn, der zu jedem ſeiner Geſetze das Beiſpiel gebe; ſo muß das Laſter nicht bloß zittern, ſich ihm zu nähern, es muß auch errothen; ſo muß das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegenzureden oder zu knirſchen, es muß ſich gedrungen fühlen, ſein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es ſchlägt, zu verehren.

Vorſicht.

Theodos der jüngere, griechiſcher Kaiſer, beſtieg den Thron, als ein Kind von acht Jahren. Die Geſchäfte des Reichs verwaltete ſeine Schweſter **Pulcheria**, eine Dame, deren Geiſt und Charakter ſie dieſer hohen Beſtimmung würdig machten. —

Als Kind hatte **Theodos** die Schriften, die ihm ſeine Staatsdiener vorlegten, unterzeichnet, ohne nach ihrem Inhalt zu fragen; als Mann behielt er dieſe üble Gewohnheit bei. **Pulcheria** ſuchte ihn auf die Gefahr, worin ihn ſeine Sorgloſigkeit ſtürzen könnte, aufmerkſam zu machen; aber ſie warnte umſonſt, bis ſie ihm endlich die Wirklichkeit dieſer Gefahr überzeugend vor Augen legte.

Theodos hatte ſich, eben auf Anrathen **Pulcheriens**, mit einer ſehr reizenden jungen Griechinn vermählt, die in der Taufe den Namen Athenais gegen den Namen Eudocia verwechſelt hatte, und die er mit Leidenſchaft liebte. Einſt, als Eudocia ihrer Schwägerinn einen Beſuch gab, kündigte dieſe ihr an, daß es ihr nicht erlaubt ſeyn würde, zu ihrem Gemahl zurückzukehren, ſondern daß ſie bei ihr, als ihrer künftigen Gebieterinn, bleiben müßte. Eudocia, wie man denken kann, hielt das für Scherz; aber Pulcheria nahm es ſo ſehr im Ernſt, daß endlich der Kaiſer ſelbſt kommen mußte, um ſeine Gemahlinn zurückzufodern. — »Deine Gemahlinn? ſagte Pulcheria. Erkennſt Du eine Perſon, die in meinen Dienſten und meine Leibeigene iſt, für Deine Gemahlinn? Du haſt ja allen Deinen Anſprüchen auf ſie entſagt; ich habe ja die Urkunde darüber, von Dir ſelbſt unterzeichnet, in Händen.« — »Welche Urkunde?« rief

Theodos. — Und in dieſem Augenblick legte ihm Pulcheria ſeine eigenhändige Unterſchrift einer Schenkungsacte vor, die ſie die Geſchicklichkeit gehabt hatte, unter andre, von ihm zu unterzeichnende Staatsſchriften zu miſchen. Dieſer Kunſtgriff that Wirkung; Theodos ſah das Gefährliche ſeiner Nachläſſigkeit ein, und gab Pulcherien ſein heiliges Wort, künftig vorſichtiger zu verfahren. —

Ob wohl auch heutiges Tages noch Theodoſe leben, denen man eine Schweſter, wie Pulcheria, wünſchen mögte?

Beſcheidenheit.

Es iſt ſchön, einen Mann zu erblicken, der in niedrigerm Stande gebohren, von Glücksgütern entblößt, vielleicht durch Schickſale heruntergekommen, dennoch auf Ehre hält, Verachtung und Unterdrückung nicht duldet, ſein Antheil an den allgemeinen Menſchenrechten behauptet, und ohne thörichten Hochmuth, der für ihn ein unnatürlicher, alſo größerer Fehler wäre, ſich in keiner ſeiner Handlungen wegwirft.

Es iſt noch ſchöner, einen Edlen zu finden, der durch Geburt oder durch Verdienſte emporgehoben, mit Reichthum, mit glänzenden Vorzügen begabt, von allen dieſen Vorzügen beſcheidnen Gebrauch macht, auf keinen ſeiner Mitmenſchen verachtend herabblickt, keinen durch ſein Anſehen beſchränkt, und ohne ſich wegzuwerfen, welches wieder für ihn ein unnatürlicher, alſo größerer Fehler wäre, überall, wo nicht beſondere Verhältniſſe eintreten, ſich dem Ärmern und dem Niedrigern gleichſetzt.

Auf unſre Achtung haben beide, der im Unglück nicht Kleinmüthige, der im Glück nicht Übermüthige, Anſpruch; aber Liebe erwirbt ſich der Letztere, wenn nicht ausſchließend, doch mehr. Sie zeigen beide Gefühl von dem Werthe der Menſchheit und Schätzung der Rechte derſelben; und dieſes iſt uns lieb, wo wir es finden: aber der eine ſchätzt dieſe Rechte in ſich ſelbſt, der andre in uns; und dieſer Unterſchied iſt für das Herz von Bedeutung. So ſehr es auch bloße Pflicht iſt, ſeine Vortheile nicht zum Nachtheile anderer zu gebrauchen, als wozu keine Befugniß ſich denken läßt; ſo nimmt man doch nur zu gern, wegen der Seltenheit einer ſo beſcheidnen und gemäßigten Denkungsart, die Erfüllung dieſer Pflicht für Verdienſt.

An Perſonen des höchſten Standes, an Fürſten, iſt Beſcheidenheit um ſo liebenswürdiger, je erhabner ihre Vorzüge ſind, und um ſo ſchätzbarer, je weniger man Mittel hätte, ſie beim Mißbrauch dieſer Vorzüge in Schranken zu halten. Einmal iſt ihr Anſehen jedermann heilig; dem Einfältigen, weil er es fürchtet; dem Klugen, weil er es achtet. Und wenn alſo Fürſten vergeſſen, daß nicht ſie allein an die Menſchen Foderungen haben, ſondern auch die Menſchen an ſie; wenn ſie ſich Freiheiten erlauben, die gewiß kein Huldigungseid ihnen gab, weil zum Ertragen von Beleidigungen und Unarten keine Verpflichtung Statt finden kann; wenn ſie, zum Beiſpiel, Höflichkeitsbezeugungen mit kaltem oder verachtendem oder gar keinem Blicke erwiedern; unbekümmert um

Vergnügen, Bequemlichkeit, Geſundheit der Mitmenſchen, nichts als ihr eignes Gelüſte zu Rathe ziehen; durch volkreiche Straßen mit einer Wildheit ſprengen oder jagen, daß Kind und Greis nicht wiſſen, wie ſie ſich retten ſollen; zahlreiche Verſammlungen, mitten in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf ein Werk der Kunſt, durch das Geräuſch ihrer verſpäteten Ankunft, durch Geſpräch und Gelächter ohne Scheu unterbrechen; kalt und ſtolz über Männer hinſehn, denen ihr Verdienſt gerechte Anſprüche auf ihre Hochachtung, vielleicht auf ihre Dankbarkeit giebt; Perſonen, die in nichts ihnen zu nahe traten, mit Gebehrden, wohl gar mit Spottreden necken, und was der ähnlichen, vielleicht noch größern, Unarten mehr ſind: wie ſoll man da die Fehler in ihrer Erziehung gut machen und ihren Sittenmangel verbeſſern? wie ſie von ihren ungebührlichen Anmaßungen und den überſpannten oder vielmehr völlig falſchen Begriffen von ihrer Hoheit bis zur billigen, bis zur ſchuldigen Achtung gegen ihre Mitmenſchen herunterſtimmen! — Man ſage nur nicht, daß zu unſern Zeiten Aufklärung und Sittenverfeinerung ſolche Spuren ehemaliger Barbarei längſt vertilgt haben; das Wahre mögte nur ſeyn, daß ſie dieſe Spuren längſt vertilgt haben ſollten.

Indeſſen, wo er ſich zeigt, ſo ein Prinz, der ſich des hellern gebildetern Zeitalters würdig beträgt; der bei allem Bewußtſeyn ſeiner eigenen Rechte nicht vergißt, daß auch andre Menſchen die ihrigen haben, und daß kein feiner, geſchweige denn ein edler Mann dieſe Rechte muß verkennen, oder beeinträchtigen wollen: — er wird ein Gegenſtand allgemeiner Liebe, allgemeiner Verehrung; er verliert an ſeiner Hoheit durch die freiwillige Beſchränkung, die er ihr giebt, ſo wenig, daß er vielmehr unendlich daran gewinnt: und in der That! wenn Verſtand und Güte, die ſich beide in Beſcheidenheit vereinigen, herabwürdigen ſollten; ſo müßten Rohheit und Fühlloſigkeit, die im Begriff der Barbarei zuſammentreffen, erheben und verherrlichen können. Aber Barbarei, wo ſie nicht Verachtung oder Mitleiden erweckt, da kann ſie nur Grauen und Abſcheu erwecken; Bewunderung, Hochachtung, Verehrung miſchen ſich nie, ſo wenig als Liebe, in ihr Gefolge.

Die ſchönſte Wirkung thut Beſcheidenheit an einem aufblühenden fürſtlichen Jüngling; nicht, weil überhaupt der Reiz der Jugend jeden Ausdruck von Güte anziehender und einnehmender macht, oder weil gerade dieſem Alter, wo der Menſch noch ſo wenig iſt und Alles erſt werden ſoll, Beſcheidenheit ſo vorzüglich ziemt, oder weil wir den Verſtand und die Mäßigung, die ſich in dieſer Tugend ankündigen, eher vom reifern als vom jugendlichen Alter erwartet hätten; ſondern vor Allem: weil wir dabei in die Zukunft ſo erfreuliche Blicke werfen; weil wir urtheilen, daß der mit ſo hohen Rechten gebohrne und mit dieſen Rechten ſo wenig ſich brüſtende Jüngling ſchon den Werth des Verdienſtes kennen muß, und daß er, unzufrieden mit Vorzügen, die ihm ein blindes Schickſal zuwarf, alle ſeine Kräfte aufbieten wird, ſich weſentlichere, höhere Vorzüge zu erringen. — Wenn er bei Hoffeſten, ſo gerne und doch ſo blöde, ſich den großen verdienſtvollen Männern naht, die ihr Vaterland und ihr Zeitalter verherrlichet haben; wenn er durch aufmerkſames ſtilles Zuhören bei ihren Reden, durch ſchamhafte Verlegenheit bei ihren Ehrfurchtsbezeugungen, durch jeden ihm möglichen Ausdruck ſeiner innigen Achtung, das Mißverhältniß ſcheint gut machen zu wollen, daß Greiſe ſich vor einem Jünglinge beugen, und diejenigen Ehrfurcht beweiſen, die mit ſo vielem Rechte Ehrfurcht zu fodern hätten: welche große, herzerhebende Hofnungen muß das geben! — Dieſer Jüngling, ſagen wir dann uns ſelbſt, wird ſeiner Hoheit nicht eher froh werden können, als bis er geſtrebt hat, ihrer würdig zu ſeyn; er wird das Verdienſt, das er ſo ſehr in andern ehrt, in ſich ſelbſt hinüberpflanzen, wird das Vergnügen der Menſchheit, der Stolz ſeines Vaterlandes, die Liebe und die Bewundrung der Nachwelt werden. Und wenn dann noch Entfernung von allen eitlen Vergnügungen hinzukommt, Widerwille gegen Alles, was Pracht heißt, was Aufſehen macht, edle Gleichſetzung in jedem Verhältniß, wo nicht der Prinz unter Unterthanen, wo nur der Menſch unter Mitmenſchen erſcheint, hohe Achtung für das Urtheil aller Guten und Edlen, und was mit dieſer Achtung verbunden iſt, Fleiß, Anſtändigkeit, Ordnung, untadelhafte Sittenreinheit — —

Doch genug dieſer Züge! Das Gemälde will Bildniß werden, und Schmeichelei ſey, bis auf den ſchwächſten Schimmer, von dieſen Blättern entfernt! Lieber ins Innre des Herzens die Freude zurückgerufen, daß ein ſo ſchöner Fürſten-Charakter nicht Traum blieb; daß alle Welt Zeuge iſt, wie trefflich, als Mann, Einer der Gekrönten Europens ſeinem Volke Wort hält, dem er, als Jüngling, durch ſeinen Ernſt, ſeine ſtille Beſcheidenheit, ſeine faſt beiſpielloſe Sitteneinfalt, ſo gerechte Erwartungen gab!

Rache.

Die ſchönſte Antwort auf Verläumdung iſt, daß man ſie ſtillſchweigend verachtet. Aber um dieſe Antwort zu geben, muß in der eignen Seele des Verläumdeten und in den Seelen ſeiner Mitbürger der Werth deſſelben ſo anerkannt ſeyn, als es in Athen der Werth eines Sokrates war. Ein ſolcher Edler darf ſich dann nur ruhig vor dem Volke hinſtellen, und ſein bloßer Anblick wird ſeine Schutzrede; der Spötter, ſtatt daß er ihn ſollte zu Schanden machen, wird ſelbſt zu Schanden.

Scipio der Afrikaner ward, auf Anſtiften des ältern Cato, von den Tribunen des Volks vor Gericht gefodert. Er ſollte Rechnung von dem aus Aſien mitgebrachten Raube ablegen, und ſich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus den Frieden von ihm erkauft haben ſollte. Zufälliger Weiſe war der Tag, der zur Entſcheidung der Sache angeſetzt war, gerade ein Jahrestag der großen Hauptſchlacht bei Zama. Scipio, den Geſetzen gehorſam, erſchien, und hielt ſeine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er ſie dem Volke nur gezeigt, ſo riß er ſie mit Verachtung in Stücken. »Was ſtehen wir,« rief er, »und verderben hier mit unnützen Händeln die Zeit? An dieſem Tage iſt Hannibal geſchlagen und Carthago gedemüthiget worden. Mir nach, ihr Römer! Dort auf dem Capitol erwarten die Götter unſern Dank und unſre Gelübde.« — Mit dieſen Worten ſtand, vor den Augen aller Mitbürger, das Verdienſt des Mannes in voller Herrlichkeit da; die Anklage gegen ihn erſchien als der ſchwärzeſte Undank, als die ſträflichſte Bosheit; das ganze Forum, die Lictoren ſelbſt, ſtrömte hinter dem Helden her, und das

Gericht hatte ein Ende. Einen ſo ſchönen, glorreichen Triumph hatte nie ein Römer gefeiert. —

Dieſes kalte ruhige Nichtachten der Verläumdung, das ſchon bei dem unbedeutenden Privatmanne, wie Sokrates, oder bei dem zwar großen, aber doch abhängigen Bürger, wie Scipio, eine ſo ſchöne Wirkung thut, thut dieſe Wirkung gedoppelt bei einem Fürſten, dem es nur Ein Wort, Einen Wink koſten würde, um ſeinen Feind zu vernichten. Wir bewundern hier, außer dem edlen ſtillen Selbſtbewußtſeyn, noch die großmüthige Entfernung von aller Rachgier; wir ehren dieſe Richtigkeit des Verſtandes, lieben dieſe Milde der Denkart, womit der Fürſt die Verachtung, die immer ſo ſicher dem Verläumder folgt, ſeine ganze Strafe ſeyn läßt. — Theodos der Große durfte, um ſeine Rache zu kühlen, nicht einmal ein Rachgieriger ſcheinen; das Geſetz beſtand, welches jeden, der ſich an der Majeſtät des Kaiſers vergreifen würde, mit dem Tode bedrohte, und ſo durfte er Ankläger und Richter nur machen laſſen, ohne ſich perſönlich hineinzumiſchen; aber gut und groß, wie er war, gab er die ſchöne Verordnung: daß man hämiſche Angriffe auf ſeine Perſon, ſie mögten nun Leichtſinn oder Einfalt oder Bosheit zum Grunde haben, keiner Aufmerkſamkeit würdigen ſollte. »Denn Leichtſinn, ſagte er, verdient ſonſt nichts, als verachtet; Einfalt verdient bemitleidet zu werden, und ohnmächtiger Bosheit muß man verzeihen können.« —

Bei verdientem gerechtem Tadel wird Verachtung, wenn ſie nicht bloß ſcheinbar iſt, ganz das Gegentheil von dem, was ſie bei Verläumdungen war; ſie wird aus Ehre zur Schande. Sie kündigt uns hier ein abgeſtumpftes, erſtordeues Ehrgefühl, eine Seele ohne Scham, und alſo nicht allein ohne Tugend, ſondern auch ohne den Keim von Tugend, kurz, einen Charakter an, der mehr als Unwillen und Haß, der zugleich jene äußerſtwidrige Empfindung erregt, die man den ſittlichen Ekel nennen mögte. Einen ſolchen Charakter ſich auf dem Throne zu denken, macht ſchaudern. Wo noch irgend Anlage zur Tugend ſeyn ſoll, da muß ein gerechter Tadel die Seele ſchmerzen, und muß es um deſto mehr, je wichtiger und bedeutender die Fehler ſind, die er unſern Mitmenſchen aufdeckt. Nur iſt es freilich eine ganz falſche Wirkung dieſes Schmerzens, wenn er uns mehr zur Rache und zur Verfolgung, als zu dem Beſtreben, unſre Fehler zu verbeſſern und ſie in die entgegengeſetzten Tugenden zu verwandeln, antreibt. Jene Empfindungen zu erſticken, ſollte uns nicht bloß die Weisheit, ſollte uns ſchon die Klugheit lehren; denn ſich ihnen überlaſſen, heißt, den Tadel beſtätigen, der ſonſt vielleicht für eine boshafte Erdichtung gegolten hätte. Aus einer zu großen Empfindlichkeit gegen Vorwürfe ſchließt man eben ſo gerne auf Schuld, als aus ihrer ruhigen Verachtung auf Unſchuld. Und geſetzt, die Richtigkeit des Tadels wäre zu offenbar, um abgeläugnet zu werden; welche Wirkung, glaubt man, wird die Befriedigung unſrer Rachgier wohl eher haben: die: daß ſie das Andenken an unſre Fehler vertilgt, oder daß ſie es den Gemüthern noch tiefer einprägt? daß ſie das Verzeichniß unſrer Untugenden abkürzt, oder daß ſie es um eine neue, vielleicht größre, verlängert?

Fürſten haben noch einen Bewegungsgrund mehr, warum ſie ſich der Rache enthalten müſſen; dieſen: daß für ſie die Rache zu leicht iſt. Der Geringere, wenn er ſeinem Beleidiger unter die Augen tritt, zeigt denn doch wenigſtens Muth, und Muth gilt für Tugend; aber was für Muth gehört bei einem Fürſten dazu, mit dem Gewicht ſeiner Macht über einen Ohnmächtigen herzuſtürzen, dem jedes Mittel, ihm zu widerſtehen, verſagt iſt? Mag er, wenn er das anders kann und es ihm der Mühe werth ſcheint, Witz mit Witz, Spott mit Spott; aber nie muß er Reden mit Thaten, nie freimüthige Wahrheit mit Ketten und Banden erwiedern. Die einzige Rache, die ſeiner Größe anſteht, und die den ſchönen Vortheil gewährt, einen Schleier über alle ſeine Fehler zu werfen, iſt die, welche jener Pabſt wollte genommen wiſſen, da er, nach Leſung einer bittern Schmähſchrift gegen den römiſchen Hof, zu den Inquiſitoren ſagte: »Das iſt ein verwägner Menſch, dieſer

Verfaſſer! Wir müſſen uns an ihm rächen und ihn öffentlich zum Lügner machen. Wir müſſen uns beſſern.« —

Die weiteſte Abweichung von der Geſinnung eines **Theodos**, und alſo zugleich von Ehre und Edelmuth iſt, wenn ein Fürſt, nicht zufrieden, offenbar gewordne Feinde ſeiner Ehre zu züchtigen, auf Entdeckung geheimer, verſteckter Feinde ausgeht; wenn er Späher, Auflauer, Horcher in Dienſt nimmt, die an allen öffentlichen Örtern, oft auch in Kammern und Winkeln lauſchen müſſen, ob ſich nicht irgend ein Verächter ſeiner Perſon, ein Tadler ſeiner Handlungen findet. Offenbar können es nur die kleinſten, ſchwächſten Seelen ſeyn, die ſich zu ſo niedrigen Maßregeln, zu ſo ehrloſen Kunſtgriffen herunterlaſſen. Der edle Mann, je inniger er ſeiner Güte und ſeines Werths ſich bewußt iſt, deſto unbekümmerter iſt er um fremdes Urtheil; der tapfre Mann, je kraftvoller und je muthiger er ſich fühlt, deſto weniger forſcht er mit Ängſtlichkeit nach Gefahren; der kluge Mann, je lieber er ſeinen guten Namen und ſeine Ruhe hat, deſto minder ſucht er zu reizen und zu erbittern. Aber was könnte wohl mehr erbittern, als wenn man überall, wohin man tritt, ſich mit Schlingen und Fallſtricken umgeben findet, wenn man in jeder Geſellſchaft, oft auch in engern, gewähltern Kreiſen, ja wohl gar bis ins Innre ſeiner Gemächer, ſich belauſcht, beobachtet, verrathen merkt; wenn man alles Zutrauen, vielleicht auch zu den nächſten Anverwandten, zu den ehemaligen beſten Freunden aufgeben ſoll? Ein traurigers, ängſtlichers, und alſo empörenders Leben läßt ſich nicht denken, als in Rom das Leben unter einem Tiber war.

Und wenn er nun recht glücklich in ſeinen Bemühungen iſt, dieſer argwöhniſche Späher, ſo daß er der kränkelnden, beklemmenden, oft wohl nur boshaft erdachten Entdeckungen zu ganzen Tauſenden macht: was ſoll denn der Erfolg, der endliche Nutzen dieſer Entdeckungen werden? Will er Gericht halten laſſen, um an den Unglücklichen Rache zu nehmen, und ſie an Freiheit, Ehre, Gütern, Leben zu ſtrafen? Oder will er ſich in aller Stille vor ſeinen Feinden verwahren, und über Mitteln nachgrübeln, wodurch er die Gefahr, die er in ihrer Geſinnung erblickt, von ſich abwenden kann? — Wie verhaßt wird ihn in dem einen Falle ſeine tyranniſche Grauſamkeit; wie unglücklich in dem andern ſeine ſtete Furcht und Bangigkeit machen! — Oder will er vielleicht keines von beiden, ſondern bloß das ſüße

Vergnügen ſchmecken, auf ſeine eigene Hand ſich recht innig zu ärgern, und aus voller Kraft der Seele, aber ganz im Verborgnen zu haſſen?

Da dieß Letztere, wie es ſcheint, ein nicht denkbarer, ein unmöglicher Zweck iſt; ſo darf man es wohl ſicher für Lüge nehmen, daß neben einander wohnende, verwandte Fürſtenhäuſer ſich, eines im andern, unter Dienern und Tafelgäſten geheime Auflaurer halten ſollen, die nicht allein Urtheile, Einfälle, Lächerlichkeiten — wovon die letztern, wie man ſagt, immer das Willkommenſte und Geſuchteſte ſind — ſondern ganz vorzüglich alle auf ſie ſelbſt Bezug habende Reden, alle gehäſſigen oder ſpöttiſchen Bemerkungen über ihre Perſonen und Handlungen, ſich merken und ihnen zutragen müſſen. Zum Ausbruche des Zorns, außer etwa in verdeckten Ausfällen und entfernten Anſpielungen, würd' es unter ſolchen Häuſern doch ſchwerlich kommen; und ſo wäre der ganze Gewinn: daß man immer Stoff zu Verdruß und übler Laune in Vorrath hielte, ſich mit jeder Zwiſchenträgerei immer herzlicher feind würde, und nebenher ſeine ganze Sittlichkeit von Grund aus zerſtörte, indem bei aller geheimen Wut das Schmeicheln und Loben, das Umarmen und Gefälligkeiten-Erweiſen doch ſeinen Gang gehen würde. — Dieſelbige Verläumdung, die zur Unterhaltung der Leichtgläubigen dieſes Mährchen erfand, hat dann auch noch hinzugeſetzt: daß Familientafeln, wie man ſie an Höfen nennt, oft nur deswegen ſo langweilig, geſprächarm und freudenlos ſeyn ſollen, weil Alles gegen einander durch Schleicher und Ohrenbläſer bitter verhetzt iſt, und jeder jeden, trotz aller erkünſtelten Freundlichkeit, auf das vollkommenſte haßt, fürchtet, verabſcheut.

Sicherheit.

Nur zu oft mogten Fürſten, in dieſer letzten aufrühreriſchen Zeit des Jahrhunderts, für ſich ſelbſt oder für ihre Kinder zittern. Jenes ſchwarze Gewitter im Weſten, mogten ſie ſagen, hat ſich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, ſich auch über den Rheinſtrom zu wälzen? Der verderblichen Dünſte, die es nähren können, giebt es auch hier; und wie, wenn es näher zöge, um mit aller ſeiner Wut auch über den vaterländiſchen Fluren zu donnern?

Das Rathſamſte bei dieſer ſchrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daß man nicht zu ſorglos im gegenwärtigen Sonnenſtrahl ſpielte, ſondern dem fürchterlichen Phänomen, um es von ſeinem Horizont entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegenwirkte, die dem Menſchen in der ſittlichen Natur ſo viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Daß es mit dieſem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weiſe Mittel und mit ausdaurendem Ernſte geſchieht, das ſcheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, ſtandhaft, bieder, treu, muß es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürſten weit weniger Sorge, als die meiſten übrigen Völker machen. Es hat von ſeiner Anhänglichkeit an gerechte, menſchenliebende Herrſcher die ſprechendſten rührendſten Beweiſe gegeben: aber am Ende freilich hat auch das taubenartigſte Geſchöpf ſeine Galle, und zu ſehr oder zu lange gereizt, geängſtigt, gemartert, braucht es, inſtinktmäßig, alle ihm verliehene Kraft, um ſich der Angſt und der Qual zu entladen.

Wie ſchon hieraus erhellt, ſo wäre kein Mittel, ſich zu ſichern, gewagter und also ſinnloſer, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmal ſo kurz faßte, als möglich. Eben dieſer ängſtliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wut verleiten, die das ſonſt gutmüthige Volk über alle Schranken hinausriſſe, und den unweiſen Führer von ſeinem Sitz herab unter die Räder ſeines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag ſich bis zu dumpfem Sclavenſinne erniedrigen laſſen; mit einem ſchon aufgeklärterm, zum Nachdenken erwachten, wird ſo ein Verſuch ſchwerlich glücken.

Gleich unweiſe, und bei grauſamen Mitteln gewiß auch gleich gewagt, würde das Bemühen ſeyn, der Aufklärung ſelbſt entgegenzuarbeiten, und dadurch, daß man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle ſetzte, dem Sclavenſinne den Weg zu bahnen. Wer einmal von den

Phantomen, womit die Menſchheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verſchmäht es auf immer, ſie wieder anzunehmen; ihm ſie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harniſch zu jagen und zu erbittern. Herrſcher, die zu unſern Zeiten ſich für höhere, von Gott geheiligte Weſen gäben, und in dieſer Eigenſchaft blinde Verehrung, blinden Gehorſam verlangten, würden ihren Zweck ſo ganz verfehlen, daß ſie nur verhaßter und verächtlicher würden.

Alſo auf dieſem Wege, daß man den Zuſtand des Volks oder ſelbſt das Volk verſchlechtert, ſcheint das Ziel, nach dem man ſtrebt, nicht erreichbar. Und ſo ſchlage man denn lieber den andern beſſern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, ſondern auf trockner leichter Höhe liegt, und wo man ſich weder zu fürchten hat, daß man verſinken, noch, wenn man glücklich hindurchkommt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundſätze und die Verfahrungsweiſe, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und ſehe zu, ob es dann gelingt. — Läßt ſich nichts von Verſchlechterung erwarten; ſo verſuche man es mit Verbeſſerung: will die einmal angebrannte Fackel ſich nicht wieder auslöſchen laſſen; ſo trage man ſie mit eigener Hand dem Volke vor: ſteht der Thron auf Furcht und auf Elend nicht ſicher; ſo ſtelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt: vielleicht, daß er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn ſie ihrem angeſtammten Herrſcher den Gehorſam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen ſie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bei aller Freiheit elende Wilde umherſchweiften? Wollen ſie wieder die Eichel zu ihrer Koſt machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache ſchöpfen? Oder wollen ſie Völker bleiben, und alſo in Geſellſchaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn ſie, wie niemand zweifelt, dieſes letztere wollen: ſo müſſen ſie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Geſetzen Folge zu leiſten, nur weiſen und milden Geſetzen; gemeinſchaftlich Laſten zu tragen, nur mäßige, nicht erdrückende Laſten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile geſellſchaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freiheit des Wilden wünſchte; das hieße, ſich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die erſehnte Verbeſſerung des Zuſtandes biete ſich freiwillig dar; der kluge gute Führer, dem man zu folgen wünſcht, ſey in der eig nen Perſon des Fürſten vorhanden; die mildere Geſetzgebung, die Erleichterung der Laſten, nach der man ſtrebt, ſey von ſeiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparſamkeit, Staatswirthſchaft zu hoffen: iſt es denkbar, daß ein Volk nicht lieber in Ruhe dieſe Wohlthaten ſollte entgegennehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf ſie erringen wollen? daß es den eben hervorbrechenden ſchönen Frühling mit allen ſeinen Lieblichkeiten verachten, und ſchlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde beſtehen ſollte? Ohne vorhergehendes wüſtes, finſtres Chaos giebt es ſolcher Schöpfungen nicht: alle Elemente des aufgelöſten Staats würden erſt in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angſt zu erwarten ſtehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brauſenden Maſſe nach langem

Kampf ſich entwickeln mögte. Möglich immer, daß es ein beſſerer, aber auch eben ſo möglich, daß es ein ſchlechterer wäre, als der zerſtörte. Und auf dieſe Gefahr hier ſollte ein Volk es wagen, und den ganzen langen, oft ſo unſeligen Zeitraum zwiſchen Umſturz der alten und Feſtſtellung der neuen Verfaſſung durchleben wollen? ſollte mitten in der ſchönſten Hofnung, die ein weiſer guter Fürſt ihm giebt, Entſchließungen faſſen, wie ſie nur die äußerſte Noth, nur die wildeſte Verzweiflung entſchuldigt? — Mag eine ſo traurige Hirnepidemie unter Völkern auch möglich ſeyn: unter dem unſrigen, das einen ſo gemäßigten Himmel und einen ſo ruhigen Puls hat, iſt ſie gewiß wenig wahrſcheinlich.

Verſuche es nur der Prinz, der mitten unter den jetzigen Stürmen ſeine Nächte ruhig durchſchlafen mögte; — ruhig, nicht wegen der Raſereien frem der Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Geſinnung des eignen; — verſuche er's, ſich wahrhaft weiſe und gut, und mit dieſer Weisheit und Güte unabläſſig thätig zu zeigen; kenne er durchaus keinen Unterſchied zwiſchen ſeinem eignen perſönlichen, und zwiſchen dem Vortheile des Volks; ſuche er jeden gerechten Wunſch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzuſtellen; erleichtre er durch Beſchränkung der eignen Ausgaben, durch beſſer berechnete Staatswirthſchaft, durch ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle den Unterthanen die Laſt; verleihe er, ohne Anſehen der Perſon, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und ſey er ſelbſt von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menſchheit unwürdige Feſſel, und gönne Allen die volle Freiheit, welche die Freiheit der Übrigen zuläßt; beſehle er nie ohne Gründe, und nie ohne wahre, einleuchtende, vom eignen Beſten des Volks entlehnte Gründe; treffe er Anſtalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu ſichern; und um Alles zuſammenzufaſſen, zeige er in jeder ſeiner Handlungen, Gemeinſinn, Bürgerſinn, Vaterſinn: er wird inne werden, daß, je länger er dieſes Weges fortgeht, deſto mehr ihn alle Unruhe verläßt; daß, je würdiger er ſich des Vertrauens vom Volke macht, deſto mehr ſein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudre er nicht, bis ſich ſchon die erſten Spuren anhebender Gährung zeigen und ſeine Tugend das Anſehen von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung iſt gefahrvoller, als Haß: freie, edle, großmüthige Wirkungen ſeines Geiſtes und Herzens müſſen alle jene Wohlthaten ſcheinen; und dann laß immer, nahe an ſeinen

Grenzen, furchtbare Gewitter toben! Über dieſe Grenzen hinüber zieht keines; ſein eigener Thron wird von keinem Donner erſchüttert, ſein eigenes Scepter durch keinen Blitzſtrahl ihm aus der Hand geſchlagen. Wenn ſchon jedem Verdienſte geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt; ſo muß einem ſo großen fürſtlichen Verdienſte unausbleiblich Verehrung, tiefe, dankbare Verehrung folgen.

Soll dieſe Verehrung höher ſteigen, ſo daß ſie Anbetung werde — und das wird ſie, wenn ſie ſich innig mit Liebe vermiſcht; — ſo verbinde der Fürſt mit jenen erſten, weſentlichſten Regententugenden noch die: daß er gegen Alle, auch die Niedrigſten im Volke, Zuneigung und Achtung beweiſe; daß er den Zutritt zu ſich jedem offen laſſe, den Natur oder Wichtigkeit ſeines Anliegens zur eigenen Perſon des Fürſten hinführt; daß, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, ſondern mit Güte; wenn er ſie abſchlägt, es nicht mit Härte, ſondern mit Bedauren geſchehe; daß er Liebesbeweiſe des Volks freudigdankbar erwiedre, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch ſeine Gegenwart zu beläſtigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erſcheine. Ein Fürſt von anerkanntem hohem Verdienſt, der ſo den Fürſten verbirgt, und ſich ſo ganz nur als Menſch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menſchen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgiebt die Sicherheit eines Gottes.

Junge Prinzen, die ihr zu Regenten beſtimmt ſeyd! Ihr habt nach Weſten geſehen, und ihr habt zittern gelernt. Sehet nach Nordoſten, und lernet aufhören zu zittern!

HERR

LORENZ STARK.

EIN

CHARAKTERGEMÄLDE

VON

J. J. ENGEL.

BERLIN,
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.
1801.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN

HERR
LORENZ STARK.

EIN
CHARAKTERGEMÄLDE.

I.

Herr *Lorenz Stark* galt in ganz *H*...., wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann. Das Aeuſserliche seiner Kleidung und seines Betragens verkündigte auf den ersten Blick die altdeutsche Einfalt seines Charakters. Er ging in ein einfarbiges, aber sehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder wenn's galt, eine wohlgepuderte Trodelperücke; mit seinem kleinen Hute kam er zweimal auſser die Mode, und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit groſser Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt; und die stark besohlten Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner, aber sehr hell polirter Schnallen glänzten, waren vorne stumpf abgeschnitten. Von überflüssiger Leinewand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein gröſster Staat war eine feine Halskrause mit Spitzen.

Die Fehler, deren dieser vortreffliche Mann nicht wenige hatte, und die denen, welche mit ihm leben muſsten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daſs die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war, als fast Alle mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch; weil er fühlte, daſs man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen gegründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen Andre ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch.

In seiner Caſſe stand es auſserordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsatz befolgt: daſs man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes

Glück sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirthlichkeit schuldig war; so hatte er in frühern Jahren sich nur sehr karg beholfen: aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daſs sie ihm saurer als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hause herrschend; und dieser war der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachsthum seines Vermögens.

Herrn *Stark* waren von seinen vielen Kindern nur zwei am Leben geblieben: ein Sohn, der sich nach dem Beispiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte; und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmtesten Aerzte des Orts, Herrn Doctor *Herbst*, verheirathet: einen Mann, der nicht weniger Geschicklichkeit beſaſs, Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dies machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein groſser Kinderfreund war. Weil der Schwiegersohn unfern der Kirche wohnte, die Herr *Stark* zu besuchen pflegte; so war es ausgemacht, daſs er jeden Sonntag bei dem Schwiegersohn aſs: und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche versäumt, wenn nur seine Groſsvaterliebe den Anblick so werther Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, beim Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeschrei entgegensprang, sich an seine Hände und Rockschöſse hängte, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebete schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leise zuzurufen: Andacht! Andacht! aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst; denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, bei seinen Enkeln.

Mit seinem Sohne war dagegen Herr *Stark* desto unzufriedener. Auf der einen Seite war er ihm zu verschwenderisch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt, und verfuhr; insbesondere aber, weil er zu viel auf Caffeehäuser und in Spielgesellschaften ging. Auf der andern Seite verdroſs es Herrn *Stark*, daſs der Sohn als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgeist, und als Mensch zu wenig von der Wohlthätigkeit und Groſsmuth seines eigenen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalse und einem Verschwender; zwei Eigenschaften, die Herr *Stark* in gleichem Grade verabscheute. Er selbst war der wahre Sparsame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann. Wo er keine Absicht fand, da gab er sicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Absicht des Opfers werth schien, da gab er mit dem kältesten Blute von der Welt ganze Hunderte hin. Was ihn aber am meisten auf den Sohn verdroſs, war der Umstand, daſs dieser noch in seinem dreiſsigsten Jahre unverheirathet geblieben war, und daſs es allen Anschein hatte, als ob er die Zahl der alten Hagestolze vermehren würde. Der Vater hatte den Sohn zu keiner Heirath bereden, der Sohn keine Heirath ohne des Vaters Einwilligung schliefsen wollen; und beide waren in Geschmack und Denkungsart allzuverschieden, als dafs ihre Wahl oder ihr Wunsch je hätte übereinstimmen können.

Herr *Stark* hatte seine ganze Handlung der Aufsicht des Sohns übergeben, und ihm zur Vergeltung für seine Mühe, einige nicht unwichtige Zweige derselben völlig abgetreten. Nur die Geldgeschäfte, deren er viele und sehr beträchtliche machte, hatte er sich selbst vorbehalten. Indessen unterliefs er nie, besonders weil er in die kaufmännische Klugheit seines Stellvertreters nicht das meiste Vertrauen setzte, sich um die übrige Handlung, so wie um das ganze Leben des Sohns, zu bekümmern; und da er ohne Unterlafs etwas versäumt oder nicht ganz nach seinen Grundsätzen fand, so gab dies zwischen Vater und Sohn zu sehr unangenehmen Auftritten Anlaſs, die am Ende von beiden Seiten ein wenig bitter und beleidigend wurden.

Man sehe hier zur Probe nur einen der letzten dieser Auftritte, der für die Ruhe und Glückseligkeit der Familie die bedeutendsten Folgen hatte.

II.

Der junge Herr *Stark* hatte sein Wort gegeben, im öffentlichen Concert zu erscheinen, und sich zu diesem Ende in ein lichtbraunes sammtnes Kleid mit goldgestickter Weste geworfen. Er hatte sich über dem Anziehen ein wenig versäumt, und fuhr jetzt mit gröſser Eile in das gemeinschaftliche Arbeitszimmer, wo eben der Alte beim Geldzählen saſs. — *Friedrich! Friedrich!* rief er, indem er die kaum zugeworfene Thüre mit Geräusch wieder aufriſs.

Gott sei bei uns! sagte der Alte; was giebts? — und nahm die Brille herunter.

Der Sohn forderte Licht zum Siegeln, warf sich an seinen Schreibtisch, und murmelte dem Alten seitwärts die Worte zu: Ich habe zu arbeiten — Briefe zu schreiben.

So eilfertig? sagte der Alte. Ich wiederhol' es dir schon so oft: bedächtig arbeiten und anhaltend, hilft weiter, als hitzig arbeiten und ruckweis. — Doch freilich! freilich! Je eher man sich vom Arbeitstisch hilft, desto früher — —

Kommt man zum Spieltisch, wollte er sagen; aber weil eben *Friedrich* mit Licht hereintrat, so besann er sich, und verschluckte das Wort.

An wen schreibst du denn da? fing er nach einiger Zeit wieder an.

An *Eberhard Born* in *S***.

Den Sohn?

Der Vater heiſst *August*, nicht *Eberhard.*

Gut! Meine Empfehlung an ihn! — Ich denke noch oft an die Reise von vorigem Sommer, wo ich ihn kennen lernte. Es ist doch ein vortrefflicher junger Mann.

O ja! murmelte der Sohn in sich hinein. Wer nur auch so wäre!

Ein ordentlicher, arbeitsamer, gesitteter Mann, wie geboren zum Kaufmann. Voll Muths, etwas zu unternehmen, aber nie ohne Bedacht; in seinem Aeuſserlichen so anständig, so einfach: von Sammt und Stickereien kein Freund, und was ich an ihm ganz vorzüglich schätze — kein Spieler. Ich denke, er soll in seinem Leben noch sein erstes Solo verlieren. — Wenn er ja einmal spielt, so ist es nicht in der Karte, sondern mit seinen Kindern. Er hat so liebenswürdige Kinder! — Ach, und der Alte, sein Vater! Der kann so ganz aus vollem Herzen gegen ihn Vater seyn. Das ist ein glücklicher Mann! — Ich kenne Väter, fuhr er ein wenig leiser fort, die sich an ihm versündigen, die ihn beneiden könnten.

Schreib, oder — sagte der Sohn, indem er eine Feder nach der andern auf den Tisch stampfte und hinwarf.

Der Alte sah das eine Weile mit an. — Du bist ja ganz ärgerlich, wie es scheint?

Wer's nicht wäre! murmelte der Sohn wieder in sich.

Bin etwa ich daran Ursache? Hab' ich deinen Geschmack nicht getroffen? — Er stand auf, und ging zum Tische des Sohns. — Ich weiſs, du bist von Winken und von Anspielungen eben kein Freund, und ich kann ja auch deutlicher reden.

O, es braucht dessen nicht, sagte der Sohn, und schrieb fort.

Der Alte nahm ihm ruhig die Feder aus der Hand, sprutzte sie aus, und legte sie hin. — Sieh! fing er dann an: es wird mir von Tage zu Tage immer ärgerlicher, daſs ich einen Menschen von so weitläuftigem Kopfe und von so engem Herzen zum Sohn haben muſs. Einen Menschen, der für seinen Putz, sein Vergnügen, der in L'hombre und Whist ein Ducätchen nach dem andern, oft auch wohl dutzendweise, vertändelt; der nur noch gestern wieder bis in die sinkende Nacht gespielt hat, und der, wenn er eine groſsmüthige Handlung thun sollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre; — einen Menschen, der

ewig

g ledig bleibt, weil keine Partie ihm h genug iſt, und der doch immer ig hat, zu fahren, zu reiten, den alier zu machen, Sammt und Stik- ien zu tragen. — Ich muſs wohl t Unrecht haben, fuhr er nach eini- Stillſchweigen fort; denn du kannst nicht antworten.

, ich könnte, sagte der Sohn, in- er mit Hitze aufſtand; aber — —

So sprich! Was verhinderte dich?

Bei Gott! ich bin es müde, so fort- ben. —

Daſs ich das hoffen dürfte!

ch bin nun, denk' ich, ein Mann, kein Kind mehr. Warum wird mir n noch immer begegnet, wie einem de?

Sohn! Sohn! Es giebt alte Kinder

Ich bin aufmerksam; ich versäume nichts, was zu thun ist; ich setze nie die Achtung und die Ehrerbietung gegen Sie aus den Augen —

Nur den Gehorsam ein wenig.

Ich verwalte das Ihrige mit Redlichkeit und mit Treue: und doch — doch kann ich keine Stunde in Ruhe leben; doch wird mir durch Vorwürfe ohne Ende jeder Augenblick meines Daseins verkümmert; doch wird mir jede Zerstreuung, jedes elende Vergnügen gemiſsgönnt.

Du sprichst sehr hart, aber sehr wahr. Jedes *elende* Vergnügen!

Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit kostet. Was hab' ich denn noch verloren, wenn ich verlor?

Das Kostbarste, was wir haben: die Zeit.

Und soll ich denn gar keinen Genuſs meiner Jugend haben? Soll ich immer so fortarbeiten, wie Sie; mich eben so tragen, eben so einschränken, wie Sie? eben so — —

Nun, was stockst du? Sprich aus!

Eben so — bei Thalern zusammensparen, um bei Hunderten wegzuwerfen?

Wegzuwerfen! sagte der Alte, dem nichts in der Welt so unerträglich schien, als daſs Kinder ihre Eltern über den freien Gebrauch eines selbsterworbenen Vermögens richten sollten. — Dacht' ich es doch, daſs der junge Mensch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen! Was verstehst du darunter? Was heiſst bei dir wegwerfen? Sprich! — Er ging ihm nach, und hielt ihn etwas unsanft am Arme. — Seinen

Beutel für jeden ehrlichen Mann offen halten, der Beistand braucht; etwa das?

Ehrlich! sagte der Sohn mit ziemlich gesunkener Stimme. Wenn sie es alle wären!

O, ich bin noch wenig betrogen. Ich fasse meinen Mann erst ins Gesicht, ehe ich gebe. Und was nennst du denn wegwerfen? Sprich!

Sie borgen Allen — ohne das Geringste davon zu haben.

Thor! Ohne das Geringste davon zu haben? — Er zog die Hand von seinem Arme, und gab ihm einen Blick voll Verachtung. — Ich habe das davon, zu sehn, daſs es meinem Mitmenschen wohl geht. Rechnest du das für nichts? — Und wenn sie mich einst die lange Straſse hinabtragen, und ich hier Alles dahintenlasse; so hoff' ich, es soll da

Mancher mit Thränen in seinen Augen sprechen: Schade um den rechtschaffenen Mann! Ich hab' ihm mit Weib und Kindern meinen ganzen Wohlstand zu danken. Ich war in Noth und kam zu ihm; da half er mir auf, und ich konnte bei Ehren bleiben. — Bei dir hingegen — — Doch was stehe ich da und predige in den Wind? Dein Kopf hat einmal seine eigene Philosophie, und wollte Gott, daſs es eine gescheidtere wäre! — Nur immer wieder an deine Arbeit! Schreib! Schreib!

III.

◆

Herr *Stark* setzte sich wieder ruhig an seinen Tisch, und achtete wenig darauf, daſs der Sohn eine geraume Zeit mit groſsen, heftigen Schritten umherging. Er hatte den Grundsatz, daſs man einem geschlagnen, weinenden Kinde Zeit lassen müsse, um auszuschnucken, und daſs es unvernünftig sei, von einer aufgeregten Leidenschaft augenblickliche Stille und Ruhe zu fordern. Der Kampf im Herzen des Sohnes würde sich wahrscheinlich, wie schon so oft, zum Vortheil der kindlichen Liebe und Ehrerbietung entschieden, und Alles würde seine vorige Gestalt angenommen haben, wenn nicht unglücklicher Weise ein Mensch hereingetreten wäre, der dem jungen Herrn *Stark* aus mehr als einer

Ursache verhaſst war. Es war ein gewisser Herr *Specht*, einer der kleinen Anfänger, die auf die Güte des alten Herrn bei jeder Gelegenheit Anspruch machten, und die für die Wünsche des Sohns nur allzuoft darin glücklich waren. Dieser hier hatte den Vorzug vor allen Uebrigen; denn er war Pathe und Gevatter zugleich: Verhältnisse, die dem Herrn Stark, nach alter Sitte, noch sehr wichtig und ehrwürdig schienen. Was aber den Sohn besonders gegen ihn aufbrachte, war der aus gewissen aufgefangenen Reden geschöpfte Verdacht, als ob Herr *Specht* eine junge liebenswürdige Witwe, Madame *Lyk*, die bei dem Sohne sehr viel und bei dem Vater sehr wenig galt, bei letzterm angeschwärzt, und ihm Veranlassung zu allen den bittern Glossen gegeben hätte, womit er dann und wann über sie herzufahren pflegte.

Ei! sagte nach seiner gewöhnlichen gleiſsnerischen Art der Herr *Specht*, indem er gerade beim Hereintreten zu seinem groſsen Verdruſs auf den Sohn stieſs, der noch immer umherging: — Ei mein werthster Herr *Stark!* Gleich hier an der Schwelle bin ich so glücklich — — ?

Seine tiefen Verbeugungen und seine süſsen Mienen hatten dem Sohne noch nie so fade und unausstehlich geschienen, als jetzt. — Was giebts? Was solls? fuhr er den ganz erstaunten und erschrocknen Besuch ein wenig unartig an.

Himmel! sagte Herr *Specht*, und griff wieder nach dem Drücker der Thüre; ich hoffe doch nicht, daſs ich ungelegen komme? daſs ich Störung verursache?

Es wäre möglich. Die Zeit ist edel, mein Herr. —

Ja wohl! ja wohl! Schon bei unser einem; und erst vollends bei Ihnen! bei einem Manne, der solche Geschäfte macht, solch ein Werk führt! — Wahrlich, ich begreiſe oft nicht — —

Was es giebt? Was Sie wollen? hab' ich gefragt. — Borgen etwa? noch ehe die alte Schuld ganz getilgt ist? — Oder wieder Nachrichten von der Witwe, Ihrer Nachbarinn, bringen? — Da! Wenden Sie Sich an meinen Vater, und nicht an mich! —

Indem noch Herr *Specht* mit den Augen in allen Winkeln war, und nicht wuſste, ob er gehen oder bleiben, ob er schweigen oder antworten sollte, drehte der alte Herr *Stark*, dem nachgerade das Gehör ein wenig schwach ward, und der nicht wuſste, *ob* er etwas und *was* er hörte, sich auf seinem Stuhle herum, und half ihm durch ein freundliches Willkommen! von seiner Herzensangst. — Der Sohn warf sich wieder an seinen Tisch, um weiter zu schreiben.

Nun? Und was steht denn zu Diensten? sagte Herr *Stark*, nach mehrern unbedeutenden Fragen; — denn umsonst pflegt Er nicht zu kommen, mein lieber Pathe.

Ich — ich wollte so frei seyn, stotterte dieser, indem er schielende, miſstrauische Blicke nach dem Sohn zurückwarf — ich habe, diese Tage über, Gelegenheiten gefunden — so allerhand kleine Gelegenheiten — —

Das versteh' ich ja nicht. Was für Gelegenheiten?

Ich meine: einen vortheilhaften Handel zu schlieſsen, mir einen kleinen Gewinn zu verschaffen —

Ja so! — das ist mir lieb; das ist schön. — Immer zugegriffen, mein lieber *Specht!*

Aber — wie's denn bei Anfängern geht — die Beutel sind so eng und so flach. So wie man hineingreift, hat man auch auf den Boden gegriffen. — Dies war, beiläufig zu sagen, einer der eigenen Einfalle des Herrn *Stark*, die Herr *Specht* sich sorgfaltig zu merken und gelegentlich bei ihm selbst, mit immer gutem Erfolg, wieder anzubringen pflegte. — Und da wollt' ich denn also — wenn's ohne Beschwerde geschehen könnte — —

Frischen Vorrath holen. Nicht wahr? — Nun heraus mit der Sprache!

Herr *Specht* lächelte, und schlug den Alten mehrmalen hinter einander, mit den äuſsersten Fingerspitzen, sanft und schmeichlerisch auf die Schulter. — Sie sind doch ein vortrefflicher Mann, liebster Herr Pathe —

Ja, ja! Weil ich ein so guter Prophet bin. — Aber was war's denn, das Er vorhin mit meinem Sohne absprach? Hat Er Sich dem schon entdeckt?

Ich wollte. — Ich hatte die Absicht; aber — der junge Herr —

Wird vermuthlich bedauert haben? wird sich auſser Stande gesehen haben, zu dienen?

So schien's beinahe. —

Es kann Ernst damit seyn. — Die Zeiten sind sich nicht immer gleich, und ich denke, es mag ihm jetzt selber fehlen.

Hehehe! — liebster, bester Herr *Stark!* Wie Sie doch manchmal zu spaſsen wissen!

Zu spaſsen? sagte der Alte, und wies nach dem andern Tisch auf die reichgestickte Weste hinüber. — Sieht Er denn nicht, daſs mein Sohn sein Gold hat verarbeiten lassen? — Ein jeder freilich nach seinem Geschmack! Der Eine hält's mit einer vollen, der Andre mit einer flimmernden Tasche.

Dieses Wort, in keiner ganz üblen Laune und mit einem ziemlich gutmüthigen Tone gesagt — denn Herr *Stark* war wohl Spötter, aber kein hämischer; und wenn er im Verdrusse erst wieder witzig ward, so war das immer ein Zeichen seiner schon wiederkehrenden Ruhe — dieses Wort folgte auf zu bittre, zu ernstliche Vorwürfe, und ward in Gegenwart eines zu gehaſsten, zu verachteten Menschen gesprochen, als daſs es auſ das Herz des Sohns nicht eine sehr unglückliche Wirkung hätte thun sollen. Er sprang mit Ungestüm auſ, murmelte heſtige unverständliche Worte zwischen den Zähnen, und warſ die Thüre.

IV.

Mein Gott! sagte Herr *Specht*, dem vor Schrecken beide Arme am Leibe niedersanken; der junge Herr war ganz erhitzt, ganz ergrimmt. Ich will doch nicht hoffen, daſs meine Gegenwart —

Nicht doch! tröstete ihn der Alte, den seine Uebereilung schon innerlich zu gereuen anfing: es ist nur seine Art so; er machts nicht anders. — Dann gab er Herrn *Specht* die benöthigte Summe, mit hinzugefügter Warnung, daſs er sein Geld nicht verstecken, sich nicht in mehr oder in gröſsere Geschäfte verwickeln sollte, als die er verstände, und übersehen könnte. — Uebrigens, sagte er, wünschte ich, um Lebens- und Sterbenswillen, eine kleine

Verschreibung. Er kann sie mir diesen Nachmittag bringen.

Gewiſs! gewiſs! sagte Herr *Specht*; und klopfte ihm wieder, wie zuvor, mit leichter schmeichelnder Hand, auf die Schulter. — Ich dacht' es doch gleich, liebster Herr Pathe, daſs mir von Ihnen würde geholfen werden. Auch meine Frau sagte: Geh immer! So ein Mann, sagte sie, wie der Herr *Stark* ist, lebt auf der Welt nicht weiter. — Nun, guten Morgen! guten Morgen!

Er hätte ein Vieles darum gegeben, wenn er das unglückliche Wort von der Frau hätte zurückholen können; aber es war heraus, und mit dem Forteilen wollt' es nicht glücken. Herr *Stark* winkte ihm, wieder umzukehren, und drohte ihm, nicht ohne Ernst, mit dem Finger. — Weil Er doch Selbst von ihr

anfängt,

anfängt, mein lieber *Specht*, und weil ich's bisher immer vergessen habe; — sag' Er mir einmal recht aufrichtig: wär' Er nicht ein wenig verliebt in die Frau?

Je nun, stotterte dieser — ein junger Ehemann — freilich —

Der selige *Lyk*, denk' ich, war's auch. Und nun, die Witwe — die ihm das Seinige vertändelte, verputzte, vertanzte, verschmaus'te — Er weiſs ja wohl besser, als ich's Ihm sagen kann, was dort für Umstände sind. Gar nicht mehr so glänzende, als vordem. — Nehm' Er Sich also in Acht, lieber *Specht!* Sei Er auf Seiner Hut!

Aber wie so, bester Herr Pathe? wie so? — Meine Frau — —

Ist mir gar sehr nach der Mode. Alles, was nur aufkommt, das macht sie mit. Und darum stell' ich mir vor — weil Er doch nur ein Anfänger ist, und weil ich Ihn doch sonst als guten Haushälter kenne — ich stelle mir vor: Er hat so eine gewisse schwache Seite, und die junge Frau hat die ausgekundschaftet. — Hab' ich's getroffen?

Liebster, bester Herr Pathe — —

Man gesteht das nicht gerne. Schon gut! — Aber ich bitt' Ihn, als Freund, lieber *Specht!* nehm' Er Sich in Acht! Sei Er ein Mann! — Bei einer schlechten Wirthinn, geht der beste Wirth von der Welt zu Grunde; da ist kein Haltens. Er füllt da in ein löcherichtes Sieb: und wenn Er Sich auch zu Schanden füllte; Er bringt in Ewigkeit nichts hinein. — Ich weiſs zwar wohl, fuhr er nach einem Weilchen mit Schmunzeln fort, wie's die Weiber zu machen pflegen —

Ja freilich, freilich, seufzte hier *Specht*, und fuhr sich mit dem Finger hinter die Ohren. Da steckt's!

Wie sie den jungen Mann in die Enge treiben; Launen haben, Zufälle haben, Beklemmungen und Ohnmachten haben — Gott weiſs, was Alles? — und wie dann auf einmal wieder das Wetterglas steigt und heitre Sommerluft wird; wie sie da schmeicheln, liebkosen, tändeln, und dann so unversehens, als wenn ihnen nichts drum wäre, damit herausrücken: die da, die trägt dies und trägt das; die geht hier hin und dort hin; die macht dies mit und das mit. — die Närrinn! — Unser eine ist doch eben, was sie ist. —

Nun wahrhaftig! rief *Specht*, dem über die gute Laune des Alten das Herz wieder ganz leicht ward: — Es ist, als ob Sie hätten dabei gestanden.

Und wenn sie dann den guten Tropf in der Schlinge haben: wie sie da küssen, liebäugeln, herzen —

Ganz, wie sie's zu machen pflegen! — indem er die gröſste Verwunderung vorgab — ganz nach der Natur! Zug vor Zug!

Ei, ich weiſs das. Ich bin ja alle die Schulen durchgegangen. — Aber zum Henker, Pathe! Der Mann muſs Mann seyn; er muſs ein Herz von Stahl und von Eisen haben. — Immer liebreich, nie verliebt: ist die Regel. — Und was verliert man denn nun, wenn man sich darnach hält? Man gewinnt! Denn wer der Frau nachgiebt, der hat nur dann und wann gute Tage; wer sein Ansehen behauptet, der hat sie immer. — Oder meint Er etwa, daſs die junge Frau des Mannes nicht eben so bedürftig ist, als der junge Mann ihrer? — Possen, Possen, mein lieber *Specht!* Eben so bedürftig; und unter uns: oft wohl mehr!

Nun wart! — sagte dieser, indem er hinter sich sah, und die strengste Miene zog, die in sein flaches Gesicht nur hineinwollte — an *das* Gespräch will ich denken. Ich will dich mir künftig anders ziehen.

Aber mit Art, versteht sich. Mit Art!

Ei freilich! die Art ist die Hauptsache. Die muſs nicht vergessen werden. — Und nun wandt' er Geschäfte vor, die ihn eiligst nach Hause riefen, und ging. Des festen Vorsatzes vermuthlich, nichts zu wagen was ihn vielleicht gereuen, und nichts anzufangen was er vielleicht nicht durchsetzen mögte.

V.

Während Herr *Stark* über seinen Streifzug gegen das schöne Geschlecht aller Sorgen vergaſs, ging der Sohn, voll der äuſsersten Erbitterung, auf seinem Zimmer umher. — So mich zu miſshandeln, rief er: seinen einzigen leiblichen Sohn; und das in Gegenwart eines so verächtlichen, eines so nichtswürdigen Menschen!

Eines so unbedeutenden, armen Wichts! hätte er sagen können: der sich mit Bücklingen und Schmeicheleien durch's Leben windet, und der übrigens noch eine ganz gute, ehrliche Haut ist —

Mich der Verachtung, dem Spott, dem bittersten Hohngelächter Preis zu geben; und das auf eine so hämische, so gesuchte, so recht ausgekünstelte Art!

Auf eine freilich ärgerliche, aber dem Alten nun einmal gewöhnliche, und hier von selbst sich darbietende Art, wobei doch, wie sonst immer, der Ehre und des guten Namens geschont ward. —

Mir in dem Augenblicke, wo ich mich hinsetze und für ihn arbeite, so grundlose, so aus der Luft gegriffne, so abscheuliche Vorwürfe zu machen!

Grundlos nun in der That, wenigstens was Spiel und was Nachtschwärmen betraf; aber darum nicht aus der Luft gegriffen: denn unmöglich konnte der Vater von den jetzigen geheimen Gängen des Sohns anders, als nach Aehnlichkeit der ehemaligen, urtheilen; und so waren sie, in seinen Gedanken, noch immer auf die Caffeehäuser und zum Spieltisch gerichtet. — Daſs jetzt wirklich die müſsigen Augenblicke des Sohns, und mitunter auch halbe Nächte, zu sehr lobenswürdigen, sehr edlen Handlungen verwandt wurden: das war niemanden weniger, als dem Vater, bekannt; und diese lobenswürdigen, edlen Handlungen hatten auch so ein gewisses Aber, daſs sie der Sohn für keinen Preis dem Alten hätte wollen bekannt werden lassen. —

Doch zu Bemerkungen, die den Vater hätten entschuldigen oder gar rechtfertigen können, war füritzt der Sohn nicht gestimmt: er sprach vielmehr sich selbst durch die heftigsten, überspanntesten Ausdrücke immer tiefer in den Verdruſs hinein; und endigte zuletzt mit dem Entschluſs, seine Lage auf einmal und so ganz zu verändern, daſs er schlechterdings auſser aller Verbindung mit dem Vater hinausträte, nicht bloſs das väterliche Haus, sondern auch die väterliche Stadt verlieſse, und an einem ganz fremden Orte mit dem Wenigen, was er vor sich gebracht hatte, ein eigenes Haus errichtete. Die Vernunft selbst, glaubte er, billigte nicht nur, sondern beföhle diesen Entschluſs: denn seine vollen dreiſsig Jahre hatt' er bereits verlebt, und zwar in so herznagendem Kummer, in so tödtenden Aergernissen und Sorgen, daſs die zweiten dreiſsig zu hoffen Thorheit war; und warum er, eines wunderlichen, grillenhaften, unverbesserlichen Vaters wegen, mehr als die erste, schönste Hälfte seines Lebens aufopfern sollte, das konnt' er nicht einsehn. Sein Herz sprach dagegen zu laut, und im Gesetz fand er's nirgend geschrieben.

In der That war diese Trennung vom Vater kein neuer, sondern ein schon oft gehegter, und selbst bis zum vollständigsten Entwurf durchdachter Einfall, bei welchem das Wie? und Wohin? und durch was für Mittel? schon längst beantwortet, und nur das Wann? noch unentschieden geblieben war. Immer war indeſs dieser Einfall mit dem Zorne, der ihn erzeugt, und mit dem Grolle, der ihn genährt hatte, wieder verschwunden. Wenn er sich jetzt in dem höchsterbitterten Gemüthe des jungen Mannes feſter setzte als je, und im kurzen zum entschiednen, unwiderruflichen Vorsatze ward; so hatte das einen noch ganz andern Grund, als die Launen des Vaters: aber einen Grund, womit Herr *Stark* sich so äuſserst geheim hielt, daſs er ihn kaum sich selbst zu gestehen wagte. Von jeher war es sein

Lieblingsentwurf gewesen, sich mit einer der reichsten und glänzendsten Partieen der Stadt zu verbinden: jetzt auf einmal spielte die Liebe ihm den muthwilligen, hämischen Streich, daſs sie ihn mit allen seinen Neigungen zu einer Person hinriſs, die von den Vorzügen, welche sonst Liebe entschuldigen, auch nicht einen besaſs. Weder war sie von besonderer Schönheit des Gesichts oder des Wuchses, noch stand sie in der ersten Blüthe der Jugend, noch zeichnete sie sich durch groſse, schimmernde Geistestalente aus, die auch ohnehin an Herrn *Stark* keinen gar eifrigen Bewunderer mögten gefunden haben. Güter hatte diese Person vollends nur wenig, auſser solchen, die es eigentlich bloſs für den ersten Besitzer sind, und die auf Andre als Güter nie so recht übergehen können: ein Paar liebenswürdige Kinder. Kurz, es war eben die Madame *Lyk*, wegen deren Herr *Specht* so verhaſst war, und über die wir den Vater so strenge haben kunstrichtern hören.

Es ist bekannt, daſs man in lebhaften Träumen zuweilen sich selbst fragt: ob man denn wache oder nur träume? und daſs die Antwort immer das Gegentheil des wirklichen Zustandes auszusagen pflegt: man wache. Herr *Stark* hatte mehrmalen, wenn er der Madame *Lyk* in sehr zärtlichen Empfindungen gegenüber saſs, sich ganz ernstlich befragt: ob er noch frei oder verliebt sei? und immer war noch die Antwort gefallen: frei. Gleichwohl war ihm bei dieser Freiheit nicht so ganz wohl zu Muthe; denn auf den zwar undenkbaren, aber doch an sich nicht unmöglichen, und nur zum Scherz so angenommenen Fall, daſs er irre, konnte er alle die bittern Höhnereien vorausdenken, womit ihn zu Hause der Vater, und auſser dem Hause die vielen Familien verfolgen würden, die mit der beschwerlichen Waare ihrer erwachsenen Töchter auf einen so reichen Erben und zugleich so schönen, blühenden Mann, als Herr *Stark*, trotz allen vom Vater erlittenen Drangsalen, noch immer war, etwa ein Auge haben mögten. Das Beste wäre auf diesen Fall gewesen, Madame *Lyk* nicht weiter zu sehen; aber dieses ging, so lange man mit ihr an Einem Orte lebte, aus hundert Gründen nicht an: und so ward denn jenes erkannte, oder vielmehr nur ganz undeutlich empfundene Beste dahin näher bestimmt, daſs man sich von diesem Orte, je eher je lieber, müſste loszureiſsen suchen. — Doch, wie gesagt, mit diesem stärkern, eigentlich entscheidenden Bewegungsgrunde kam es zu keinem rechten Bewuſstseyn; Herr *Stark* hätte Leib und Leben darauf verschworen, daſs es bloſs der wunderliche, unausstehliche Alte sei, der seinen verdienstvollen, einzigen Sohn, welcher so lange Jahre für ihn und die Familie gearbeitet hatte, in die weite Welt jagte. Wie gut sein Herz seyn müsste, erkannt' er hiebei aus dem Kummer, womit er an den üblen Ruf und an die auſserordentliche Verlegenheit dachte, in die der Alte unausbleiblich gerathen müſste; aber einmal wollt' es dieser nicht anders haben, und der Sohn konnte nicht helfen.

VI.

Der Einzige in der Familie, der von dem Herzenszustande des jungen Herrn *Stark* zwar nicht völlige Kenntniſs, aber doch ziemlich wahrscheinliche Spuren hatte, war der Schwager, Herr Doctor *Herbst.* Er hatte dem seligen *Lyk*, als Hausarzt, in seiner letzten Krankheit gedient; er wuſste, daſs wegen Handlungsverdrieſslichkeiten groſse Feindschaft zwischen ihm und Herrn *Stark* dem Sohne geherrscht hatte, und er selbst war Vermittler bei der sehr rührenden Aussöhnung gewesen, die vor dem Tode des erstern vorhergegangen war. Bei dieser Aussöhnung, hatte Herr *Stark* dem Sterbenden in die Hand versprochen, daſs er, auf den Fall seines Hintritts, die Witwe mit Rath und

That unterſtützen, und beſonders die Handlungsangelegenheiten, von denen Herr *Lyk* geſtand daſs ſie in nicht geringer Unordnung wären, möglichſt auſs Reine bringen wollte. Dieſes edelmüthige Verſprechen hatte Herr *Stark* mit dem gröſsten Eifer erfüllt: er hatte ganze Monate hindurch jeden Augenblick, den er eigenen Arbeiten hatte abſparen können, den Angelegenheiten der Witwe gewidmet; und ſchon mehrmalen hatte der Doctor, wenn er der ſehr kränklich gewordenen Frau noch ſpät Abends einen Beſuch gab, ihn in voller, eifriger Arbeit über ihren Büchern getroffen. Er hatte bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daſs die wirklich groſsen und liebenswürdigen Tugenden, welche Madame *Lyk* in ihrer jetzigen traurigen Lage ſo viel Anläſse zu entwickeln fand, und welchen er ſelbſt

volle

volle Gerechtigkeit widerfahren lieſs, das Herz des Schwagers nicht ungerührt mögten gelassen haben. Besonders war ihm die Verwirrung und der rasche Unwille aufgefallen, womit einst Herr *Stark* eine ganz unschuldige, mehr im Scherz so hingeworfene Warnung, sich nicht zu verlieben, aufgenommen hatte; auch hatte er viel Licht aus der gleich darauf folgenden dringenden Bitte geschöpft, daſs er doch, um's Himmels willen, von dem ganzen Umgange mit Madame *Lyk*, in den er ja selbst ihn hineingezogen, der Familie, und besonders dem Vater, kein Wort verrathen mögte.

Indessen, so gewiſs, nach der Semiotik des Doctors, dieses Zusammentreffen von Diensteifer, Blödigkeit und Geheimthun auf Liebe hindeutete; so glaubte er's mit dieser Liebe doch keinesweges so weit gediehen, daſs er sie in irgend einiger Verbindung mit dem Entschluſs hätte denken sollen, den ihm jetzt der junge Mann zu seinem gröſsten Miſsfallen kund that. Herr *Stark* verlangte auch über diesen Entschluſs das Geheimniſs; aber dieses schlug der Doctor ihm förmlich ab: er versicherte sich vielmehr sogleich des lebhaftesten Beistandes der Frau und der Schwiegermutter, um den jungen Mann von einem so raschen und für die ganze Familie so höchstnachtheiligen Schritte zurückzuhalten. Daſs es mit diesem Schritte voller Ernst sei; daran konnt' er nach Allem was er sah und hörte, und besonders nach den Briefen, die man ihm vorgezeigt hatte, nicht zweifeln.

Alle Mühe, die man nunmehro vereinigt anwandte, um Herrn *Stark* zu besänftigen und ihn von seinem Vorsatze abzuziehen, war rein verloren. Den Gründen des Schwagers setzte er andere Gründe, den Bitten und Thränen der Mutter die feurigsten Betheurungen der Liebe und des Gehorsams, mit Ausnahme dieses einzigen Puncts, und den abwechselnden Liebkosungen und Spöttereien der Schwester Unempfindlichkeit und Unart entgegen. Man bemerkte, daſs, je mehr man ihn zu beugen und zu erweichen suchte, desto steifer und hartnäckiger er auf seiner Meinung bestand; und so ward denn, in einer geheimen Familiensitzung zwischen Mutter, Schwiegersohn und Tochter beschlossen, daſs man einen ganz andern Weg einschlagen, und da mit dem Sohne nichts auszurichten sei, sein

Heil mit dem Vater versuchen wolle. Man hielt sich versichert, daſs auf das erste freundliche Zureden des Vaters, der Sohn mit Freuden einen Entschluſs würde fahren lassen, wobei er selbst am ersten und am meisten verlieren müſste; auch war man ganz darin einig, daſs der hofmeisternde Ton und die spöttelnde Laune des Alten zuweilen ins Unerträgliche fielen; daſs ein Sohn in männlichen Jahren anders, als im Knaben- und Jünglingsalter müſste behandelt werden; und daſs jeder Mensch seine ihm eigene Sinnesart habe, die man wohl in gewissen zufälligen Aeuſserungen leiten, aber nie im Ganzen und im Wesentlichen umschaffen könne. Der Alte selbst, hoffte man, würde, nach seiner sonstigen Billigkeit und Vernunft, sich hievon leicht überzeugen lassen.

Doch, was die Leichtigkeit des Ueberzeugens betraf, so gerieth man bald wieder in Zweifel. Herr *Stark* hatte der Proben von Steifheit und Unbiegsamkeit des Charakters zu viele gegeben, und man ward daher einig, den Angriff auf ihn ja nicht übereilt und tumultuarisch, sondern behutsam und methodisch zu machen. Die Beobachtungen, nach welchen man den Plan verabredete, waren folgende. Der Alte hegte von dem Verstande und der gesunden Beurtheilung des Doctors sehr vortheilhafte Begriffe; der Doctor demnach sollte zuerst erscheinen, ihm die Entschliefsung des Sohns eröffnen, und ihn von der Nothwendigkeit sowohl als Billigkeit, sein Betragen zu ändern, mit Ehrerbietung, aber auch mit Nachdruck, belehren. — Das Wort der Mutter war in Familienangelegenheiten immer von gröſstem Gewicht gewesen, und schon oft, obzwar nie in einem so kitzlichen Falle, war ihren dringenden Vorstellungen, wenn auch mit einigem Kopfschütteln, nachgegeben worden; die Mutter also sollte nach dem Doctor hereintreten, und wenn die Vernunft des Alten schon wankte, den Widerstand seines Herzens durch Bitten, und allenfalls auch durch Thränen, zu brechen suchen. — Von der Tochter wuſste man, daſs sie mit ihren Schmeicheleien und Einfällen eine wunderbare Gewalt über den Vater hatte, und daſs sie, wegen groſser Uebereinstimmung ihrer eigenen Gemüthsart mit der seinigen, sich in allen Krümmungen und Wendungen seiner Laune geschickt ihm nachzuschmiegen, und ihn fast immer zu ihrer Absicht herumzuholen wuſste; die Tochter also sollte zuletzt erscheinen, und dem durch Mann und Mutter schon ganz erschöpften und abgematteten Eigensinne des Alten den letzten Gnadenstreich geben.

Bei diesem ganzen schönen Entwurfe, äuſserte bloſs die Mutter noch etwas Furcht; der Doctor hielt sich, unter göttlichem Beistande, guten Erfolgs versichert; und die Tochter vollends vermaſs sich mit groſser Freudigkeit, daſs keine — wenn nur erlaubte und ehrliche — Sache in der Welt seyn muſste, wozu sie ihren lieben, alten, seelenguten Vater nicht hinschmeicheln oder hinbitten wollte. Doch säumen, meinte sie, müsse man nicht mit dem Angriff; denn der Bruder mache schon allerlei bedenkliche Anstalten, die auf eine nahe Abreise zielten; auch sei nun eben der jährliche Abschluſs der Handlungsbücher geendigt, und dieser Zeitpunct müsse dem Sohn zur Trennung vom Vater nothwendig der schicklichste dünken. Das Scharfsinnige dieser Bemerkung, die den beiden andern entwischt war, ward erkannt und gelobt: ihr zufolge ward nun einmüthig festgesetzt, daſs man gleich den andern Morgen sich frisch an das Werk machen wollte.

VII.

Es war ein Capital zahlbar, und Herr *Stark* saſs vor einem Tische voll Sächsischer, Brandenburgischer, Hannöverischer und Braunschweigischer Neuer Zweidrittelstücke. Er zählte, da der Doctor hereintrat, das angefangene Häufchen von funfzehn Stück geschwind zu Ende, und hieſs ihn dann mit frohem Herzen willkommen. Seine erste Frage war nach ihm selbst, und gleich die zweite war nach den Kleinen.

Die sitzen zu Hause über den Büchern, sagte der Doctor.

Bravo! bravo! die fangen früh an; die werden schon vorwärts kommen. — Und ist denn wirklich Trieb da? ist Kopf da?

So viel ich jetzt noch beurtheilen kann: beides. Ich bin zufrieden mit meinen Kindern.

Ich auch! Ich auch. — Ha, wenn ich die guten Kleinen nicht hätte! Wär' ich nicht da ein armer Mann mit alle dem Bettel? — indem er die Hand verächtlich gegen den Tisch warf. — Für wen in der Welt hätt' ich gesammelt? gearbeitet? Denn mein Sohn da, der Freigeist — —

Eben von dem, bester Vater, mögt' ich mit Ihnen reden.

Sehr gerne. Nun?

Nur müssen Sie auch Geduld haben, mich anzuhören.

Ich habe. — Zeit und Geduld; alles beides.

Sie sind so eingenommen gegen den Sohn. Sie werfen die Schuld seiner Fehler immer auf ihn allein. — Sollt' es nicht vielleicht einen Andern geben, der mit ihm theilte?

Einen Andern? Der möchte mir schwer zu errathen werden. Der ist —?

Ein sonst guter, billiger, vortrefflicher Mann. — Denn um nur Eins zu erwähnen, und eben das was Sie doch am meisten auf ihn verdenken: Ist's so ganz seine eigene Schuld, wenn er noch ledig blieb?

Nun? ist es denn meine?

Ein wenig, dächt' ich.

O ja! Oder wenn's um und um kommt, wohl ganz. — Freilich, so ein Weib, wie man sie jetzt täglich zu seinem Ärger herumflattern sieht; — ein

Weib mit Tausenden, das ihm Tausende durchgebracht hätte, das keinen Ball, keine Redoute versäumt, Triset und Liebesintriguen gespielt, weder Mann noch Kinder geachtet hätte; kurz, Herr Sohn — so ein Weib, wie sie die neueste Modeerziehung ausbrütet, und womit er am Ende wohl gar — mir wird übel und wehe — zu Schimpf und Spott der ganzen Familie, vor's Geistliche Gericht hätte laufen müssen: so eins hätt' er wohl gerne gehabt, von Herzen gerne! Und konnt' ich das zugeben? konnt' ichs recht sprechen, dafs er mit sichtlichen Augen in sein Verderben rennte? — Wenn ich zu ihm sagte: Sieh, Sohn! da ist ein hübsches, stilles, sittsames Mädchen, braver, ehrlicher Eltern Kind; — das wird zwar nur wenig haben, wird vielleicht nichts haben; aber es ist in Gottesfurcht und in Einfalt erzogen: — nimm's! und es wird dankbar gegen dich seyn; es wird *dich* lieben, wird deine Kinder lieben, wird sie erziehen, daſs Gott und Menschen an ihnen Freude haben; wird dir mehr Tausende ersparen, als dir jenes zubringt: — konnt' ich da durchdringen? — Stand er da nicht vor mir — mit einem Gesichte, mit einer Unterlippe — so hängend! so albern!

Sie haben freilich Recht — völlig Recht —

Nun dann!

Aber wenn Sie's auch sonst in Allem, wenn Sie's in jeder erdenklichen Absicht hatten: — in einer einzigen, weiſs ich doch nicht, ob Sie's haben? — Er sagte dies mit einem sehr bescheidnen, beinahe furchtsamen Tone.

Die mögt' ich doch näher kennen. Die ist —?

Ihre ganze Art, wie Sie Sich mit ihm nehmen. Ihr Ton, worin Sie von früh bis in die Nacht mit ihm reden.

Hm! — Aber ich bin nicht unbedeutsam; ich nehme Lehre an. — Wie soll er gestimmt seyn, mein Ton?

Liebreicher, freundlicher, — väterlicher, wenn ich das sagen darf.

Und ist er denn rauh? Ist er stürmisch?

Wenn er *das* lieber wäre! — Dann und wann ein wenig Jähzorn, Unfreundlichkeit, Eigenwillen; wer verzeiht das nicht gern einem Vater, und einem so guten Vater?

Verzeiht das! — Drollicht!

Nur dann wieder Güte, Offenheit, Liebe, Vertrauen! — Aber Ihr schneidender, Ihr empfindlicher Ton — — Hier rückte der Alte am Stutz; und der Doctor fand für gut, etwas lindernde Mittel hinzuzusetzen — — Sie müssen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht, so zu reden; ich sag' es nur im Vertrauen auf Ihre Nachsicht — — Ihre ewig fortgesetzten Spöttereien und Anspielungen, die, gleich kleinen Schlägen, jeder an sich nur sanft sind, aber zu schnell hinter einander und immer denselben Fleck treffend, zuletzt unerträglich werden; — kurz, Ihr Necken; Ihre witzigen Ausfälle — —

Genug! sagte der Alte: genug! Dagegen läſst sich nichts aufbringen. Sie haben Recht.

Und dürft' ich denn also hoffen — ?

Was? — was? — indem er ihn mit ein Paar groſsen und stieren Augen ansah, die den Doctor ganz irre machten: daſs *ich* in *meinen* Jahren mich ändern; daſs ein alter, verwachsener, knotiger Stamm sich nun noch biegen und ziehen sollte? — Das ist unmöglich, Herr Doctor; unmöglich!

Nun ward der Doctor, der es so gut gemeint hatte, auch an *seiner* Seite verdrüſslich. — Sie verfallen schon wieder in Ihren Ton. —

Schon wieder? Und das mit Ihnen, mit dem ich doch sonst eben nicht witzle? — Er sagte das Wörtchen: witzeln, mit einem ganz eigenen Nachdruck. — Nun, Sie sehn dann wohl Selbst: es ist unmöglich, unmöglich! — Gleichwohl — habe ich Mitleiden mit meinem Sohn; und ich komme da eben auf

einen

einen Gedanken — auf einen, glaub' ich, guten Gedanken — den aber nur Sie würden ausführen können.

Nur ich? —

Sie haben mir so eben Ihre groſse Gabe dazu bewiesen.

Wie versteh' ich das? Welche Gabe?

Je, die glückliche Gabe, Fehler zu sehn und zu sagen. Wie, wenn Sie nun gingen, und meinem Sohn auch die seinigen sagten? — denn daſs er ihrer hat, dafür steh' ich. Recht derbe Fehler! — Wenn Sie zu ihm sprächen: „Sie müssen mir das nicht ungütig „nehmen; es geziemt mir freilich nicht „so zu reden; ich sag' es nur im Ver„trauen auf Ihre Nachsicht" — oder wie Sie es sonst herumbringen: wie Sie sonst Ihre Pille verſilbern wollten: — Sie werden ja das wiſſen, Herr Doctor —

Gut! gut! sagte dieſer, und biſs voll Unmuths die Lippen.

Kurz, wenn Sie sprächen: „Die *bewuſste* Unterredung mit unserm Alten „hab' ich gehabt. Es ist doch ein wunderlicher, eigenwilliger, hartnäckiger, „alter Mann. Steif ist sein Rücken, und „steif ist sein Kopf. Beide würden eher „brechen, als biegen. — Wie, wenn „lieber Sie, der jüngere Mann, die Fehler ablegten, die den grämlichen Alten „auf Sie verdrüſsen? wenn Sie, zum „Beispiel, ein gesetzterer Mensch, ein „sparsamerer Wirth, ein aufmerksamerer Kaufmann würden? Ich stünde „Ihnen dann mit meiner Ehre dafür:“ — und hier meine Hand, daſs Sie Ihr Wort nicht bereuen sollten! — „ich

„ständ' Ihnen mit meiner Ehre dafür: „der Alte sollte uns anders werden; er „sollte seinen Sohn lieber haben, als „seinen Witz; er sollte keine gröſsere „Sorge auf dem Herzen tragen, als wie „er den einzigen Erben seines Hauses „und seines Namens glücklich mach„te." — Hier drehte sich Herr *Stark* wieder gegen den Tisch, und griff nach den Beuteln. — Denken Sie der Sache gelegentlich nach! Es ist ein Vorschlag zur Güte.

Ich sehe wohl, sagte der Doctor, der seinen Verdruſs kaum mehr bergen konnte — es ist nichts mit Ihnen zu machen.

Finden Sie das? — Das hat schon Mancher gefunden. Das ist fast immer so mit Leuten, die nach Grundsätzen handeln.

Und so muſs ich's Ihnen denn nur gerade heraussagen. Sie werden erschrecken; aber — — Ihr Sohn — —

Mein Sohn?

Er will *von* Ihnen — will fort!

Dem Alten war jetzt eben ein Zweidrittelstück in die Hände gefallen, das ihm nicht so recht echt schien. Er besah es von vorn und von hinten, warf es auf den Tisch, um den Klang zu hören, und musterte es endlich aus. — Dreizehn, vierzehn, funfzehn. — Will *von* mir? Wohin?

So gelassen dabei? — Aber Sie denken vielleicht: es sei nur Vorwand, nur Kunstgriff. — Ich schwör' es Ihnen dann auf Ehre: er will fort, will nach *Br***, auf nimmer Wiedersehen.

Will er? — Hahahaha!

Sie lachen?

Ueber etwas sehr Lächerliches.

Nun beim Himmel! *So finde ichs* nicht.

Aber ich! — Lieber, lieber Herr Sohn! So etwas für Ernst zu nehmen!

Und wofür sonst?

Für nichtigen, leidigen, elenden Trotz.

Ich fürchte, Sie werden bald anders denken. — Ja, wenn es das erste Mal wäre, daſs er den Einfall hatte! Aber er hatt' ihn schon öfter. — Und so leicht es mir Anfangs ward ihn zurückzuhalten, so schwer ward mir's nachher.

Natürlich! Weil Sie Sich gleich Anfangs zu viele Mühe gaben.

Er geht aber. Denken Sie an mich, lieber Vater! Er geht! — Und nun — was wird die Welt davon urtheilen? Ihr Sohn ist für keinen üblen Mann bekannt, und Sie Selbst werden ihn so nicht bekannt machen wollen. — Ihre Handlung werden Sie fremden Händen vertrauen müssen. Sie sind zu alt und mit andern Geschäften zu überhäuft, um diese Hände genug zu beobachten. — Ihre Frau wird ihren einzigen Sohn — denken Sie Selbst, wie ungern! verlieren; wir Alle —

Ach Thorheit! Thorheit! sagte der Alte, und zählte fort.

Wenn Sie's so ansehen — —

Wie anders?

Ich habe dann das Meinige gethan, und mufs schweigen.

Lieber, lieber Herr Sohn! — und er drehte sich zu einem ernsthaften Gespräch herum, mit bei Seite gelegter Brille. — Ihre Gründe sind gut, sind vortrefflich; aber für wen? Für meinen Sohn, oder für mich? — Wenn *ihn* die Welt als keinen üblen Mann kennt; so hoff' ich sagen zu dürfen: *mich* kennt sie als einen guten. Auf wen wird also der meiste Vorwurf, der meiste Tadel fallen? — Wenn die Handlung zu Grunde geht; wer ist's, der den Schaden trägt? der verliert? Ich, der Greis, der sein Gutes genossen hat und nun auf die Grube geht? oder Er, der Jüngling, der erst genieſsen soll, und — so gerne genieſsen *mag?* — Mit dieser einzigen, ihm ganz zufällig entfahrenen Spötterei, war der Alte auf einmal wieder in voller Laune. — Was? was? fuhr er mit einer Art von komiſchem Unwillen fort: ein Menſch, der nicht das Herz hat, bei einer Frau zu ſchlafen; der hätte Herz, daſs er davon ginge? daſs er ſich auf ſeine eigene Hand ſetzte? daſs er hier Alles im Stiche lieſse? — Ach Thorheit! Thorheit!

VIII.

Madame *Stark*, die schon einige Zeit auf ihrem Posten gestanden hatte, glaubte jetzt eine unglückliche Wendung des Gespräches zu bemerken, und kam herein. Das Mutterherz war ihr übergetreten, und sie hielt das Tuch vor die Augen.

Bist du da, lieber Vater?

Auch die? sagte der Alte in sich, und sah nun im Geist, mit voller Ueberzeugung, auch schon die Tochter kommen. — Ja, wie du siehst, liebe Mutter. — Er stand auf, und ging ihr freundlich entgegen.

Diese Freundlichkeit beunruhigte Madame *Stark*; sie hätte, nach dem

Antrage des Doctors, ihn weit lieber mürrisch und verdrüſslich gefunden. — O ich sehe schon, sagte sie, ich werde wieder einmal vergeblich bitten.

Warum? Weil ich freundlich bin, meinst du? — *Ich* fürcht' es beinahe auch, weil du weinst. — So ein vierzig Jahre mit einander leben, macht doch sehr mit einander bekannt. — Wenn du dein Recht fühlst, weiſs ich, da kommst du so zuversichtlich, so freudig, und ich bleibe dann in meiner gleichmüthigen Ruhe; aber wenn du dein Unrecht fühlst, da beweinst du den schlechten Erfolg, den du voraussiehst, und ich bin dann fein freundlich, um dich zu trösten. — Nun gleich die Probe zu machen: Was giebts?

Dein Sohn will von dir — fuhr sie mit groſser Wehmuth heraus.

Wenn er *will*: — — du weiſst, er ist kein Jüngling mehr; er ist Mann.

Freilich! Freilich! Und eben darum — —

Richtig! — Eben darum muſs er wissen, was er zu thun hat.

Aber ihn verlieren zu sollen! —

Das *ist* nicht anders. Söhne gehn in die Welt.

Wenn du nur mit ihm reden, nur ein einziges Mal mit ihm freundlich seyn, ihm dein Wort geben wolltest — —

Wie? — wie? — Nun da sieh einmal, Mutter! Sieh, wie Recht du hast, daſs du weinst! — Ich mein Wort gegeben? ihm? Und worüber? — Der junge Mensch, seh' ich, wird mir fein aufsätzig, fein trotzig; es verdreuſst ihn, einen so wachsamen Beobachter, einen so beschwerlichen Erinn'rer zu haben; er mögte gar zu gern den Mund gestopft wissen, aus dem er so unangenehme Wahrheiten hört; er macht da Plänchen, mich in Furcht zu setzen, in Respect zu erhalten; er mögte mir — wie heiſst doch die Redensart? — er mögte mir Brillen verkaufen. Eben jetzt hat er da eine fertig, wovon er glaubt, daſs sie mir unvergleichlich stehen müſste; und da kommst du nun, und bittest mit heiſsen Thränen, daſs ich die Nase hinhalten soll, um sie mir aufsetzen zu lassen. — Sage: ist das recht, Mutter? Ist das vernünftig?

Sie hören! sagte die Alte, und streckte die Hand mit dem Tuche gegen den Doctor. — So hat er es immer mit mir getrieben! *Das* gelt ich bei ihm! *Das* bin ich ihm werth! — So hab' ich mich von jeher müssen verächtlich machen und miſshandeln lassen.

Herr *Stark* bat, daſs sie schweigen mögte; denn das Jammern sei ihm in der Seele zuwider, und Unvernunft hör' er nicht gerne; aber er bat umsonst, und er hätte selbst können schweigen. Endlich besann er sich, daſs er ja auf dem einen Ohre taub sei, und daſs er über das andre nur den Stutz ziehen durfte: was er denn unverzüglich that, und sich gemächlich wieder an seine Arbeit setzte.

IX.

Wo sind sie denn? rief die Doctorinn, indem sie den Kopf zwischen die Thürflügel steckte. — Ei sieh! Alle hier bei dem Vater? — Guten Morgen! guten Morgen!

Schon so frühe? sagte der Alte. Vor Fische?

Ich hatte einzukaufen, muſste vorbei. Husch flog ich herein, um meinem Väterchen einen guten Morgen zu sagen. Denn ich weiſs, er sieht mich so gerne. Nicht wahr?

Als ob das noch Fragens brauchte!

Wenn ich nicht so ganz zufällig käme, so hatte mich eins von den Kleinen begleitet; das, was am artigsten oder am fleiſsigsten gewesen wäre. — Ich küsse Ihnen in Aller Namen die Hand.

Danke, Danke. — Er sah sie bedenklich, aber nicht mißtrauisch an. — Du thust ja heut auſserordentlich freundlich?

Ich thäte nur so? Ich bin's.

Und hast hier noch niemand gesehen? — Deinen Mann nicht?

Den wohl. Am Theetisch.

Deine Mutter noch nicht? — Sie log, mit einem Kopfschütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen. — Dann ist's aber nicht artig, ihr nicht die Hand zu küssen.

Ach verzeihn Sie! sagte die Tochter, und küſste ihr, seitwärts lachend, die Hand.

Deinen Bruder wohl noch vielweniger? —

Gesehn; aber kein Wörtchen mit ihm gesprochen. Er lief mir da mit einem Gesichte vorbei, mit einem Gesichte! — Huy, dacht' ich, was kümmern mich deine Gesichter? Lauf immer! — Aus meinem guten Humor bringt mich kein Mensch. Denn Sie wissen wohl: ich bin ganz Ihre Tochter.

Bist du? sagte der Alte, und lachte mit innigem Wohlbehagen.

Immer munter, immer fröhlich und guter Dinge. Wer's nicht *mit* mir ist, mag seine Launen für sich behalten. Oder wenn ich mich ja mit ihm abgebe, so geschieht es nur, um ihn auszulachen. Da, *der* Herr — indem sie mit dem Finger auf den Doctor wies — hat die Erfahrung.

Närrisches Weib! sagte dieser. *Hab'* ich denn Launen?

O, du hast! hast! du bist Mann. — Aber doch wirklich, mein lieber Vater; nahe geht's mir, daſs ich den Bruder immer so unlustig sehe. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre glücklich. — Ich *meiner* Seits, wenn ich dazu helfen könnte — ich thäte Alles.

Doch? Thätest du Alles? — Jaja! — Er war aufgestanden, und packte die Beutel zusammen.

Wollen Sie denn fort, lieber Vater?

Ich bin fertig. —

Aber Sie könnten doch noch immer ein wenig bleiben.

Wozu? — Er gab ihr einen scharfen, bedeutenden Seitenblick, und drohte ihr mit dem Finger. — Weib! Weib! du hast mit deinem Mann gesprochen, hast mit deiner Mutter gesprochen, hast mit deinem Bruder gesprochen

Sie meinen: heut? hier im Hause? — Nein wahrlich! Mit Mann und mit Bruder kein Wort.

Also doch mit der Mutter!

Nun? Wäre denn das nicht recht?

Gar sehr. — Aber da kommst du nun mit eben der Bitte, wie sie; nur anders eingekleidet, versteht sich. Was *sie* tragisch gesagt hat, das willst *du* komisch sagen. — — Geh! geh! Mit denen da ward ich fertig; aber mit dir — —

Da getraun Sie Sich nicht?

Aus Ursache. — Denn sieh! wenn *du* bittest, da bitten gleich alle deine Kinderchen mit; und das mögte mir denn zu viel werden. — Geh!

O, nun — nun kommen Sie mir gewiſs nicht von dannen. Oder wenn

Sie gehn, lauf' ich nach. — Gutes, liebes, bestes Väterchen — —

Schmeichlerinn!

Schmeichlerinn? — Das bin ich nur dann, wenn Sie Sich nicht erbitten lassen.

Nun, was willst du? Nimm Alles! — Er hielt ihr beide Geldbeutel hin.

Nicht doch! Geben sollen Sie nichts. Keinen Heller.

Aber eine Thorheit begehn, für die ich hinterdrein, um sie *nicht* begangen zu haben, das Zwiefache, Dreifache gäbe.

Thorheit, sagen Sie? Lieber Gott! — Als ob's Thorheit wäre, einmal recht gütig, recht liebreich zu seyn! — Sie sind das gegen *mich*: sind's so sehr, seyn Sie es um meinetwillen auch gegen den Bruder! — Um meinetwillen! Denn

Sie helfen mir da von der unangenehmsten Empfindung, die ich nur kenne. — Er beneidet mich — ich habe das mehrmalen bemerkt; — er hat allerhand kleinen Argwohn, daſs ich Ihrer wohlthätigen Zärtlichkeit miſsbrauche: und fast — wenn man bloſs nach dem Scheine geht — hat er Ursache dazu. Denn sagt er nicht eben so gut Vater, als ich, und genieſst doch so viel weniger Liebe?

Er von der Mutter, und *du* vom Vater. So ist's in der Ordnung.

Nein, ich bitte; bitte, so sehr ich kann: Machen Sie, daſs er bleibt! daſs er nicht fortgeht!

Kann *ich* ihn halten?

Mit einem einzigen guten Worte.

Hm! — Das, meinst du, soll der Vater dem Kinde geben!

Gut heiſst freundlich, nicht bittend. — Wahrlich, er hat Gefühl, er ist dankbar. Er wartet nur auf die erste Eröffnung des väterlichen Herzens, und Sie haben den besten Sohn von der Welt. — Wenn er nun glauben müſste, daſs ich seine Entfernung zu seinem Schaden nutzte? daſs ich Ihnen für mich und meine Kleinen abschmeichelte, worauf wir zwar Alle kein Recht haben, was aber doch *ihm* eben so gut zukommen würde, als *mir*? — Sie wissen, daſs das nicht *ist*, und daſs ich dessen ganz unfähig bin; aber er würd' es doch glauben: er würd' es ganz sicher glauben; und meine Empfindung dabei — — Sie hatte Thränen im Auge.

Diese Beweise von Zartgefühl, Schwesterliebe und Uneigennützigkeit, deren Wahrheit auſser Verdacht war, freuten den Alten innigst, und er sah sie mit groſser Zärtlichkeit an. Er glaubte, nicht bloſs sein Fleisch und sein Blut, sondern auch sein Herz und seine Seele in ihr zu finden.

Liebes, gutes, bestes Väterchen, fuhr sie fort, und nahm Alles zusammen, was sie im Tone Süſses und in der Miene Liebkosendes hatte — alle meine Kinderchen bitten mit. Könnten Sie's abschlagen?

Je nun, sagte der Alte, und fuhr sich mit den Fingern ein paar Mal über die grauen, etwas naſs gewordenen Augenwimper — dran werd' ich schon müssen. Ich will mit ihm reden.

Gewiſs? gewiſs?

Ja doch! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Und bald?

So bald sich's thun läſst. In diesen Tagen.

Ein Mann, ein Wort? Schlagen wir ein?

Da! — so freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Sie lächeln aber so *in* Sich. Worüber?

Ach — über mich selbst. — Laſs das gut seyn! — Er hatte schon ungefähr die Art, wie er sich nehmen muſste, im Kopfe, und lächelte fort bis zur Thüre.

Armer Mann! sagte er noch, im Vorbeigehen, zum Doctor: Sie sind gewaltig betrogen. Sie forderten von mir eine Frau, und ich habe Ihnen eine Schlange gegeben.

X.

Nun? triumphirte die Doctorinn, als der Vater hinaus war: hatt' ich nicht Recht, liebe Mutter? War's des Schrekkens und des Aufhebens werth? — So ein kleiner Zwist in einer Familie gemahnt mich, wie ein Feuer in einer Brandmauer. Das brennt schon aus, ohne Lärmschlagen.

Und du glaubst dich am Ende? sagte der Doctor.

Völlig. Völlig. Der Vater hält Wort.

Er müfste erst mehr versprochen haben. — Aber gesetzt auch, dafs du zu deinem Zweck kommst, und dafs der Bruder für diesmal bleibt — —

Für diesmal? Warum denn nicht immer?

Wird er von seinen Schwachheiten lassen? Wird der Vater von seinem Eigensinn lassen?

Niemals! niemals! seufzte die Mutter.

Schwerlich! stimmte die Tochter mit ein.

Und also! Was sind wir weiter gekommen? — Wir wollten die inneren Ursachen der Uneinigkeit heben, wollten die Quellen des Uebels verstopfen; und da uns nun das nicht gelang — da stellen wir uns hin, und pinseln und pflastern an einem Geschwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird. — Das ist falsche Heilart, fuhr er mit Kopfschütteln fort, wovon ich bei Zeiten zurücktrete, und sie dir allein überlasse.

Klug! klug und gelehrt! sagte die Frau. — Aber auch Pfuscherarbeit wird manchmal gute Arbeit. Laſs *mich* nur machen!

Wie aber, wenn du ein Meisterstück machen könntest?

Ein Meisterstück? — Nun?

Er ging mit einem Blick voll Miſsmuths umher, und rieb sich die Stirne. — Ach, es *ist* nicht zu machen. Es ist ein frommer Wunsch, weiter nichts. — Heirathen, heirathen müſste der Bruder. Ein kluges, sittsames, zärtliches Weib müſst' er nehmen.

So eins, wie *du* hast. Nicht wahr? — Sie sah ihm freundlichlächelnd unter die Augen.

Nun ja! Und wenn auch nur *so* eins — —

Boshafter! —

Er bot ihr liebreich die Hand, und

zog sie in seine Arme. — So ein Weib würd' ihn zu Hause bei seinen Geschäften halten: denn zu Hause wäre ja sie; es würd' ihm alle die Vergnügungen, denen er jetzt nachläuft, verleiden; denn bei ihr fänd' er ja beſsre; es würd' ihn von den kleinen Thorheiten des Putzes und der Modesucht abziehn; denn man putzt sich ja nicht für die Seinigen, nur für die Welt. —

Er fand den gröſsten Beifall mit dieser Rede. Die Frau liebkoste ihm, und die Schwiegermutter ertheilte ihm Lobsprüche.

Alle Quellen des Miſsvergnügens wären dann auf einmal verstopft. Der Vater und wir alle wären zufrieden. — Ja, wenn es möglich wäre, fuhr er mit einer Art von Begeisterung fort, indem er lebhafter umherging — wenn er möglich wäre, daſs er die Witwe — die gute Witwe — —

Hier flogen beide Frauenzimmer zu ihm hinan, und brachten ihm ihre Gesichter so nahe, daſs er erschrack und zurücktrat. — Was ist denn? Was hab' ich gesagt? fing er an.

Die Witwe! riefen sie beide aus Einem Munde. — Sprachen Sie nicht von einer Witwe, Herr Sohn? — Erwähntest du nicht einer Witwe, mein Bester? — —

Der Doctor war unzufrieden, daſs er sich mit seinem Geheimniſs so bloſs gegeben, und versuchte sein Möglichstes, um es noch festzuhalten. Er war durchaus nicht zu bewegen, daſs er es im Ganzen hätte herausgeben sollen. Indessen riſs, durch das ewige Fragen, bald die Frau, und bald die Schwiegermutter, ein Stück davon ab; und so bekamen sie endlich so viel davon in die Hände, daſs er nicht absah, warum er den unbedeutenden Rest nicht noch freiwillig dazu geben sollte. Ueberdies hatte man ihm das heiligste Stillschweigen gelobt, und Mutter und Tochter hatten einander selbst recht inständig darum gebeten. —

Jetzt, da die Frauenzimmer ihr Geheimniſs zu berichtigen anfingen, fand sich, daſs sie sehr wenig daran erbeutet hatten. — Die Witwe hatte Kinder — war ohne Vermögen — war nicht mehr jung: — ihr vier oder fünf und zwanzigstes Jahr mogte sie immer schon zurückgelegt haben; — der Liebhaber schien noch gar nicht entschlossen; — der Vater hatte Vorurtheile gegen die Frau; — ihn von Vorurtheilen zurückzubringen, war immer sehr schwer, fast unmöglich: — alle diese Umstände lieſsen von der Liebe des Sohns, wie aufrichtig und zärtlich sie übrigens seyn mogte, keine Heirath, und noch weniger von so einer Heirath eine feste Grundlage für die Ruhe und Zufriedenheit der Familie hoffen. Man war also wieder in gleicher Verlegenheit, als zuvor.

Indessen tröstete sich die Doctorinn mit dem Gemeinspruche: daſs der Mensch nicht zu weit vorausdenken, und wenn nur seine nächste Aussicht nicht trübe und gewitterhaft sei, sich beruhigen müsse. Voller Friede, meinte sie, sei wohl freilich das Beste; aber auch Waffenstillstand — und diesen wenigstens glaubte sie für die Familie bewirkt zu haben — sei schon nicht zu verachten.

XI.

Abends bei Tisch erlitt der Muth der Frau Doctorinn, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unsanften Stoſs. Es war Donnerstag, wo, nach der Regel, das ganze *Herbstische* Haus, bis auf das kleinste Enkelchen herunter, bei dem Alten versammelt, und dieser dann gemeiniglich sehr vergnügt und beredt war. Eins der ersten Gespräche pflegte von denjenigen Kranken des Doctors zu seyn, die der Alte, wenn auch nur von Ansehen, kannte, und an denen er, theils dieser Bekanntschaft wegen, theils weil sie Kunden seines Schwiegersohnes waren, viel Theil nahm.

Diesmal fragte er besonders nach einem gewissen Herrn *Heil*, einem Manne von mittlern Jahren, der eine starke Familie hatte.

Ach, *der!* ſagte der Doctor: der ist schon völlig auſser Gefahr.

Doch? Das ist mir eine sehr liebe Nachricht! — Der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur sehr wenig Vermögen da seyn: was wär' aus den vielen lieben Kindern geworden? — Es ist übrigens ein so rechtlicher, ein so stattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. — Aber — wenn ich nicht irre, so sagten Sie ja nur noch vorgestern: er sei der Schlimmste von Ihren Kranken; es sei Ihnen ganz bange um ihn?

Da stand's auch mit ihm soso. Er lag da eben in einer Krisis.

Was heißt das? — Krisis! — Das Wort, deucht mir, hab' ich schon öfter gehört.

Das Wort ist griechisch, mein lieber Vater.

Ei meinetwegen arabisch! Ich möchte den *Sinn* davon wissen. — Ihr Herren nennt immer Alles mit fremden Namen; wozu das? — Eine deutsche Krankheit wird doch keine griechischen Zufalle haben?

Aber Zufalle, die sich zu deutsch nicht so kurz wollen sagen lassen. — Krisis nennt man bei hitzigen Fiebern die letzte, starkste Anstrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen.

Gekochter Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte langsam, und wiegte mit dem Kopf vor sich hin. — Das ist nun deutsch; in der That!

Deutsch, wie Griechisch. Nicht wahr?

Beinahe. —

Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn sie sich von den gesunden Säften, denen sie beigemischt war, schon so abgesondert hat, daſs der Körper sich ihrer entschütten, oder wo nicht völlig entschütten, sie doch nach auſsen hin absetzen kann. — Hat die Natur zu dieser Wirkung noch Kraft, so genest der Kranke; hat sie keine, so stirbt er. — So lange nun dieses glückliche oder unglückliche Bestreben der Natur fortdauert, sagt man von einem Kranken: er sei in der Krisis.

Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun versteh' ich. — Und so kann man denn auch in einer Krisis, wo es sich mit der Krankheit bessert, so herzlich krank seyn?

Nicht anders. — Während der ganzen Zeit, da die Materie gekocht, und dadurch die Krisis vorbereitet wird — Sie verstehn mich nun schon — —

Vollkommen.

Während dieser ganzen Zeit ist die Krankheit im Wachsen, im Zunehmen; und kurz *vor* der Krisis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten, pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entstehen, die das Uebel auf seinen höchsten Grad treiben, und die man füglich einen kritischen *Tumult* nennen kann.

Bewahre Gott! rief der Alte, der einst einen Tumult erlebt hatte, und vor dem Worte erschrack.

Nicht doch! — Helfe Gott! mufs man sprechen.

Was? Helfe Gott! zu einem Tumulte? — Doch freilich; wenn's mit dem Bewahren zu spät ist, da hat man schon Recht, dafs man um's Helfen bittet. — Und die Hülfe kommt denn wohl durch den Doctor; nicht wahr?

Der kann dabei wenig, sehr wenig. Das Meiste und das Beste mufs die Natur thun.

So! — Aber der Doctor nimmt doch sein Geld; und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, dafs er zur Hand wäre, und mit Allem, was er von Pulvern und Mixturen nur auftreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um desto eher Frieden zu stiften.

Die Anwesenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft saſs — und am meisten lachte der Doctor. — Sie waren mir ein trefflicher Arzt, lieber Vater. Wissen Sie, daſs Sie durch Ihre zu groſse Thätigkeit, die Krisis stören und dadurch den Kranken in's Grab bringen könnten?

Ei wie so? Das mögt' ich doch ungern. Der arme *Heil!*

Eine gestörte Krisis zieht immer entweder schleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödtliche Versetzungen nach sich, die wir abermals mit einem griechischen Worte Metastasen nennen.

Genug! genug! sagte der Alte: kein Griechisch weiter! — Ich merke wohl, Ihr Herrn macht's Euch bequem, deckt euren Kranken fein warm zu, und gebt mit untergeschlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will.

Viel besser ist's wirklich nicht. Ich gesteh' es Ihnen.

Je nun — Wenn's so am sichersten oder am heilsamsten ist, ist's am besten. — Er saſs hier einen Augenblick nachdenkend, und spielte mit seinem Teller. — Lieb ist mir's denn doch, daſs ich bei *der* Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritischer Tumult muſs behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinfaltigen Streich können machen.

Wie so? fragte der Doctor.

Ich hätte mich können verführen

lassen, mitten in einer Krisis die Cur zu versuchen.

Sie? fragte der Doctor noch einmal.

Der Alte schwieg; aber ein bedeutender, lächelnder Blick, den er nicht sowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf wo dieser saſs, lieſs den drei Verbündeten keinen Zweifel, daſs er mit seinen Reden auf den Zustand des Sohnes ziele: nur, wie er ihn in diesem Zustande zu behandeln denke, das blieb ein Räthsel. Nach Tische rieth man und rieth; aber mit allem Rathen ward die Neugier mehr gespannt als befriedigt. Endlich that die Doctorinn, die gewissermaſsen das Orakel der Familie war, und die seit dem Siege von diesem Morgen noch an Ansehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorschlag, daſs man sich für itzt den

Kopf nicht weiter zerbrechen, sondern die eigne Erklärung, die der Vater durch sein Betragen geben würde, ruhig abwarten solle: ein Vorschlag, den Mutter und Mann höchlich billigten; denn daſs diese Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverlässig seyn muſste, sprang in die Augen.

XII.

Herr *Stark*, der Sohn, war mit seinen Anstalten zur Abreise bis auf's Einpakken fertig; er war nur noch unschlüssig, *wie* er Abschied nehmen sollte? Heimlich sich aus dem väterlichen Hause wegzuschleichen, in welchem er kein anderes Andenken, als an geleistete gute Dienste, zurückzulassen sich bewuſst war, fiel ihm nicht ein; auch legte ihm sein Herz die Verbindlichkeit auf, eh' er ginge, seinem Vater für die erhaltenen vielen Liebesbeweise so ehrerbietig als zärtlich zu danken. Er hatte sich eine Art von Anrede ausgedacht, die dem Alten gleich sehr die Festigkeit und Unabänderlichkeit seines Entschlusses, als die rechtschaffnen, kindlichen

Gesinnungen eines Sohnes beweisen sollte, den er so hartherzig aus seinem Hause stieſse. Die Ausdrücke, womit er besonders den letzten Zweck zu erreichen hoffte, waren die gewähltesten, die er hatte finden können; und beim Zusammensetzen derselben war ihm eine Menge Thränen entflossen, die insoferne wahre Freudenthränen waren, als sie ihm für unverkennbare Beweise des vortrefflichsten Herzens galten. Indessen ward, schon bei dieser Vorbereitung, dem jungen Manne immer bänger und ängstlicher, je lebhafter in seiner Einbildung die Züge des ehrwürdigen väterlichen Gesichts hervortraten; und als er sich endlich zusammennahm, um wirklich sein Wort an den Mann zu bringen, so gerieth das so äuſserst übel, daſs der Alte keinen geringen Schreck davon hatte.

Die ersten Worte der Anrede: „Mein „lieber" — kamen so ziemlich heraus, und ein Mann von etwas schärferm Gehör, als Herr *Stark*, mögte sie haben verstehen können; dann aber gerieth der Redner plötzlich in so ein Stottern, Zittern und Erblassen, daſs der Alte, der von den Ursachen dieser Erscheinung keinen Verdacht hatte, mit groſser Beängstigung auffuhr, dem Sohne kräftigst unter die Arme griff, und durch sein Rufen um Hülfe das ganze Haus auf die Beine brachte. Das eigne Zittern, das bei dieser Gelegenheit den Alten befiel, die Eile und Sorgfalt, womit er selbst einige dienliche Arzeneien, mit Allem was zum Einnehmen nöthig war, herbeischaffte, und die unablässigen liebreichen Fragen: wie dem Sohne jetzt sei? und wie der Zufall ihn angewandelt? machten es diesem, der nicht wenig dadurch gerührt ward, unmöglich, von dem eigentlichen Grunde der Sache nur Ein Wort zu erwähnen. Lieber bestätigte er den Alten in der Voraussetzung, daſs eine Lieblingsspeise, wovon des Mittags zu reichlich genossen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden, Zufalle Schuld sei, und lieſs sich eine lange, nachdrückliche Ermahnungsrede gefallen, deren Inhalt das Lob der Mäſsigkeit war.

Da er wohl sah, daſs es mit dem mündlichen Vorträge durchaus nicht gehen würde, so entschloſs er sich nun, zu schreiben, und eh' er in den Wagen stiege, den Brief an Monsieur *Schlicht*, einen alten invaliden Handlungsdiener, zu geben; der, nach geschwächtem Gesicht und Gedächtniſs, in dem Hause des Herrn *Stark* eine Art von Haushofmeister vorstellte, sich zu allerhand kleinen Geschäften willigst gebrauchen lieſs, und, trotz seines wunderlichen Wesens, das Vertrauen der Eltern, aber noch mehr der Kinder, in hohem Grade besaſs. —

Ein andrer peinlicher Abschied, den Herr *Stark* unmöglich anders als persönlich nehmen konnte, weil ein schriftlicher, nach dem bisherigen engen Verhältniſs, allzukalt würde geschienen haben, war der von der Witwe.

Die gute Frau befand sich eben in einer sehr beunruhigenden Lage. Ein harter, ungestümer Gläubiger, der an das *Lykische* Haus eine zwar nur unbeträchtliche Foderung hatte, bestand durchaus auf Befriedigung; aber die Casse hatte schon zu ansehnliche Zahlungen geleistet, um auch noch diese leisten zu können. Die Witwe wuſste, daſs, wenn alle auſsenstehenden sichern Schulden eingegangen und dadurch die fremden Forderungen völlig getilgt wären, ihr nur wenig zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Fortkommen übrig bliebe; sie wuſste, daſs auch dieses Wenige unausbleiblich verloren gehen, und zu dem Elende der Armuth noch die Schande eines öffentlichen Bruchs hinzukommen würde, wenn das Beispiel von nur Einem Gläubiger alle übrigen ermunterte, ohne Zeitverlust auf sie einzubrechen. Der natürlichste Weg, aus dieser Verlegenheit herauszukommen, war der, sich an ihren so dienstfertigen und zu Diensten dieser Art durch sein Ehrenwort sogar verpflichteten Freund zu wenden; auch konnt' es kein Hinderniſs für sie seyn, daſs die Entdeckung ihrer Noth in der

That nur eine versteckte Bitte um thätigen Beistand war: denn niemand wuſste so gut als Herr *Stark*, daſs bei den Vorschüssen, die er ihr etwa machen könne, nichts zu verlieren stehe. Sie setzte sich also nieder, ihn um seinen freundschaftlichen Rath zu ersuchen; allein sie brachte kein Wort aufs Papier: ein noch nie gefühlter, unüberwindlicher Widerwille zwang sie, von ihrem Schreibtische wieder aufzustehen. So ging es ein, so ging es mehrere Male.

Endlich fiel natürlicher Weise die Aufmerksamkeit der Witwe von ihrer äuſsern auf ihre innere Lage; sie befragte sich selbst wegen der Ursache eines Widerwillens, den wenigstens ihr Freund durch sein Betragen nicht verschuldet haben konnte, da er immer die Güte und die Gefälligkeit selbst gewesen. Sollte sie die Schuld etwa bloſs in ihrer Bescheidenheit, in dem Gefühle suchen, daſs es empfangene Freundschaftsdienste sehr schlecht erkennen heiſse, wenn man so leichtsinnig bereit sei immer neue zu fordern? Ihr innres beſs'res Bewuſstseyn überzeugte sie, nicht zwar von der Falschheit, aber doch von der Unzulänglichkeit dieser Erklärung. Sie ward endlich zu einem Geständniſs genöthigt, welches ihr, so einsam sie war, vor Scham das Blut in die Wangen jagte; zu dem leisen, unwillkommnen Geständniſs: daſs sie ihren Freund mit etwas zärtlichern, als bloſs freundschaftlichen Augen betrachte, und daſs sie nur darum, weil sie ihn liebe, ihm so ungern in ihrer Blöſse erscheine. Ihre nach Entschuldigung umherspähende Selbstliebe fand indessen den Grund dieser Leidenschaft —

die

die sie zwar aufs äuſserste bekämpfen zu müssen einsah — nicht allein verzeihlich, sondern selbst lobenswürdig: dankbare Empfindungen, und mehr noch für die ihren kleinen Waisen erwiesene Liebe und Achtung, als für alle ihr selbst erzeigte groſse, nie zu vergeltende Gefälligkeiten, hatten ein Herz verstrickt, das sich noch immer jeder guten und edlen Empfindung ohne Rückhalt hingegeben hatte.

Diese nur eben geendigte Selbstprüfung gab der Miene der Witwe, als Herr *Stark* hereintrat, eine Schamhaftigkeit und Verlegenheit, ihrem Tone eine Sanftheit und Weichheit, wodurch sie einem Manne, der ihr ohnehin schon so sehr ergeben war, äuſserst reizend erscheinen muſste. Er forschte nach der Ursache ihres kränklichen Aussehens und ihrer Blässe; sie schlug voll Verwirrung die Augen nieder: — Er bat, wenn sie irgend einen geheimen Kummer nähre, sich ihm mitzutheilen, und seine Dienste, falls er ihr nützlich seyn könne, nicht zu verschmähen; sie dankte ihm mit inniger Rührung, aber ohne den Muth zu haben, mit ihrem dringenden wichtigen Anliegen herauszugehen: — Er gestand ihr die Absicht worin er komme, und daſs er nicht lange mehr so glücklich seyn werde, ihr seine Dienste persönlich anzutragen; sie war sichtbar erschrocken, forschte nach den Ursachen eines so unerwarteten Entschlusses, bat ihn, wenn es irgend möglich sei, davon abzustehen, und klagte, da ihr Bitten vergeblich war, mit nassen Augen ihr Schicksal an, das sie, nach so mancherlei harten Prüfungen, nun auch ihres besten, ihres einzigen Freundes beraube. — Ohne Zweifel hatte das unglückliche Verhältnifs mit ihrem Gläubiger, aus welchem sie nun durch Herrn *Stark* herausgerissen zu werden nicht mehr hoffte, oder doch, bei seinen jetzt eintretenden eignen Bedürfnissen, auch nur von fern darauf anzutragen nicht die Dreistigkeit hatte, den gröfsten Antheil an ihrer Wehmuth; Herr *Stark* indessen, der von jenem Verhältnifs nicht im mindesten unterrichtet war, konnte unmöglich anders, als ihre Rührung ganz auf Rechnung ihrer innigen Dankbarkeit, ihrer zärtlichen Freundschaft setzen: und durch diesen Irrthum stieg seine eigne Rührung zu einem so hohen Grade, dafs er, nach mehrern fruchtlosen Versuchen ein Lebewohl hervorzustammeln, und nach nur Einem, aber desto heifserm, Kusse auf ihre Hand, sich eiligst von ihr losreiſsen muſste.

Er segnete, indem er auf die Straſse hinaustrat, die schon eingebrochne Dunkelheit, die es ihm erlaubte, unbemerkt hinter seinem Tuche zu weinen. Dann erlauschte er vor dem väterlichen Hause den Augenblick, wo er ungesehen in sein Schlafzimmer entschlüpfen konnte, warf sich, nur halb entkleidet, aufs Bette, und erleichterte sein gepreſstes Herz durch Seufzer und Thränen. Er ward von mancherlei zärtlichen Wünschen, von mancherlei schmeichelhaften Hoffnungen bestürmt; aber endlich gelang es ihm, durch die Rückerinnerung an seine ausgestandenen Leiden, sie alle von sich zurückzuweisen, und dadurch eine Seelenstärke und Entschloſsenheit an den Tag zu legen, wie er sie, nach der sonstigen Weichheit seines gar zu guten Charakters, in sich selbst kaum gesucht hatte. Er sprang auf, zog noch diesen Abend den Reisecoffer aus seiner Kammer, öffnete Kasten und Schränke, und belegte alle Stühle mit Wäsche und Kleidungsstücken, um sie am folgenden Morgen beim Einpacken sogleich zur Hand zu haben.

Nein! sagte er, während dieser Arbeit, zu sich selbst: wer nicht die Kraft hat, sich fest und unwandelbar zu entschliefsen, der bleibt, was er zu bleiben werth ist: ein Sclave. — Ich habe angefangen; ich mufs hindurch. — Mag es doch mein Vater nun mit Andern versuchen! Mag er es doch erfahren, was für ein Unterschied zwischen einem Diener und einem Sohn ist!

Mag er es doch erfahren, und mich zurücksehnen so viel er will! Ich werd' ihm nicht kommen. — Hab' ich denn sonst keine Pflichten zu erfüllen, als nur gegen ihn? keine gegen mich selbst? —

XIII.

Laſs Er's doch gut ſeyn! ſagte der Alte zu Monſieur *Schlicht*, als ihm dieſer in voller Beſtürzung die auf dem Zimmer des Sohns gemachte Entdeckung mittheilte, und nicht fertig werden konnte, das Haus ſeines guten alten Wohlthäters zu bejammern, wenn er mit dem jungen Herrn ſeine erſte und feſteſte Stütze verlieren ſollte. Er ſah es in Gedanken ſchon von allen Seiten baufällig werden und in Trümmer zerfallen.

Hat nichts zu ſagen! meinte der Alte, der ſich hinſetzte, um für ſeinen Sohn einen offnen Wechſel zu ſchreiben.

Nichts zu ſagen! erwiederte *Schlicht*, und war unſchlüſſig, ob er über die

Gleichgültigkeit des Alten mehr erstaunen oder sich ärgern sollte. — Nichts zu sagen, Herr *Stark?* So erwägen Sie doch — —

Daſs dich! rief hier der Alte: — da muſs ich nun den Wechsel, der beinahe schon fertig war, wieder zerreiſsen, und einen andern anfangen. — Kann Er denn keinen Augenblick schweigen? Ist Ihm denn das Plaudern so zur andern Natur geworden? —

Monsieur *Schlicht* hatte das Eigne, daſs er die Wörter: Plaudern und Schweigen, wenn sie mit Beziehung auf ihn selbst gesagt wurden, gar nicht hören konnte, ohne miſslaunig und stöckisch zu werden. Er hatte, in jüngern Jahren, sich lange und viel in der Welt umhergetrieben; hatte, wie er immer zu rühmen pflegte, seine Augen nie in die Tasche gesteckt; und wenn andre Leute sich Einsichten und Erfahrungen gesammelt hatten, so hatt' *er's* wohl auch. Ein solcher Mann, meinte er, mufste Freiheit zu reden haben, oder es hätte sie niemand, und alle Welt mufste schweigen.

Er kehrte kurz um und wollte fort, als Herr *Stark* ihm ernstlich befahl, zu warten, und ihn dann zu seinem Sohne zu begleiten, wenn sich etwa noch dieses oder jenes zu veranstalten fände. —

Die übrige Familie, die Monsieur *Schlicht* schon etwas früher, als den Vater, von seiner Entdeckung benachrichtiget hatte, war eben in vollem fruchtlosen Kampf mit dem Sohne, als Herr *Stark*, in Begleitung des alten Handlungsdieners, hereintrat. Seine Erscheinung auf einem so abgelegenen

Univ.-Bibl.
München

Zimmer, das er gewiſs seit der Blatternkrankheit der Kinder mit keinem Fuſse mehr betreten hatte, setzte Alle in die gröſste Erwartung, und den Sohn in eine sichtbare Verwirrung. So gut es indessen in der Geschwindigkeit möglich war, raffte sich dieser zusammen, um den Vorwürfen oder Vorstellungen des Vaters, und wenn er die letztern auch noch so kräftig mit dem vollen Beutel in seiner linken Hand unterstützen sollte, nachdrücklich entgegenzuarbeiten. —

Das sind viel Sachen, Monsieur *Schlicht*, sagte der Alte, indem er die Augen auf die vollen Stühle umherwarf: und ich sehe hier nichts, als den einzigen kleinen Coffer. Da gehn sie ja unmöglich alle hinein.

So bleiben sie heraus, murmelte

Schlicht, ohne daſs es der Alte hörte; warum ist er nicht gröſser?

Wäre denn sonst keiner da? Denn in diesen hier bringt Er ja kaum das Drittel von allen den Kleidungsstücken. Das könnt' Er, dächt' ich, mit halben Augen sehen.

Ach, ich — mit *meinen* Augen, Herr *Stark* — ich sehe nur mein Leiden an *der* Geschichte.

Warum denn aber? — Sei Er nicht wunderlich, Freund! Geb' *er* mir Auskunft!

Der alte Mantelsack mag noch da seyn, den Sie vor etwa dreiſsig oder vierzig Jahren auf Ihren Reisen brauchten. Er war ja schon damals in lauter Fetzen.

Der Alte konnte sich kaum enthalten zu lachen. — Ich weiſs nicht, wie

Er mir manchmal vorkommt, Monsieur *Schlicht*. Solche ſeine und kostbare Kleidungsstücke — denn Er sieht ja wohl, daſs das eine Garderobe ist, die für keine tausend Thaler geschafft worden — die will Er in den schmutzigen alten Mantelsack schnüren?

Ich nicht. Ich will hier weder pakken noch schnüren.

Noch einmal: Sei Er nicht wunderlich, Freund! Steck' Er Geld ein, und geh Er zu dem Manne gegen der Börse über! Der hat Coffers, den ganzen Laden voll, von allerhand Gröſse und allerhand Art: da such' Er sich einen aus! — Zu hoch und zu breit, denk' ich, wird Er ihn wohl nicht nehmen können; aber mit der Länge wird Er sich vorzusehn haben. — Am besten, Er geht vorher in den Schuppen, und nimmt an meiner Chaise das Maaſs.

An *welcher* Chaise? —

Der Alte sah ihn einen Augenblick an, und schüttelte mit dem Kopfe. — An der zerbrochenen nun doch wohl nicht? denn von der ist ja nichts als der Kasten übrig.

Nun, ich höre ja wohl! An der neuen, die Sie zur Reise von vorigem Sommer kauften.

Richtig! — Ich mache sie meinem Sohn zum Geschenk; denn mir steht sie da nur im Wege: mit *meinen* Reisen ist's aus. Und, Monsieur *Schlicht* — daſs Er mir das ja nicht vergiſst! — Laſs Er vorher erst recht nachsehen, ob auch noch Alles in haltbarem Stande ist; Riemen und Eisenwerk, Räder und Achse. Nichts ärgerlicher, als wenn man unterwegs mit seinem Fuhrwerk in Krüppeleien geräth. — Die Chaise, fuhr er mit unwilligem, verweisenden Tone fort, hat mir da, den ganzen Sommer hindurch, in der Trockniſs gestanden. — Woran Ich selbst nicht denke, denkt niemand.

Ich wollte, sie wär' in tausend Trümmern, brummte *Schlicht* vor sich hin, und verlieſs das Zimmer in einer noch weit üblern Stimmung, als worin er's betreten hatte. Sich Mangel an Aufmerksamkeit auf das Haus oder irgend etwas zum Hause Gehöriges, oder sonst unter seiner Aufsicht Befindliches, Schuld geben zu lassen, war ihm ganz unerträglich. Ein getreuerer Aufseher, und ein besserer Ökonom, als Er, sollte auf Erden noch erst gefunden werden. — Übrigens lieſs er es bleiben, zur Abreise des lieben jungen Herrn auf irgend einige Art zu helfen; den Heller für ihn mogte ein Anderer schaffen.

Der Alte sah mit einem trüben, mitleidigen Lächeln hinter ihm her. — Wie schwach einen doch manchmal das Alter macht! sagte er dann, mit einer Wendung gegen den Doctor. Der gute, ehrliche *Schlicht* ist meinem Sohne so herzlich, so herzlich ergeben, daſs er ihn, vor lauter Ergebenheit, lieber hier würde umkommen, als auswärts sein gröſstes Glück machen sehen. — Nein, Gottlob! da bin *ich* festrer Natur. — Es ist freilich wohl angenehm, die lieben Seinigen immer um sich zu haben; aber, wenn das einmal nicht seyn *kann* — —

Und warum nicht? Warum *kann* das nicht seyn? fragte die Alte, die ihre Bewegung nicht länger bergen konnte. —

Aus mehr als einer Ursache nicht, gute Mutter.

Darf ich die hören? — Nur eine einzige, bitt' ich.

Alle! — Es sind ja keine Geheimnisse.

Nun? —

Zuerst schon deswegen nicht: weil ich und er, wenn wir hier länger zusammenblieben, uns einander das bischen Leben nur schwer machen würden.

Das sei Gott geklagt! Und die Schuld? —

Die ist mein. Das versteht sich. — Ferner deswegen nicht, weil ich so oft ihm vorgeworfen, daſs es ihm an Entschluſs und Unternehmungsgeist fehle, und

und weil es seltsam herauskommen würde, wenn ich gerade beim ersten Beweise vom Gegentheil — wie nun dieser auch immer seyn mag, — ihm durch den Sinn fahren wollte. Endlich und hauptsächlich deswegen nicht: weil die Errichtung eines neuen Handlungshauses und der dazu nöthige Vorſchuſs ihn zu einer Thätigkeit zwingen, ihn zu einer Sparsamkeit und Ordnung gewöhnen werden, wie ich sie ihm hier, mit allem meinem Predigen, nicht habe beibringen können. Ich hoffe, er soll mir jetzt eine ganz andere Denkungsart annehmen; soll mir jetzt ganz so werden, wie ich ihn immer wünschte.

Und deine Handlung? fuhr die Alte mit etwas gesunkenem Tone fort: deine Geschäfte? —

Die, Mutter, sind meine, nicht deine Sache. Wer sie so lange gut zu führen gewuſst hat, wirds auch jetzt wohl noch wissen. — Denke du lieber an das, was *dir* noch wird zu besorgen bleiben.

Mir? — Und das ist?

Du wirst ihn doch nicht so trocken abfertigen wollen? wirst ihm doch zu guterletzt noch einen Abschiedsschmaus geben? — Ich hoffe, Sie kommen dazu auch, lieber Doctor. Und du — indem er die Tochter ansah — und euer ganzer kleiner Anhang, versteht sich. — Er lächelte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegen sie hin. — Da wollen wir noch einmal recht von Herzen mit einander vergnügt seyn.

Vergnügt? Recht von Herzen? seufzte die Mutter. — Wirst du das können?

Warum nicht? Was in der Welt soll mich hindern? — Der Ort, wohin er zieht, liegt ja so nahe. Wir dürfen nur auf die Post schicken und anspannen lassen, wenn uns künftig einmal das Herz zu groſs wird; wir dürfen nur zu ihm fahren. — Ja, wenn es zur See nach America, oder gar bis nach China ginge! oder gar bis nach der Botanybay!

Behüte Gott! rief die Alte.

Amen! Amen! Und nun keine Seufzer weiter! Es ist genug. — — Du hörst, fuhr er dann fort, indem er sich mit gütigem Ernst gegen den Sohn herumwandte, daſs ich von deinen Absichten weiſs, und daſs ich sie, nach Lage der Umstände, wie diese nun einmal sind, eben nicht tadle. — Geh mit Gott, mein Sohn! Meinen Segen zu deiner Reise! — An deine Stelle hier kann der erste Buchhalter treten, Monsieur *Burg*: den kennst du selbst als einen gewandten, thätigen, rechtschaffnen Mann; und ich, so alt ich bin, habe doch auch noch Kräfte, um arbeiten, und Augen, um nachsehen zu können. Für *meine* Handlung also sorge nur nicht; aber wie es mit *deiner* gehn wird? — Aller Anfang, sagt man, ist schwer; und was du dir selbst, bei so mancherlei Nebenausgaben, erübriget haben kannst, mag dich eben nicht drücken. — Da! indem er den ziemlich schweren Beutel, den er bisher gegen die linke Hüfte gestützt hatte, auf den Tragkasten unter den Spiegel setzte — eine kleine Erkenntlichkeit für geleistete Dienste! Ich hob sie dir immer auf, um eine Zeit damit abzuwarten, wo sie dir eben gelegen käme; und diese, denk' ich, ist jetzt. — Aber, da es dir doch noch fehlen, und Dieser oder Jener, wegen unsrer unvermutheten Trennung, bedenklich werden und dir sein Zutrauen versagen mögte; so ist hier noch ein offner Wechsel, der hoffentlich allen Bedürfnissen abhelfen und alles Miſstrauen entfernen wird.

Der Alte schwieg, und schien einen Augenblick auf die schuldige Danksagung des Sohns zu warten; aber es erfolgte nichts, als eine steife, ungeschickte Verbeugung. — Ich sehe wohl, sagte er dann, daſs ich dir in einer Arbeit gekommen bin, worin man sich eben darum so ungern stören läſst, weil man sie so ungern anfängt. — Ich will dich jetzt länger nicht aufhalten. Wenn du hier fertig bist, sprechen wir einander schon weiter. —

XIV.

Die Verbündeten sahen dem Alten, als er das Zimmer verlieſs, mit sehr verschiednen Empfindungen nach. Die Mutter war voll Ärgers und Jammers, daſs er dem Sohne, den er sollte zu halten suchen, selbst das Fortgehen erleichterte; die Tochter, voll Empfindlichkeit und Beschämung, daſs sie mit dem guten Worte, welches ihr versprochen und in gewisser Absicht freilich gehalten worden, so schlau hinter das Licht geführt war; und der Doctor, voll stiller Bewunderung des scharfen, richtigen Blicks, womit der Vater den Charakter seines Sohns muſste gewürdiget haben. So wie man diesen nur ansah, entdeckte man sogleich sein ganzes Inners in seinem Aeuſsern. Das

Licht der Augen, die bedeutungslos vor sich hinstarrten, schien bis auf den letzten Funken verlöscht; aus den Gesichtsmuskeln war alle Festigkeit, alle Spannung verschwunden, und die Arme hingen an beiden Seiten so schlaff und welk, wie die Zweige einer Zitterespe herunter.

Erst, als Mutter und Schwester zu ihm hinantraten, um ihre Theilnahme an seiner Entlassung zu bezeugen, kam auf einmal in die todte, seelenlose Gestalt wieder Leben; er bat sie, mit abwärts gekehrtem Blick und hinter sich ausgestreckter verwandter Hand, daſs sie, wenn sie noch einige Zärtlichkeit für ihn hegten, ihn auf der Stelle verlassen mögten. Diese Bitte ward von dem Doctor, der selbst voranging, mit Wink und Blick unterstützt; er untheilte, daſs der Schwager noch ein wenig mehr beschämt als gekränkt sei: und Scham, glaubte er, sei eine Empfindung, bei der man überhaupt keine Zeugen, und am wenigsten die mitleidigen, liebe. –

Wirklich war die Art, wie sich der Alte benommen hatte, eben weil sie so äuſserst nachgebend und sanft schien, für die Eitelkeit des Sohns sehr verwirrend. So wenig auch dieser die Absicht gehegt hatte, seinem Vater wehe zu thun — denn dazu war er, wie wir aus der besten Quelle, nehmlich von ihm selbst, wissen, viel zu gut und zu fromm; — so lag es doch leider! in der Natur der Sache, daſs der Alte für so manche Kränkungen, die er erwiesen, jetzt an seinem Theil eine empfinden muſste; und da hatt' es der Anstand nun wohl erfordert, daſs er sich diese Kränkung auch ein wenig hätte merken lassen. So ohne die mindeste Einwendung und ohne eine Spur von Miſsmuth und Kummer in den Abgang des Sohnes einwilligen, das hieſs von den Verdiensten desselben um die Handlung sehr herabwürdigend denken, und gegen seine Unentbehrlichkeit, die doch so vollgültig durch die Unruhe der Familie und durch das Schrecken des alten *Schlicht* bestätiget war, sehr beleidigende Zweifel äuſsern.

Noch mehr muſste es schmerzen, daſs der Alte, durch sein Betragen eine heimlichgenährte sichre Hoffnung des Sohns, die zwar dieser sich selbst noch nicht bekannt hatte, geradehin für eitel und thöricht erklärte. Die Unentbehrlichkeit des Sohnes einmal festgesetzt, lieſs es sich nehmlich voraussehn, daſs der Alte sich alle ersinnliche Mühe geben würde, ihn zurück zu erhalten: und da hätte dann jener, nach seinem so vorzüglich guten Charakter, sich gewiſs am Ende bewegen lassen, über alles Vergangne einen Schleier zu werfen, und auf gute vortheilhafte Bedingungen wieder an seinen alten Platz zu treten. Jetzt, da sich einmal der Alte so ganz anders erklärt hatte, war bei seiner störrischen Sinnesart nichts gewisser, als daſs er sich in Ewigkeit nicht zum Ziele legen, sondern, wenn Noth an Mann ginge, lieber seine Geschäfte äuſserst zusammenziehen, als das geringste gute Wort gegen den Sohn verlieren würde. Und so stand denn dieser mit seiner Wahl zwischen den zwei gleich unangenehmen Entschlüssen mitten inne: entweder Reue zu zeigen, und das Joch, das er hatte abschütteln wollen, ganz geduldig wieder auf seinen Nacken zu nehmen; oder auch den unglücklichen Vorsatz zur Abreise ins Werk zu setzen, ohne daſs er davon die beabsichtigten Vortheile hatte. Er bereute es jetzt zu spät, daſs er sich das prophetische Herzklopfen bei dem versuchten Abschiede vom Vater nicht ein wenig mehr hatte warnen lassen.

Was ihm diese Unannehmlichkeiten noch weit peinlicher machte, war der Umstand: daſs seine Gesinnungen in Betreff der Witwe nicht mehr völlig die alten waren. Von den Schwierigkeiten, die einer Verbindung mit ihr entgegenstanden, hatten die meisten, durch das längere und öftere Betrachten, wie das so oft zu geschehen pflegt, an ihrer Wichtigkeit schon verloren; und vollends seit gestern, wo sich die Witwe so äuſserst liebenswürdig gezeigt hatte, waren sie fast gänzlich verschwunden. Ueber den Mangel an Vermögen konnte ein Mann, der dessen selbst genug hatte, hinwegsehn; die Kinder, da sie Ebenbilder einer so liebreizenden Mutter waren, schienen eher eine angenehme, als eine beschwerliche Zugabe; und das Gerede einer albernen Menge, das ohnehin nie lange Dauer hat, läſst kein Kluger sich irren. Es blieb also von allen Steinen des Anstoſses nur der gröſste, der zu fürchtende Widerspruch des Vaters, übrig: und diesen wegzuräumen, war wohl schwerlich ein beſsres Mittel, als daſs man die Verbindung mit Madame *Lyk* zum ersten und wesentlichsten Vergleichspuncte bei der gehofften triumphirenden Wiederkehr machte. Statt also, wie es der anfängliche

Wunsch des Herrn *Stark* gewesen war, seiner Liebe aus dem Wege zu gehen, wollt' er jetzt dieser Liebe vielmehr entgegeneilen; es war nichts als eine der Selbsttäuschungen, denen der junge Mann so sehr unterworfen war, wenn er sich am vorigen Abende zu einem so herrlichen Siege seiner Vernunft über seine Schwachheit Glück wünschte: denn gar nicht die Vernunft, sondern die Schwachheit, hatte gesiegt, und in dem Entschluſs zur Trennung hatte die Hoffnung der Vereinigung versteckt gelegen. Seine vielen Thränen hatte ihm weniger der Schmerz des Abschieds, als der heimliche Gedanke entlockt, daſs sein Entwurf nicht vor aller Gefahr des Scheiterns gesichert seyn mögte; wenigstens, wie es jetzt leider! am Tage lag, wäre so ein Gedanke ganz nicht unvernünftig gewesen. — —

Der Doctor, der die Gemüthslage des Herrn *Stark*, bis auf den Punct von der Witwe, durch und durch sah, kam jetzt in der Absicht zurück, ihm mit seinem guten Rathe zu dienen. — Es wandelte ihn einige Verachtung an, als er den Schwager, in armselig zusammengekrümmter Gestalt, auf dem zugeworfnen Coffer sitzend fand, wie er mit der einen Hand auf das Knie griff, und mit der andern das schwere, sorgenvolle Haupt unterstützte. Er sah wohl, daſs so einem Manne sich der Rath unmöglich geben lieſse, den er sich selbst, unter ähnlichen Umständen, in die er aber nie hätte gerathen können, ganz gewiſs gegeben hätte; nehmlich: einen Entwurf, mit dem es einmal so weit gediehen, trotz allen Unannehmlichkeiten lieber durchzusetzen, als schimpflicher Weise davon zurückzutreten. Für den Schwager, glaubte er, sei nichts anders zu thun, als daſs er irgend eine erträgliche Wendung ausspürte, womit er sich dem Vater, ohne zu groſse Beschämung, wieder anbieten könnte; und diese Wendung schien ihm durch die groſsmüthigen Geschenke des Vaters, gleichsam absichtlich, vorbereitet. Es war natürlich, daſs das Herz des Sohnes davon gerührt werden muſste, und eben so natürlich, daſs diese Rührung das Verlangen erzeugte, einen so edeldenkenden Vater lieber nie verlassen zu dürfen. Wenn man dann dem Alten noch in dem Hauptpuncte willfahrte und sich geneigt zu einer Heirath erklärte; so lieſs sich erwarten, daſs dieser mit Freuden einschlagen, und daſs er dem Sohne wohl gar seine Handlung, mit dem einzigen Vorbehalt der Geldgeschäfte, völlig abtreten würde.

Herr *Stark* hörte diesen Entwurf, den ihm der Doctor mit aller möglichen Feinheit und Schonung vortrug, zwar nicht ohne Scham, aber doch mit Gelassenheit an; nur bei dem Worte Heirath stieſs er auf einmal einen so mächtigen, so tief aus dem Herzen geschöpften Seufzer aus, daſs der Doctor sogleich einen neuen Sorgenstein argwöhnte, der härter als alle übrigen, drücken müsse. Er lieſs jetzt, im Fortgange der Rede, ein Wörtchen von Madame *Lyk* und ihrer Liebenswürdigkeit flieſsen; — die Wirkung davon übertraf alle Erwartung: Herr *Stark* riſs sich vom Coffer auf, floh in ein Fenster, und entdeckte durch laute Thränen, wie weit es mit seinem Herzen schon müsse gediehen seyn. Jetzt ward nun guter Rath etwas theurer, und der Knoten verwikkelte sich allzusehr, als daſs der Doctor ihn

ihn auf der Stelle zu faſsen gewuſst hätte. — Um Zeit zu gewinnen, fiel er auf das Mittel: daſs er sich, als Bruder und Arzt, für die Gesundheit des Schwagers besorgt stellte, ihn um seine Hand bat, und in seinem Pulse fieberhafte Bewegungen entdeckte. Herr *Stark*, als ob er schon sehnlich auf einen Vorwand, seine Reise aufzuschieben, gewartet hätte, ergriff dieses Wort des Doctors mit vielem Eifer; er lieſs sogleich einen kleinen freiwilligen Frost über sich hinschaudern, setzte sich, wie ermattet, nieder, und versicherte, daſs er wirklich seit einigen Tagen etwas Fieberhaftes verspüre. Der Doctor verschrieb ihm nun Arzeneien, die weder helfen noch schaden konnten; und Herr *Stark* fing an, eines Fluſsfieberchens wegen, worüber die Familie sich nicht sonderlich beunruhigen durfte, das Zimmer zu hüten.

XV.

Was giebst du mir, wenn ich dir eine Entdeckung mache? — sagte der Doctor, als er zu seiner Frau zurückkam.

Laſs hören! — Vielleicht eine Gegenentdeckung.

Der Bruder ist sterblich verliebt in die *Lyk*. —

Die *Lyk* ist sterblich verliebt in den Bruder. —

Ist's möglich? — Und nun erfolgte von beiden Seiten eine Herzenserleichterung, die mit allen Holdseligkeiten ehelicher Vertraulichkeit gewürzt war. —

Sie ist krank, sagte die Doctorinn, herzlich krank; ich habe die Freundinn von ihr, die eben da war, um dich zu ihr zu bitten, über alle Umstände befragt; sie hat gestern Abend — und merke dir's wohl: weil eben der Bruder von ihr gegangen — —

Der Bruder? Da hat er Abschied genommen!

Natürlich! — Sie hat, sagt mir die gute Freundinn, gar nicht aufhören können zu weinen; die ganze Nacht hindurch hat sie kein Auge geschlossen; alle Munterkeit, alle Eſslust ist bei ihr fort; — dazu hat sie Krämpfe — die schrecklichsten! —

Krämpfe? Hm!

Kurz: das arme Weib steckt in Liebe bis über die Ohren. — Und nun bitt' ich dich, Herzensmann: laſs Essen und Alles, und mach daſs du hinkommst, damit wir das nähere erfahren!

Sie ist ohnehin nicht die stärkste, sagte der Doctor, der ein wenig ungläubig schien; — sie ist dem Bruder ungemein viel Verbindlichkeit schuldig; — sie hat ein dankbares Herz —

Eben deswegen! Solche Herzen sind dir die brennbarsten; die fangen Feuer, wie Zunder. — Der Bruder ist ein ganz artiger Mann. —

Das wohl.

Und ich kenne dir eine, die Anfangs auch nur dankbar war, weil ein Gewisser — ein noch artigerer Mann — ihr von einem bösen Fieber geholfen hatte, und die nachher — —

Das verdiente einen Kuſs, der gegeben ward, und der Doctor flog fort.

Er fand die Witwe freilich nicht wohl; aber so krank denn doch nicht, als die gute Freundinn, und dann weiter die Frau Doctorinn, es gemacht hatten. Sie gestand, nach einigem Kampf mit sich selbst, daſs der Hauptgrund ihres Uebelbefindens in einer Unruhe des Herzens liege. Der Doctor horchte mit beiden Ohren: denn er glaubte schon den auſserordentlichen Fall vor sich zu haben, daſs ein Frauenzimmer die Schwachheiten seines eigenen Herzens verplaudre; aber als das Geheimniſs an den Tag kam, war es weiter nichts, als ihr Verhältniſs mit ihrem Gläubiger. Der Doctor war Hausarzt des Mannes, und hatte ihm und seiner Familie groſse Dienste geleistet; die Witwe gründete hierauf die Hoffnung, daſs ein von ihm eingelegtes gutes Wort ihr Nachsicht auf einige Wochen bewirken könnte; und sie beschwur ihn um dieses Wort, als um eine Freundschaft, die ihre Genesung mehr, als alle Arzeneimittel, befördern würde. Ihre Lage, sagte sie, sei die dringendste von der Welt, aber nichts weniger als verzweifelt: sie sei im Stande, wenn man ihr Zeit lasse, alle ihre Schulden bis auf den letzten Heller zu tilgen; und sie berufe sich deswegen auf das Zeugniſs seines Schwagers, des Herrn *Stark* — wenn er anders noch hier sei. —

Das Eigne in der Modulation der Stimme, womit sie diese letzten Worte aussprach, zusammengenommen mit einem kleinen übelverhehlten Seufzer, und mit dem Niedersinken ihres bis dahin aufgehobenen Blicks in den Busen, schien dem Doctor eine Indication zu geben, die er sich nicht dürfe entschlupfen lassen.

Ich bin zu Ihrem Befehl, sagte er, liebe Freundinn; aber ich bitte Sie zu erwägen, daſs die Summe die Sie mir angeben, von keinem Belang, und daſs der Mann mit dem wir zu thun haben, von rauher, unfreundlicher Art ist. So wenig ich zweifle, meinen Antrag bei ihm durchzusetzen; so könnte er doch leicht sich herausnehmen, bei dieser Gelegenheit Dinge zu sagen, die mir wehe thun würden. — Warum denn auch einen rauhen, beschwerlichen Umweg zum Ziele gehen, wenn ein gerader, gebahnter Weg offen da liegt?

Welcher? seufzte die Witwe.

Sie nannten vorhin einen Freund, dem jede Gelegenheit, Ihnen gefällig zu werden, das gröſste Vergnügen erweckt. Ich bürge Ihnen für seine Gesinnungen gegen Sie.

Dieser Freund — —

Gönnen Sie ihm doch das Glück, Madam, Ihnen dienen zu können!

Das Glück? — Aber wenn's denn ein Glück ist; so gestehn Sie: er hat es nur zu reichlich genossen. — Ich erliege unter der Last meiner Verbindlichkeiten. Ich kann sie ewig nicht tilgen. — Und will er jetzt nicht fort, dieser Freund? Will er uns nicht verlassen? Wird er des Geldes genug nur zu eigener Einrichtung haben? — Ihre Stimme schwankte, und sie schien in ausserordentlicher Bewegung.

Es mangelt ihm nicht, Madam; ganz gewiſs nicht! — Geben Sie ihm die Freude mit auf den Weg, Ihre Wohlfahrt gesichert zu haben! Lassen Sie mich hin, ihm es vorzutragen! Es ist in wenig Augenblicken geschehen. —

Er stand auf, und machte Miene sich zu entfernen.

Nein! Nein! — war Alles, was die Witwe hervorbringen konnte. Sie hatte die Hand des Doktors, um ihn zurückzuhalten, mit einer ihr nur gewohnlichen Hitze ergriffen. Er fuhlte das Brennen und Zittern der ihrigen, und bat sie, ihrer schwachen Gesundheit zu schonen. — Ich rede dann, weil Sie's so wollen, mit Ihrem Glaubiger, und ich halte die Sache mit ihm fur so gut als berichtigt. Werden Sie ruhiger, liebe Freundinn! — —

Der Doctor hatte an diesem Wenigen schon genug, um bei seiner Zuhausekunft seiner Frau zu sagen, daſs sie wohl schwerlich geirrt haben mögte. — Aber, setzte er hinzu, wie in aller Welt soll das werden? Wo soll das hinaus?

Du fragst? — Wenn sie wirklich so liebenswürdig und sanft und gut ist, wie du sie mir immer gerühmt hast — —

Das ist sie wahrlich! wahrlich!

Nun so läſst man den dritten Mann kommen, den Priester. Der weiſs Mittel für solche Uebel.

Mir wär's recht; in der That! Ich nennte die gute Frau mit Vergnügen Schwester. — Aber ich gestehe dir: daſs ich zittre, wenn ich an deinen Vater denke.

O, der wunderliche, alte — liebe, böse Mann der, der Vater! — Ich bin so erbittert auf ihn; ich mögt' ihn gleich — — ja, was mögt' ich, ich Närrinn? — — Aber je lieber ich ihn habe, desto abscheulicher war's, mich so herumzuführen, so zum Besten zu haben. — Ich vergess' ihm das nicht; nimmermehr! Ich spiel' ihm irgend einen Gegenstreich, und einen recht argen. — Wart! Eben mit der *Lyk* muſs ich ihm einen spielen. — Wie? Soll denn darum, weil er sich gegen die arme Frau eine wunderliche Grille in den Kopf gesetzt hat — —

Und eine falsche. Denn nicht *sie* hatte Hang zur Verschwendung, aber der Mann.

Nun ja! — Und soll denn darum die arme Frau ein so schönes Glück nicht machen, das sich ihr anbeut? Soll darum der Bruder eine Leidenschaft aufgeben müssen, die den schönsten, edelsten Grund von der Welt hat? — Da sitzt er nun in seinem Käfig, der arme Narre! und hängt das Köpfchen. — — Hahahaha! Es ist doch ein närrisches Ding um's Verliebtseyn. — Aber Geduld nur! Geduld! Er soll mir heraus, und soll mir ins Ehebette zur *Lyk*, oder ich will nicht das Leben haben.

Du unternimmst da viel, sagte der Doctor. Wie willst du deinen Vater gewinnen? — Was Zureden bei ihm vermag, hast du erfahren; und daſs du mit List ihn fangen solltest? — ich fürchte, er geht dir in keine Falle.

Gesteh nur: es ist doch ein kluger, ein auſserordentlich kluger Mann, mein Vater.

Der klügste, den ich in meinem Leben gekannt habe.

Sieh in mir seine Tochter! — — Sie setzte ihren Zeigefinger auf die Brust, und streckte ihre kleine Figur in die Höhe.

Ah! — sagte der Doctor, der sich verbeugte, und über ihr komisches Pathos von Herzen lachte: alle Verehrung, Madam! Aber darf man denn dieses oder jenes von Ihrem Plane voraus wissen?

So bald er da seyn wird; ja! — Weiſst du indessen, was vor allen Dingen zu thun ist, und was von Niemanden so gut gethan werden kann, als von dir? — Bring dem Vater bessere Begriffe bei von dem Bruder! Erzähl' ihm sein Betragen gegen den seligen *Ick!* Ich bin versichert, das wird ihm gefallen, recht sehr gefallen. — Auch das erzähl' ihm, wie edelmüthig er sein Versprechen erfüllt, und wie treu er, ganze Monate lang, für die Witwe gearbeitet hat. Solche Züge, weiſs ich, freuen den alten Mann in die Seele, und ein wildfremder Mensch, von dem er so etwas hört, wird auf der Stelle sein Blutsfreund. —

Gewiſs, er hätte das schon früher erfahren sollen.

Und würd' auch, so wie Ihr alle, wenn ich nicht dem Bruder hätte mein Wort geben müssen, zu schweigen. — Jetzt, so bald ich Gelegenheit dazu finde — —

Willst du thun, was dein braves Weib dir aufgiebt. Nicht wahr?

Schuldiger Maſsen.

Schön! — Und *ich* will Bekanntschaft mit unsrer Witwe machen; ehester Tage! Ich hab' es mit der Freundinn von ihr schon eingeleitet. Ich bin ganz neugierig auf sie. — Da sind auch die beiden Kleinen von ihr, die hier täglich vorbei in die Schule müssen; ein paar Engel von Kindern! Morgen ruf' ich sie mir herein, und da will ich sie herzen und lieb haben, als ob's meine eigenen wären.

XVI.

Die Gelegenheit, sein gegebenes Wort zu erfüllen, fand sich für den Doctor gar bald. – Willkommen! Willkommen! sagte der Alte, als jener das nächste Mal zu ihm hineintrat: wie stehts? — Und vor Allem, Herr Sohn: wie stehts mit unserm kritischen Kranken? Ich sehe ja die Mutter noch keine Anstalten machen.

Anstalten, lieber Vater? Wozu?

Zu dem Abschiedsschmause, den ich bestellt habe. Hat er denn immer noch Fieber? — Ein ihm eigenes flüchtiges Muskelspiel um die Gegend der Lippen schien anzudeuten, daß er die Krankheit des Sohns eben nicht für die ernsthafteste halte.

Es steht, wie es steht: sagte der Doctor, der diese Gelegenheit, für den Schwager zu reden, um so lieber ergriff, da der Alte nur eben seinen schwersten Posttag abgefertiget hatte, und jetzt, seiner Gewohnheit nach, im Sessel der Ruhe pflegte. In solchen Augenblicken, wuſste er, war das Herz des Alten für Eindrücke des Angenehmen und Guten immer am meisten offen: denn die Gegenwart, die allein ihm zuweilen zur Last fiel, hatte er dann bei Seite geschafft; und in die Vergangenheit pflegte er immer mit groſser Gemüthsruhe zurück, so wie in die Zukunft mit froher Hoffnung vorwärts, zu blicken.

Sie reden ja ganz bedenklich, erwiederte er dem Doctor. Es wird doch nichts Schleichendes werden? — Da mögt' es mit der vorhabenden Reise noch langen Anstand haben. — Er lächelte wieder.

Bis jetzt ist es Fluſsfieber; sonst nichts. — Daſs sich etwas Schlimmeres dahinter versteckt halten sollte, will ich nicht hoffen. Indessen *hat* man der Fälle.

Aber es läſst sich doch vorbauen? Nicht?

Allerdings. — Auch wüſst' ich nicht leicht, für welchen Kranken, wenn es zum Ernst kommen sollte, ich treuer und herzlicher sorgen würde, als für den Bruder. Ich lieb' ihn gar sehr; denn so wenig ich seine kleinen Schwachheiten an ihm verkenne, so weiſs ich doch, daſs er zu unsern rechtschaffensten, selbst zu unsern edelsten jungen Bürgern gehört.

Das klingt gar schön; in der That! Und am schönsten wohl in dem Ohr eines Vaters.

Sie haben mich fast abgeschreckt, über den Bruder mit Ihnen zu reden. —

Wie das? — Wenn Sie mir solche Dinge von ihm zu sagen, und noch mehr, wenn Sie mir Beweise davon zu erzählen haben; so reden Sie bis in die sinkende Nacht! Ich will hören. — Leider! würden solche Dinge für mich nur zu sehr den Reiz der Neuheit haben.

Und woher wollten Sie auch, daſs sie Ihnen bekannt seyn sollten? — Ihr Sohn ist mit dem Guten, das er gethan hat, nie laut geworden.

Das klingt ja immer noch schöner. — Er beugte sich gegen den Doctor vor, und setzte mit einem kleinen ungläubigen Kopfſchütteln hinzu: Sie haben mich ganz neugierig gemacht. Was für Wunderdinge werd' ich denn hören?

Der Doctor hatte keine Noth, unter den Beweiſen von dem Edelmuthe ſeines Schwagers zu wählen; er hatte nur Einen, aber auch deſto wichtigern, in ſeinem Gedächtniſs. — Sie erinnern Sich doch, fing er an, des unglücklichen Verhältniſſes, worin Ihr Sohn mit dem ſeligen *Lyk* ſtand? Sie wiſſen doch, zu welchen boshaften, verläumderiſchen Briefen nach *A*... ſich dieſer leichtſinnige Mann durch kaufmänniſchen Eigennutz hatte verleiten laſſen?

Ich weiſs das freilich, Herr Sohn. Aber ich bitte: wenn's zu Ihrem Zwecke nicht unumgänglich nöthig iſt, ſo laſſen Sie's ruhen! — Als der Mann ſich hinlegte und ſtarb, ging mir das nahe, und da gab ich ihm die Erinnerung daran in sein Grab.

Edel! — Und wahrlich! will dort *ich* sie nicht wieder hervorziehn. — Nur gestehen Sie: daſs es noch edler, als bloſses Vergessen ist, wenn man so bittre Beleidigungen, die für den Menſchen nicht minder kränkend als für den Kaufmann waren, mit den wichtigsten, langwierigsten, mühsamsten Diensten erwiedert.

Und wer that das? fragte der Alte begierig.

Ihr Sohn. — Meine wenige Hoffnung, den seligen *Lyk* zu retten, da sein Fieber so heftig und sein Körper so sehr entnervt war, ward mir noch vollends durch eine ganz sichtbare Unruhe seines Gemüths vereitelt. Ich suchte ihr auf den Grund zu kommen;

und es fand sich, daſs er die schmerzlichste Sehnsucht fühlte, sein dem Bruder erwiesenes Unrecht wieder gut zu machen, und daſs er nicht ruhig glaubte sterben zu können, wenn er nicht durch die aufrichtigste und wehmüthigste Bitte um Vergebung sein Gewissen erleichtert hatte. Ich erbot mich zum Mittelsmanne, und ich ward mit Freuden dazu angenommen. Wenn der Bruder nicht gleich auf mein erstes Wort bereit war, den unglücklichen Mann zu besuchen; so lag das nicht, wie ich Anfangs glaubte, an einem Rest von Rachgier oder an einer natürlichen Herzenshärte, sondern bloſs an seinem allgemeinen Abscheu vor allen Krankenzimmern, und an der Furcht vor dem zu heftigen Eindrucke, den ein Sterbender auf ihn machen könnte. Als er sich endlich entschloſs mir zu folgen, und nun den

Unglücklichen ansichtig ward, der ihm unter lautem Schluchzen die zitternden Arme entgegenstreckte; da war auf einmal jener Abscheu und jene Furcht aus seinem Herzen so rein verschwunden, daſs er mit der lebhaftesten Begierde auf den Kranken zustürzte, und ihn mit Inbrunst umarmte. Das Menschliche, Edle, Groſsmüthige seines Benehmens rührte jeden Gegenwärtigen, und auch mich, der ich wahrlich! nicht der Weichmüthigste bin, bis zu Thränen. Wie viel Mühe gab er sich, den armen Leidenden zu beruhigen, und ein Bekenntniſs zurückzuhalten, das für ihn so beschämend und kränkend seyn muſste! Aus wie vollem Herzen strömte ihm das Wort der Versöhnung, als ihm seine innre Erschütterung es endlich auszusprechen erlaubte! „Fordern Sie, sagte er, fordern Sie einen

Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen; und wenn es irgend in meinen Kräften steht, so betheur' ich Ihnen vor Gott: ich will ihn mit Freuden geben. Kann ich *Ihnen*, kann ich den *Ihrigen* dienen? Kann ich's in diesem Augenblicke? kann ich's in Zukunft? Womit? Womit? — Ich erwarte nur Ihr Wort, bester *Lyk*; und was es auch immer seyn mag — —"

Der Alte saſs in seinem Sessel, vor lauter Zuhören, so stille, daſs er kein Glied bewegte. Nur war er sich gleich Anfangs mit der Hand nach dem Stutz gefahren, um ihn von dem guten Ohre ein wenig *zurückzustoſsen*, und jetzt auf einmal fuhr er sich mit den Fingern an seine Augenwimper.

Der Sterbende, fuhr der Doctor fort, nutzte die Erklärung des Bruders zu einer Bitte, deren Wichtigkeit ich erst hinterher aus der ungeheuren Arbeit kennen lernte, die ihre Erfüllung kostete. Er gestand, daſs seine Handlungsgeschäfte in Verwirrung, seine Bücher in nicht geringer Unordnung wären.

Das will ich glauben, sagte der Alte. —

Er bejammerte das Schicksal seiner Frau und seiner unmündigen Kleinen, wenn ihn Gott von der Welt rufen sollte.

Und das mit Recht! Ich denke, er war nicht weit mehr vom Bruche.

Der auch wohl sicher erfolgt wäre, wenn die unermüdbare Geschäftigkeit Ihres Sohnes nicht gethan hätte.

Wie? —

Das Geständniſs des Sterbenden war kaum abgelegt, als Ihr Sohn ihm sein heiliges Wort gab: daſs er auf den Fall seines Todes nicht ruhen wolle, als bis er Alles, so gut er es immer möglich finde, in Ordnung gebracht habe.

Und er hielt's? rief hier der Alte hitzig.

Mit der pünctlichsten Treue. Ganze Monate lang brachte er, Abend vor Abend, in jenem Hause der Trauer unter den verdrieſslichsten Geschäften zu, verglich Bücher, zog Rechnungen aus, schrieb oder beantwortete Briefe; indessen Sie, mein lieber Vater, ihn auf Bällen, oder in Concertsälen, oder an Spieltischen glaubten. —

Es wäre besser gewesen, wenn der Doctor diesen unnöthigen Zusatz unterdrückt hätte; denn ohne dem Schwager damit zu nützen, that er sich selbst damit Schaden. Er brachte sich um ein Fäſschen Weins, oder um irgend ein andres Geschenk, das er sonst für seine angenehme Erzählung gewiſs erhalten hätte.

Ich habe denn eben keinen Wahrsagergeist, sagte der Alte empfindlich. — Die Thorheiten meines Sohns, die mich verdrieſsen muſsten, durft' ich erfahren; aber sein Gutes, das mir hätte können Freude machen — —

Der Doctor entschuldigte sich, wegen seines Geheimhaltens, mit dem abgenöthigten Versprechen, zu schweigen; einem Versprechen, das er vielleicht zu gewiſsenhaft bis auf den Vater ausgedehnt habe. Die kleine Falschheit, die in dieser Erklärung lag, da vorzüglich um des Vaters willen jenes Versprechen war gefordert worden, glaubte er sich vergeben zu können. — Bald darauf erinnerte er sich einiger Kranken, denen er noch Besuche zu geben hatte, und empfahl sich dem Alten. —

Er war schon mehrere Minuten hinaus, als Herr *Stark* noch in seinem Sessel, von dem er beide Arme bequem herabhangen lieſs, mit feuchtem Blick vor sich hinschmunzelte, und in Gedanken das unbegreifliche Bild seines geputzten und gepuderten Sohnes anstaunte, wie er vor dem Krankenbett eines Feindes edelmüthige Thränen vergoſs, und ganze Monate lang alles Vergnügen aufgab, um in das Chaos vernachlässigter Handlungsbücher Licht und Ordnung zu bringen. — Er ward durch den Besuch von ein paar Fremden gestört, die für die abgebrannte Kirche zu *L..* und die mit abgebrannten Pfarr- und Schulgebäude milde Beiträge sammelten. Er nahm sie mit vieler Leutseligkeit auf, und statt der dreiſsig oder funfzig Reichsthaler, die er sonst vielleicht geschrieben hätte, schrieb er jetzt volle hundert. — Der erste Buchhalter, Monsieur *Burg*, trat herein, und suchte mit verlegner Miene einen Brief vorzubereiten, worin ein Verlust von mehrern Tausenden als höchstwahrscheinlich vorausgesagt ward. — So etwas fällt in einer Handlung schon vor, sagte der Alte, und gab ihm den Brief, nach nur flüchtiger Durchsicht, mit einer Freundlichkeit wieder, als ob er die angenehmste Nachricht von der Welt enthielte.

Den ganzen Abend hindurch war er über die Entdeckung, die er so unvermuthet gemacht hatte, ungewöhnlich heiter und froh; es war ihm, als ob ihm erst jetzt, in seinem hohen Alter, ein Sohn wäre geboren worden. Als er in seine Schlafkammer ging, gab er vorher der Alten, die solcher ehelichen Zärtlichkeiten schon seit lieben langen Jahren entwöhnt, und daher nicht wenig, aber auch nicht unangenehm, erstaunt war, einen recht herzlichen Kuſs. Das Einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umstand: daſs an einer Waare, die doch tiefer hinein ein so gutes und feines Gespinnst zeigte, gerade das Schauende so schlecht seyn muſste.

XVII.

Unter so angenehmen Vorstellungen der Alte eingeschlummert war, unter so unangenehmen wachte er auf. Da er sein Herz von der Erzählung des Doctors voll hatte; so versetzte ihn ein Traum in das *Lyk*ische Haus, wo er das Vergnügen genoſs, seinen Sohn, mit Schweiſs und Staub bedeckt, unter einem Haufen ganz verschiedenartiger, höchst unordentlich durcheinander geworfener Waaren zu sehn, die er mit groſsem Fleiſs auseinander suchte. Er wollte so eben zugreifen, um ihm zu helfen, als in seiner Einbildung die mit dem Namen *Lyk* verbundenen Bilder lebendig wurden, und ihn aufs bitterste den Entschluſs bereuen lieſsen, in ein Haus voll so toller Verschwendung und so ärgerlicher Ausschweifung zu treten. Indessen hielt er den Anblick der prächtigen Zimmer, die in seinen Gedanken sich eher für einen Fürsten, als einen Kaufmann schickten, der mit gröſstem Ueberflusse besetzten Tafeln, der umherschwärmenden Bedienten, ja sogar der wilden, lärmenden Trinker, die Champagner wie Wasser hinuntergossen, eine Zeitlang aus; aber als endlich sein Sohn mit der Hausfrau süſse Blicke zu wechseln anfing, und beide auf einmal in bebänderten Domino's, mit Masken in den Händen und rothen Absätzen unter den Schuhen, vor ihm standen: so stürzte er, voll des äuſsersten Widerwillens, zur Thüre, und dankte dem Himmel, auf die groſse Hausflur hinauszukommen, die ihm aus frühern Jahren, von den Zeiten des alten *Lyk* her, so wohl bekannt war. Er hob hier sorgfältig beide Rockschöſse auf, und druckte sie dicht an den Leib, um unbeschmutzt durch die Packen und Ballen und Kisten und Fässer zu kommen, zwischen denen ehemals nur ein ganz schmaler Weg hindurchging; aber plötzlich ward er zu seinem Erstaunen inne, daſs seine Vorsicht unnütz, und daſs die ganze Flur von Waaren so ausgeleert war, wie eine Schatzkammer nach einem Kriege von Gelde. Alle Wände umher hingen voll angezündeter Lampen, und nicht lange, so ertönte aus dem Hintergrunde des Saals — denn das war die Flur nun geworden — eine lustige Tanzmusik: Paar an Paar hüpften, wie unsinnig, gegen- und durcheinander; und als er sich leise niederdrückte, um wo möglich hinter ihnen weg und zum Hause hinauszuschleichen: tanzte ihm unversehens eine der muntersten und galantesten Frauen der Stadt, von gar nicht gutem Rufe, entgegen, riſs ihn, wie sehr er sich sträubte, in die Reihe hinein, und wirbelte dann, in Verbindung mit der ganzen Gesellschaft, den guten Alten, der nie als in seiner Jugend ein Tänzchen, und auch da nur ein Ehrentänzchen, gemacht hatte, so unbarmherzig auf und nieder, daſs er bei seinem endlichen Stillstehen kaum wieder Athem gewinnen konnte. Er fand sich hier einem Spiegel gegenüber, der ihm seine ganze gegen die übrige Gesellschaft so abstechende Gestalt, zugleich mit seinen grauen Wimpern und den ehrwürdigen Runzeln seines Alters zeigte: ein Anblick, worüber er augenblicklich wach ward, und sich völlig so athemlos und so eingefeuchtet fand, als ob die geträumte heftige Leibesbewegung wirklich Statt gehabt hätte.

Gottlob! rief er, indem er die Augen weit aufthat, und sich des einsamen Schimmers seiner Nachtlampe von Herzen freute: es war nichts, als ein Traum. Hätt' ichs doch kaum geglaubt, daſs man im Traume ein so schweres und angreifendes Stück Arbeit machen könnte! — Die tollen, rasenden Menschen! — Und nun fing er an, weil die Wallung in seinem Blute noch fortwährte, und die verhaſsten Bilder noch ihre volle Lebhaftigkeit hatten, sich recht ernstlich über den Unsinn zu ärgern, womit so Mancher für die läppischen, armseligen Vergnügungen, denen er nur eben beigewohnt hatte, Vermögen und Gesundheit und ehrlichen Namen auf's Spiel setze. Er dachte sich mit dem äuſsersten Abscheu die Möglichkeit, daſs auch *sein* so sauer erworbenes Gut, eben wie das *Lykische*, in wenig Jahren verpraſst, und der Name *Stark*, den er bisher in Ehre und Ansehen erhalten, mit Schimpf und Schande belegt werden könnte. Hier fielen ihm die süſsen, zärtlichen Blicke auf's Herz, die er seinen Sohn mit Madame *Lyk* hatte wechseln sehen. Es fuhr ihm kalt über den Rücken. Doch tröstete ihn wieder die Betrachtung: daſs die Liebe zum Gelde in dem Herzen seines Sohns keine schwächere Leidenschaft, als die Eitelkeit, sei, und daſs es ihm jene gewiſs nicht erlauben werde, sich mit einer Frau von so mittelmäſsigen Umständen — denn was konnte eine so weit getriebne Unordnung und Verschwendung zurückgelassen haben? — und noch obendrein mit einer Mutter von Kindern, zu belasten. So weit, sagte er, kann sein Geschmack an Galanterie ihn doch unmöglich verleiten.

Zwar, wandt' er sich wieder ein, hat er ja meine Erwartung schon in Einem Stücke getäuscht; und so könnt' er es leicht auch in diesem. — Doch ich träume noch, glaub' ich; die Fälle sind einander zu ungleich. Das Opfer, das er bei so einer Heirath brächte, wäre zu groſs; auch hat er hier volle Zeit zur Besinnung — denn in eine Liebe verstrickt zu werden, die ihn aller Besinnung beraubte, sieht ihm nicht ähnlich —; und welche Wahl er treffen kann, wenn ihm nur die Besinnung frei bleibt, ist keine Frage. Am Krankenbett des seligen *Lyk* sah er sich überrascht; er ist nur ein eitler und schwacher, kein verderbter, kein boshafter Mensch: es war natürlich, daſs der erschütternde, ihm so neue Anblick eines Sterbenden, und die dringende Aufforderung die so sehr zu rechter Zeit an sein Herz erging, ihn zu einem Versprechen hinrissen, das er bei kalter Ueberlegung wohl schwerlich gethan hätte, das aber, einmal gethan, nicht unerfüllt bleiben durfte, wenn er nicht geradezu als ein Mann von schlechter Gesinnung erscheinen wollte. Und warum sollt' er denn nicht auch freudig gethan haben, was einmal gethan werden muſste? Warum sollt' er nicht, während er's that, in dem Bewuſstsein seiner Rechtschaffenheit und in der Achtung die er gegen sich selbst empfinden muſste, sich so wohl gefallen haben, daſs er immer freudiger fortfuhr? Ich danke dem Himmel, wenn er bei dieser Gelegenheit in den Geschmack des Guten gekommen. Vielleicht, daſs ihm das edlere Vergnügen wohl noch ganz von den armseligen Eitelkeiten abzieht, zu denen er bisher einen so unglücklichen Hang hatte; und dann vollends — leben Sie wohl, Madame *Lyk*, mit aller Ihrer Feinheit, und Ihrem Weltton, und mit dem ganzen Gefolge von Liebenswürdigkeiten, das hinter Ihnen drein treten mag! Für meinen Sohn sind Sie nicht. —

Wenn diese Gedankenfolge des Herrn *Stark*, so richtig und bündig sie schien, dennoch nur wenig zutraf; so lag das an den beiden so gewöhnlichen Fehlern: daſs er einen Charakter, der sich bis jetzt nur von gewissen Seiten entwickelt hatte, und von andern sich selbst noch ein halbes Räthsel war, als schon völlig bekannt und ergründet voraussetzte; und daſs er in die Vorstellung der Verhältnisse, worin er diesen Charakter handeln lieſs, einige bedeutende Irrthümer brachte, deren Entstehungsart wir vielleicht künftig erfahren werden. Genug, daſs für den Augenblick Herr *Stark* sich beruhigt fühlte, und wieder einschlief; doch hatten wirklich die aufgestiegenen Dünste seinen Horizont ein wenig getrübt, und Sonnenaufgang war daher nicht ganz so heiter, als man bei Sonnenuntergang hätte erwarten sollen.

XVIII.

Frau Doctorinn *Herbst* hatte den Besuch, den sie der Witwe zugedacht hatte, jetzt wirklich abgelegt; und kam mit Gesinnungen von ihr zurück, die sich aus denen womit sie hinging, errathen lassen. — Die Frau war gerade nicht schön, aber reizend; es gab wohl andere Frauen, die, wenn auch nicht jetzt, wenigstens ehemals, bei der Vergleichung mit ihr gewonnen hätten, und die trotz allen Verwüstungen, welche ein zu häufiger Ehesegen anzurichten pflegt, sich noch immer zum Verwundern erhielten. Allein das Sanfte und Einnehmende in der Miene und dem Betragen der *Lyk*, ihre vortreffliche Kinderzucht, ihre Achtung gegen das Andenken eines Mannes, der durch seine sinnlose Verschwendung sie unglücklich gemacht, der sie aber gleichwohl geliebt hatte, ihre innige Dankbarkeit gegen den bewuſsten Freund, von dem sie nicht ohne Thränen im Auge reden konnte: alles das war von höherm Werthe als Schönheit; und die Doctorinn fühlte sich in solche Begeisterung dadurch gesetzt, daſs sie ihrem Manne wiederholt erklärte: sie würde ihr Haupt nicht eher sanft legen, als bis sie die Verbindung zwischen ihrem Bruder und der Witwe zu Stande gebracht hatte. — Es ist kein Weib auf Erden, sagte sie, womit der Bruder glücklicher leben könnte; sie besitzt in ihrem natürlichguten Verstande, in ihren durch Erfahrung bestätigten Grundsätzen, in ihrem zur Ruhe und zur Häuslichkeit so ganz sich hinneigenden

Charakter, gerade das was dem Bruder noth thut, und was der Vater selbst an der Gattinn seines Sohnes nicht besser wünschen könnte.

Der Doctor nickte hie und da mit dem Kopfe, und murmelte Ja; ging aber nachdenkend und verdrüſslich umher. — Was ist dir? fragte die Doctorinn endlich.

Ich komme von dem Gläubiger unserer Witwe, dem *Horn.* Du weiſst, er hat für gegenwärtigen Augenblick ihr Wohl und ihr Wehe in Händen.

Nun? — O der nichtswürdige Mensch!

Kennst du ihn denn?

Aus *seinem* Gesichte nicht, aber aus deinem. — Was gilt's, er will ihr nicht länger nachsehen, will sie zu Grunderichten?

Das nun nicht; dazu ist er zu gottesfürchtig. Er will nur sein Geld.

Und aus ihr mag werden, was will! Nicht wahr?

Kümmert das einen Kaufmann?

Die Doctorinn bat in hohem Tone um Ausnahme fur ihren Vater, die der Doctor mit Freuden machte; und nun fuhr sie ganz unbarmherzig über den Gläubiger her. Ohne daſs sie diesen *Horn* je gesehen hatte, ward er vor ihrer Phantasie eins der häſslichsten, zurückschreckendsten Gesichter der ganzen Stadt. — Ich mögte, sagte sie, wundershalber den Elenden doch kennen lernen, der ein so braves, liebenswürdiges Weib, eine Mutter von zwei unmündigen Waisen, so schändlich verfolgen kann. — Aber nein! nein! Mich schaudert, wenn ich mir das Ungeheuer nur denke.

Kind! Es ist ein ganz gemeines, plattes Menschengesicht, aus dem in der Welt nichts hervorsieht, weder Gutes noch Böses. Ein Gesicht, wie es unter den leeren Geldseelen so viele haben, und wie man sie an Börsentagen zu Dutzenden kann herumlaufen sehen.

Aber, fuhr sie fort, dachte denn der Mensch mit keiner Silbe an die Verbindlichkeiten, die er gegen dich hat? an die Krankheiten seines Weibes und seiner Kinder, wo du Tag und Nacht, mit Gefahr deiner eignen Gesundheit — —

Ach schweig doch! Das ist ja Alles bezahlt.

Bezahlt? — Läſst sich so was bezahlen?

Und vielleicht, wenn er in seinem Buche mein Folium aufschlägt, bin ich bei ihm noch tief, tief in der Schuld. Denn: hat er mich nicht zu Tische gebeten? Hab' ich nicht, in Gesellschaft von Rathsherren und Matadors, Fasanen bei ihm gegessen? Tokaier bei ihm getrunken?

Der Elende! — Ehre mir Gott meinen Vater!

Stille! Wer wird in solcher Gesellschaft ihn nennen? — Aber, mein Kind — damit wir das Wichtigste nicht vergessen — —.

Ja wohl! Wie wir die arme Witwe aus seinen Klauen reiſsen —

Die nicht mehr; aber *mich*. — Meine Gutherzigkeit hat mir einen sehr üblen Streich gespielt, und ich kann darüber leicht in's Gefängniſs wandern.

Um's Himmels willen! du hast dich an dem Menschen doch nicht vergriffen?

Pfuy! Dazu acht' ich meine Hände zu hoch. — Ich habe nur aus Verdrufs, weil nichts mit ihm auszurichten war, Feder und Dinte gefordert, habe mir den Betrag der Schuld auf Mark und Schilling angeben lassen, und habe ein Wechselchen ausgestellt — auf mich selbst; von etwas über dreitausend Mark; in acht Tagen zahlbar.

Bravo! sagte die Doctorinn, und flog ihrem Mann an den Hals. — Aber ist es möglich, dafs der fühllose Mensch den Wechsel annahm? von dir!

Warum nicht? Ich habe das schöne Haus hier, und habe Dich. Ein drei-, viertausend Mark, und wenn auch noch etwas mehr, bin ich ihm werth; unbesehens!

Hast du denn aber Geld zu bezahlen?

Da steckt der Knoten. — Keine dreihundert Mark.

Mann! Mann! So lieferst du ja dem Unholde dich selbst in die Hände.

Freilich! — Denn was ich seit einiger Zeit gesammelt hatte, ist vorige Woche, wie du weiſst, zu Capital gemacht und ausgethan worden. Neue Einnahme, wenigstens beträchtliche, seh' ich fürs erste nicht ab; und geschrieben ist nun einmal der Wechsel, und will bezahlt seyn. — Indessen — weiſst du, worauf ich mein volles Vertrauen setze?

Nun? Auf einen Rest von Scham bei dem *Horn*?

Nicht doch! — Auf die kluge Tochter des klugen Herrn *Stark*, die ich glücklicher Weise zur Frau habe. — Die, mit ihrem Kopfe, hilft mir sicherlich durch. —

Eigentlich hatte der Doctor einen Anschlag auf den vollen runden Beutel gemacht, den der Vater, beim Besuche des Sohns, unter den Spiegel gestellt hatte, und der seines Wissens noch unangerührt dastand. Allein die Doctorinn, die nach abgestattetem Danke für das so gütige als gerechte Vertrauen, welches man in ihren Verstand setzte, ein wenig nachgesonnen hatte, schlug auf einmal in die Hände, und rief: Ich hab's!

Das Geld? fragte der Doctor.

Nein, aber die Art und Weise, wie wir's bekommen. Die Witwe selbst schafft es an.

Die Witwe? —

Und das von unserm Alten. Von meinem Vater.

Von deinem Vater? —

Nun ja! ja! Was giebts denn da zu verwundern? — Einmal ist's doch nothwendig, wenn wir unser Ziel erreichen wollen, daſs der Alte die Witwe kennt; und eine bessere Gelegenheit dazu, als diese, wird sich nicht finden. — Kurz, sie macht einen Besuch bei dem Vater, bittet den Vater, gefällt dem Vater, bezahlt ihre Schulden, heirathet den Bruder.

Himmel! rief der Doctor, und ich habe noch kein Kleid auf die Hochzeit. — Die kommt mir rasch über den Hals. Ich will nur gleich in den Laden.

Haha! — Aber spotte nur! spotte! Die Sache ist so gut wie geschehen.

Es ist unmöglich, wenn der Vater die Witwe sieht, daſs sie ihm nicht gefalle, und auf dieses Gefallen bauen wir dann weiter fort, bringen ihn von allen seinen Vorurtheilen zurück, lassen ihn die Heirath nicht bloſs genehmigen, sondern selbst wünschen.

Wenn er nun aber die Witwe nicht vorläſst; wie da?

Leere Grille! —

Oder wenn er wohl gar — was wir doch wirklich zu furchten haben — sie ungütig aufnimmt?

Wenn Er —? Sie stand hier einen Augenblick stille, und sah auf den Boden. — Mann! rief sie dann aus: Du bist mitunter doch allerliebst. Ich mögte dich kussen fur deinen Einfall.

Fur welchen?

Daſs er sie ungütig aufnehmen könnte. — O, wenn der Himmel das wollte!

Versteh' Euch Weiber ein Andrer! —

Komm! Ich eröffne dir das Verständniſs. — Nicht wahr? Wenn der Vater sie ungütig aufnimmt; so begeht er, ganz gegen seine sonstige Art, einen Fehler, den er durchaus, es koste auch was es wolle, wieder wird gut machen wollen; so setzt er sich selbst aus der guten Laune heraus, in der es immer so schwer wird ihm zu fassen und mit ihm fertig zu werden; so sind wir auf einmal, und gleichsam durch einen Sprung, an dem Ziele, zu dem wir uns sonst — wer weiſs wie langsam und durch wie viel Schwierigkeiten? — hindurchwinden müſsten.

Alles gut! sagte der Doctor. Wenn nur nicht zu besorgen wäre — —

Freilich! — Daſs er den Fehler nicht macht.

Ganz im Gegentheil! — Daſs er ihn nicht für Fehler erkennt.

Ach, wenn er ihn nur erst macht! Die Erkenntniſs wollen dann wir ihm verschaffen. —

Aber, mein Kind — indem er bedenklich den Kopf schüttelte, und eine sehr ernsthafte Miene annahm — dem eignen Vater eine Falle zu legen — ich weiſs nicht — —

Eine Falle! — was nun das wieder ist! Eine Falle! — Ich sinne in der Welt auf nichts Arges, nur auf Liebes und Gutes; und da kommt der Mann und erhebt ein Geschrei, als ob ich über Tücke und Hinterliſt brütete. — Wer hat mir denn das Baſiliskenei in mein Neſt geſchoben, als eben Er? Wer hat den unglücklichen Einfall gehabt, als ob der Vater ſich übel benehmen könnte? Er wird ſich sehr gut benehmen, sehr gut. Das soll der Herr Doctor nur wiſſen! — Mit dieſen Worten ergriff sie ihre Enveloppe, und war schon längſt auf der Straſse, als der Doctor noch immer den Faden suchte, woran er seinen caſuiſtiſchen Knauel entwirren könnte.

XIX.

Die Verwunderung, womit Madame *Lyk* ihre neue Freundinn so schnell zurückkommen sah, ging in Freude über, als sie den glücklichen Ausgang der Unterhandlung mit *Horn* erfuhr; aber diese Freude wieder in Unruhe, als die Doctorinn fragte, ob sie auſser diesem *Horn*, den sie nun freilich fürs erste los sei, nicht noch andere Gläubiger habe?

Ich hoffe, sagte die Witwe, keine so dringende und so ungestüme.

Gesetzt aber, daſs ihrer mehrere aufwachten; wie da? — Wär' es nicht für Ihre Ruhe sehr wesentlich, meine Freundinn, lieber allen auf einmal den Mund zu stopfen?

Wenn mir das möglich wäre; wie gerne! — Aber ohne Zeit, die man mir läſst, und ohne Zutrauen, das man mir schenkt — —

Kennen Sie meinen Vater? fiel die Doctorinn ein.

Der Person nach — kaum. Sehr von weitem.

Aber dem Charakter nach? der Denkungsart nach?

Da hab' ich die höchste Meinung von ihm. Ich schlieſse auf den Vater von seinen Kindern.

Die gerathen nicht immer. Glauben Sie mir: die Kinder des alten *Stark* könnten besser seyn, wenn sie dem guten Vater ähnlicher wären.

Sie sagen für meine Erkenntlichkeit allzuviel.

Für mein Herz allzuwenig. — Und nun fing sie an, ein Gemählde zu entwerfen, das zwar wirklich dem alten Herrn ziemlich ähnlich sah, das aber gleichwohl für ein Bildniſs, wofür es doch gelten sollte, zu wenig Eignes und Unterscheidendes hatte. Eine zu gerührte kindliche Dankbarkeit, und eine zu lebhafte Begeisterung, die immer idealisirt und verschönert, hatten die Farben gemischt und den Pinsel geführt. Indessen war eben durch diesen Fehler das Gemählde um so geschickter, der Witwe ein unbedingtes Vertrauen einzuflöſsen, und eine lebhafte Begierde nach einer so vortrefflichen Bekanntschaft bei ihr zu wecken. Wäre mitten unter den schönen Zügen des verständigen, menschenfreundlichen, groſsmüthigen Mannes, auch die ernste Falte des Sittenrichters und das heimliche

Lächeln des Spötters, die doch so sehr zur Physiognomie des Herrn *Stal* gehörten, sichtbar geworden: so würde freilich jenes Vertrauen sehr geschwächt, und diese Begierde sehr gedämpft worden seyn.

Die Witwe bezeugte in den kräftigsten Ausdrücken ihre Bewunderung, ihre Verehrung, und war nicht wenig neugierig, wohin das Alles gemeint sei.

Kennen Sie — muſs ich noch weiter fragen — das *Bimmische* Haus?

O sehr wohl. Ich bin Schuldnerinn auch von ihm.

Und wie nimmt es sich? Gut? —

Mehr als gut; äuſserst edel. Es hat mir die groſsmüthigste Nachsicht von vielen Monaten bewilligt.

Bloſse Pflicht, meine Freundinn! — Es hat sich, wie ich sehe, seiner eignen

Geschichte und der groſsen Verbindlichkeiten erinnert, die es ehemals gegen den guten seligen *Lyk*, Ihren Schwiegervater, hatte.

Davon weiſs ich nichts, sagte die Witwe.

Mir schwebt es vor, wie im Traume. — Ich war noch ganz jung, als einst mein Vater sehr spät von der Börse kam, und den ganzen Tag von nichts als von einem gewissen *Blum* sprach — dem Groſsvater des jetzigen — der seine Zahlungen eingestellt hatte, und dessen Fall man für unvermeidlich ansah. — Mein Vater, obgleich in keiner Handlungsverbindung mit ihm, nahm den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksal, und zeigte sich höchst erbittert gegen gewisse heimliche Neider, die den ehrlichen schuldlosen Mann verfolgten, und seinen Fall zu befördern suchten. Er faſste den Entschluſs, ihn, wo möglich, zu retten; und der alte *Lyk*, immer vertrauter Freund unsers Hauses, war von gleicher Gesinnung. Mein Vater untersuchte hierauf die Bücher von *Blum*, fand seine Rettung, wenn er gehörig unterstützt würde, sehr möglich, so wie ihn selbst an seinem Falle — oder ich sollte sagen, an seiner Verlegenheit — völlig unschuldig.

Die Witwe sah bei diesem letzten Zuge nieder, und seufzte.

Und nun nahm er, in Verbindung mit *Lyk*, die ganze Schuldenlast auf sich, bezahlte die Ungeduldigen baar, setzte den Andern Termine, und machte mit einem Worte der Verlegenheit und der Verfolgung des Mannes ein Ende. —

Was mir, als Kind, diesen Auftritt tief ins Gedächtniſs prägte, war mein Erstaunen, einen alten ehrwürdigen Mann mit schlohweiſsen Haaren, der meines Vaters Vater hätte seyn können, so bitterlich weinen zu sehen. Der gute Mann war ganz aufgelöst in Dankbarkeit und in Rührung. — Er betrat nachher unser Haus sehr oft, der alte, freundliche *Blum*, und befestigte sein Andenken bei mir durch eine Menge kleiner Spielsachen und Naschereien, die er mir immer zuzustecken pflegte. — — Nun, meine Freundinn? Darf ich noch erst sagen, wo ich hinaus will? — Mein Vater ist noch immer der Alte, sein Wille zu helfen der alte, sein Vermögen dazu — aber nein! das ist nicht mehr das alte; das hat sich indeſs verdoppelt, vielleicht verdreifacht: und also — was kann Sie hindern, ihm ohne Umstände den Antrag zu thun, daſs er an Ihnen, wie einmahl an *Ihm* handeln, und alle Ihre Schulden übernehmen wolle? — Ihre Kinder sind seines Freundes Enkel; überlegen Sie das!

Die Witwe war über diesen Vorschlag nicht bloſs erstaunt, sondern erschrocken. Ihre Dankbarkeit trieb sie an, den Rath einer so wohlmeinenden, so zärtlich um sie bekümmerten Freundinn nicht zu verachten; und doch zeigte ihre natürliche Blödigkeit ihr die Befolgung dieses Raths als eben so unthunlich, als beinahe unmöglich.

Kann ich — fing sie zu stottern an — kann ich den Muth haben, Frau Doctorinn — ich eine Fremde — eine ihm völlig Unbekannte — —

Sie dürfen Sich in der That nicht bedenken. Der Dienst, der Ihnen geleistet wird, ist zwar dankenswerth, aber nicht groſs. Ihre Sachen, hör' ich, sind durch meinen Bruder bereits in Ordnung; eine Durchsicht Ihrer Bücher ist nicht mehr nöthig; Gefahr zu verlieren ist bei Ihnen keine: und also —— Ich lasse nicht ab, liebe Freundinn. Ich bin ein eigensinniges Weib. Sie müssen mir Ihr Wort darauf geben, daſs Sie morgen am Tage zu meinem Vater gehen.

Der Witwe stand der Schweiſs vor der Stirne. Aber die Doctorinn, obgleich nicht ohne Mitleiden mit ihr, hörte nicht auf, ihr zuzusetzen.

Freilich, sagte sie, wär' es natürlicher, Sie an meinen Bruder, als an meinen Vater zu weisen; denn jenen kennen Sie schon, und ohne Zweifel wissen Sie Selbst, wie viele Hochachtung er gegen Sie hegt, mit welcher Herzlichkeit er Ihnen ergeben ist; — —

Eine feurige Röthe, die sogleich wieder in Blässe überging, flog der Witwe über die Wangen. Die Doctorinn wollte nicht das Ansehn haben, sie zu bemerken. —

Allein der seltsame Mensch — Gott mag wissen, aus welcher Grille? — will ja von hier, will sich von seinem Vater trennen, und eine Handlung unter eigner Firma errichten. — Auſser daſs er den Einfluſs und das Gewicht nicht hat, wie mein Vater; so braucht er gegenwärtig sein bischen Armuth für sich: und so sehen Sie wohl — —

Ich sehe Alles, sagte die Witwe. Ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme, für Ihre so unverdiente, gränzenlose Güte unaussprechlich verbunden: allein, da doch gegenwärtig noch keine Noth ist; da *Horn*, wie Sie Selbst mich versichern, fürs erste schweigt, und da die übrigen Gläubiger mich nicht drängen — —

Die Doctorinn, ob sie gleich sehr ungern diesen Schritt that, sah sich genöthigt, mit der vollen Wahrheit herauszugehen, und der Witwe zu sagen, daſs, wenn sie den Gang zu ihrem Vater verweigerte, ihr guter Mann, wegen eines für sie ausgestellten Wechsels ins Gedränge kommen, und nicht wissen würde, wie er den ungestümen, hartherzigen *Horn* befriedigen solle. — Dieses einzige, unerwartete Wort war entscheidend; die Witwe versprach nun heilig, obgleich mit schwerem, muthlosen Herzen, daſs sie morgen im Tage dem alten Herrn *Stark* ihre Ehrerbietung bezeugen wolle.

XX.

Es war um Theezeit; und die Doctorinn, die sich den Mund ganz trocken gesprochen, aber bei der Wittwe den Thee verbeten hatte, kam auf den Einfall, ihn bei der Mutter zu trinken. Sie fand hier zugleich den Vater, der dann und wann bei der Alten ein Schälchen nahm; und zufälliger Weise auch Monsieur *Burg*, den Madame *Stark* so eben wegen eines Gerüchtes ausfragte, das ihr zu Ohren gekommen war. Es hieſs: ein ziemlich bemittelter Oheim von *Burg*, den dieser zu beerben gehofft hatte, sei noch in seinen alten Tagen schlüssig geworden, sich zu verheirathen. — Ist das wahr? fragte die Alte.

Leider wahr! sagte Monsieur *Burg*.

Aber wie in aller Welt kommt er auf *den* Gedanken? Ich hätt' ihn für vernünftiger angesehen.

Wie? sagte der Alte, den die Lust, sie ein wenig zu necken, ankam. Ist Heirathen Unvernunft, Mutter?

Behüte! Es wäre Lästerung, das zu sagen. Ehe ist ja eine Einsetzung von Gott.

Das mein' ich! Und eben deswegen, Mutter — weil der alte Oheim, nach langer Verblendung, das endlich einsieht; so bereut er sein bisher geführtes sündliches Hagestolzenleben, und kriecht zu Kreuze.

Jaja! rief hier Monsieur *Burg*, dem der wahrscheinliche Verlust der Erbschaft schwer auf dem Herzen lag; — Kreuz soll er schon finden, denk' ich, das soll er finden!

Lieber Monsieur *Burg!* sagte die Alte, und nahm einen andächtigen Ton an: auf Erden hat wohl jeder sein Kreuz; und was der Himmel dem Oheim auferlegt, muſs er tragen, und muſs darüber nicht murren. Das ist Pflicht eines Christen.

Die Doctorinn hatte Noth, nicht zu lachen. — Aber, sagte der Alte, du hörst ja, daſs er der Trübsal willig entgegengeht, und daſs er sich ganz demüthig in die Schule der Geduld begiebt. Was verlangst du denn mehr? — — Alberne Menschen übrigens sind diese Hagestolzen; das ist gewiſs. In der Jugend, hüten sie sich sorgfältig vor einer Thorheit; und im Alter, begehn sie dafür eine Narrheit.

Ei ei! rief die Doctorinn aus. Lieber Vater!

Was ist? —

Sie waren ja sonst ein so groſser Freund, ein so eifriger Vertheidiger des Ehestandes.

War ich? — Nun, so will ich's auch bleiben, und will die Thorheit geschwind zurücknehmen. Doch die Narrheit, Kind, muſst du mir lassen.

Drollicht! — Aber ich bin's zufrieden. Es gilt. —

Und ist's denn wahr, fuhr die Alte zu untersuchen fort, daſs die Person, in welche sich der Oheim verliebt hat — —

Verliebt, Mutter? Hat er sich denn wirklich verliebt? — Ich dachte, er heirathete bloſs aus Zerknirschung.

Wenigstens, sagte Monsieur *Burg*, kann die Zerknirschung noch kommen.

Das Weib soll häßlich seyn, wie die Nacht. — Und Kinder bringt sie ihm obendrein in das Haus. Ganzer zwei.

Wirklich? — Nun, das war's, sagte die Alte, was ich im Sinne hatte, und wonach ich vorhin Dich fragen wollte. — Also eine Witwe nimmt er zur Frau? und eine Mutter von Kindern? Hm! —

Von zwei lebendigen Kindern.

Hmhm! —

Scheint dir das sonderbar, Mutter? Mir nicht. Mir scheint es das Vernünftigste bei der Sache. — Wenn Kinder da sind, so wird denn doch der Alte mit Ehren Vater. — Eine Witwe zu heirathen, ist immer die beste Art, zu fremden Kindern Vater zu werden.

Und was giebt's denn für eine andre? fragte die Alte ganz ehrbar. —

Ach ja! — indem die Tochter, die sich nicht länger halten konnte, von Herzen zu lachen anfing, und der Vater mit einstimmte. — Das treuherzige Ach ja! war nicht gemacht, dieses Lachen zu dämpfen; und die Mutter, so sehr sie sich Anfangs dagegen sträubte, lachte am Ende mit. —

Herr *Stark*, wie man sieht, war in seiner Feiertagslaune; aber sicher hätt' er ihr nicht den Zügel schieſsen lassen, und hätte sich kein's seiner Späſschen erlaubt, wenn nicht Herr *Wrak*, der alte Oheim von *Burg*, ein bekannter Ausschweifling gewesen wäre, der die Hochachtung von keinem Menschen, und also auch nicht von dem Neffen, hatte. — Indessen, als in der Folge des Gesprächs sich der gekränkte Eigennutz des jungen Mannes immer stärker verrieth, und er sich endlich zu bittre, zu unanständige Glossen erlaubte, wies ihn Herr *Stark*, zwar liebreich, doch alles Ernstes, zurechte. — Er berührte zuerst den Hauptpunct der wahrscheinlich verlornen Erbschaft, und erklärte diesen Verlust für nichts weniger als ein Unglück: denn, meinte er, Monsieur *Burg* sei ja Manns genug, um durch eigene Kräfte sein Glück zu machen; und so ein Glück habe immer mehr Werth, als ein anderes, das durch Erben oder durch Heirathen erlangt werde. — Wenn man, sagte er, die hiesigen grofsen Häuser der Reihe nach durchgeht; so findet man, dafs sie alle entweder vom lebenden Stifter selbst, oder höchstens vom Vater her sind: die vom Grofsvater her sind schon alle wieder im Abnehmen; im Sinken. Selbst ist der Mann! sagt ein Sprichwort, das für alle Stände, und besonders auch für den unsrigen, wahr ist. — Dann kam Herr *Stark* auf die Liebesgeschichte des Herrn *Wrak*, und fand auch an ihr eine Seite, von der sie ihm gar nicht mehr so thöricht und lächerlich vorkam. — Der Bräutigam, sagte er, ist freilich ein altes morsches Geripp von Manne, das eher für den Sarg als für's Ehebett taugt, und die Braut eine ziemlich miſsgeschaffne, klapperdürre Schöne, deren hervorstehender Zahn und blinzelndes Auge nicht den besten Hausfrieden verspricht; aber, Monsieur *Burg*! seh' Er einmal — ich bitt' Ihn — von diesen Hauptpersonen ein wenig ab auf die Nebenpersonen, die kleinen hülflosen Kinder! Wie, wenn die Mutter bei sich selbst überlegt hätte, daſs sie nur herzlich arm, und daſs Armuth eine rauhe Witterung ist, worin solche zarte junge Pflänzchen leicht ersterben oder verkrüppeln? wenn sie die ihrigen an die sanftere, mildere Luft der Wohlhabenheit hätte bringen wollen, um ihnen ein froheres Wachsthum, ein schnelleres Gedeihen zu sichern? Dann wäre, von *ihrer* Seite, die Heirath schon nichts so gar Thörichtes mehr, eher etwas sehr Mütterliches und Kluges. — Und von Seiten des alten Herrn? Wie, wenn auch *der* sich durch Gründe hätte bestimmen lassen, die weit mehr unsre Billigung, als unsern Tadel, verdienten? wenn er, nach einem Leben voll Ausschweifungen, noch zu guter letzt etwas Verdienstliches hätte thun, und das Glück von ein paar unschuldigen Wesen hätte gründen wollen, die es vielleicht erkennen und sein Andenken in Ehren halten? — Freilich kränkt er darüber den guten Neffen, der sonst sein nächster Erbe gewesen wäre; aber

— mag er gedacht haben — ein Mann wie der, der so reiche Hülfsquellen in sich selbst hat, und der zu so einem Verluste nur lacht — —

O, das thu' ich auch; das thu' ich recht von Herzen! sagte Monsieur *Burg*, indem er mit grinsender Miene, die ein verachtendes Lachen ausdrücken sollte, sein Oberschälchen umwandte, und sich empfahl. —

Die Tochter ergriff die Hand des Vaters, um sie zu küssen. — Das thu' ich im Namen der Kleinen, sagte sie, für die Sie Sich so nachdrücklich erklärt haben. — Ach' was solche arme kleine Waisen mich jammern! — So oft mir dergleichen vorkommen, mögt' ich gleich einen recht wackern jungen Mann zur Hand haben, den ich ihnen wieder zum Vater gäbe. —

Und der Witwe zum Manne: nicht wahr? Denn warum er sonst eben jung seyn sollte — —

Wie? Das sehen Sie nicht? — Damit er mir nicht zu früh wieder wegstürbe; und ich dann neue Noth mit den Kindern hätte.

Sieh, sieh! sagte der Alte. Kommt's so herum? Fein genug!

Aber Sie wollen vielleicht, daſs Witwen nur lauter schwache, gebrechliche Männer heirathen sollen: Krückenstöſser; wie diesen H*rak*, die zu nichts weiter taugen, als fremder Leute Kindern Brot zu verschaffen? — Die armen Witwen! —

Ei nicht doch! nicht doch! Wenn sie nur selbst noch nicht alt sind — — denn das gesteh ich dir: eine Heirath zwischen einem jungen Manne und einem alten Weibe ist mir zuwider. —

Das ist sie wohl jedem. — Nein; meine Witwen sind so im Anfang der zwanzig, sind überdies noch brav, gefällig, haushälterisch, fromm — —

Aber häfslich; nicht wahr?

Behüte Gott! Eher schön.

Nun, was fragst du denn lange? — Gieb sie, an wen du willst, an die jüngsten und die wackersten Männer! Ich bin es herzlich zufrieden. —

Brav, Vaterchen! Herrlich, Väterchen! dachte die Tochter; wir wollen dir dieses Wort zu seiner Zeit wieder vorhalten. Es geht dich näher an, als du wohl denkst. — Und nun machte sie sich auf leichten Füfsen davon, um nach Art braver Eheweiber, die für den Mann ihres Herzens keine Geheimnisse haben, dem ihrigen alles Vorgefallene zu berichten.

XXI.

Iſt wohl nicht möglich! — ſagte Herr *Stark*, als Monſieur *Schlicht* mit der Nachricht hereintrat, daß Madame *Lyk* ihn zu ſprechen wünſche. — Er wird ſich verhört haben, mein lieber *Schlicht*. Meinen Sohn wird ſie ſprechen wollen.

Nein, Sie! Sie! Ich hab' ausdrücklich gefragt.

Hm! Alſo mich? In der That? — Nun, ſo führ' Er ſie einſtweilen in das Beſuchzimmer. Ich werd' erſcheinen. — Was in aller Welt kann das ſeyn? Wie komm' ich zu einer ſo galanten Viſite? — Es iſt ja wohl kaum halb zehn — indem er nach ſeiner Uhr ſah; — und die Frau iſt ſchon auf? iſt ſchon angezogen? hat ſchon ihre Chocolade getrunken? Das ist ja ganz auſser der Regel! — Er trat, seiner Gewohnheit nach, vor den Spiegel, um sich den Stutz gerade zu rucken. — Wirst schon wieder schief zu stehen kommen, sagte er lächelnd; aber, mein guter Stutz — — Gluck werden wir ohnehin nicht mehr machen. Wir sind zu alt, und sind zu sehr auſser der Mode. — —

Ich sollte erröthen, sagte die Witwe, die durch das Studium einer ganzen langen Nacht keinen bessern Eingang hatte ersinnen können; ich sollte, wegen der Störung und des Zeitverlustes, die ich verursache — —

Die Verlegenheit und die Furcht der guten Frau hatten ihre Stimme so sehr gedämpft, daſs der Alte, der nach Art der Schwerhörigen ihr scharf ins Gesicht sah, und dadurch ihre Verlegenheit noch vermehrte, nur aus der Bewegung ihrer Lippen abnahm: sie müsse reden. Auch das Zurückstoſsen des Stutzer lieſs ihn nur ein leises, undeutliches Murmeln, keine eigentlichen Töne vernehmen. — Ich muſs Sie bitten, fing er jetzt an, mir eine Schwachheit des Alters zu Gute zu halten; ich habe, wenn die Witterung kalt wird, einen Fluſs auf dem rechten Ohre, der aber Gottlob! so arg nicht ist, daſs ich, wie mein Nachbar, ein Hörnchen mit mir herumtragen dürfte. Haben Sie nur die Gefälligkeit, ein wenig lauter zu reden, und ich werde Sie hören.

Diese Aufforderung zum Lautreden vermehrte das Herzklopfen der Witwe, die schon so des Athems wenig genug, und dabei ein Anliegen hatte, das seiner Natur nach nicht wollte geschrieen werden. Es kam ihr äuſserst gelegen, daſs eben jetzt Herr *Stark* sie zum Niedersitzen auf das altmodische rohrgeflochtene Canapee einlud; denn kaum erhielt sie, bei ihrer heftigen innern Bewegung, sich auf den Füſsen. Es gelang ihr jetzt, dem alten Herrn zu bedeuten: daſs ihre groſse Verpflichtung gegen seinen würdigen Sohn, der durch lange mühsame Arbeit sie aus einer höchst unangenehmen Verwirrung gezogen, ihr ein gerechtes Vertrauen auch gegen den Vater einflöſse, und daſs sie hoffe — — Hier sank ihr die Stimme wieder; und Herr *Stark* brachte nicht heraus *was* sie denn hoffe: daſs er nehmlich gleiche Groſsmuth beweisen, und wenn sie von diesem oder jenem ihrer Gläubiger gedrängt werden sollte, ihr seinen einsichtsvollen Rath und selbst seine thätige Un-

ter-

terstützung nicht versagen werde. Er bezog die paar Wörter, die er verstand: Groſsmuth, Rath, Unterstützung, noch immer auf seinen Sohn, und deutete, weil sie jetzt auch von Dank sprach, ihre Hoffnung bloſs dahin: daſs er ihren Besuch gütig aufnehmen, und sich ihren Dank für die ihr erwiesene Hülfe werde gefallen lassen. Dem gemäſs erwiederte er, zu nicht geringem Erstaunen der Witwe: daſs sie sich in ihm ganz an den Unrechten wende, indem er Alles was sein Sohn für sie gethan, erst spät hinterher erfahren, und daſs er also ihren Dank unmöglich annehmen könne. — Unsre jungen Herren, sagte er, pflegen die Väter nicht zu ihren Vertrauten zu nehmen; sie fürchten, daſs man jede Art von Eröffnung als schuldige Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen ansehen werde; und sich einem solchen Zwange zu unterwerfen, sind sie ganz und gar nicht gemeint. —

Die Witwe rang, in einer ziemlich langen, ängstlichen Pause, mit sich selbst, wie sie das nehmen, und ob sie im Gespräche fortfahren oder es abbrechen solle. Sie konnte kaum anders, als das trockne Hinweggehen über den Hauptpunct in ihrer Anrede für ein geflissentliches Ausbeugen und Ablehnen nehmen; und was der Vater vom Sohne sagte, schien sogar das Betragen desselben zu miſsbilligen. Indessen war es möglich, daſs Herr *Stark* nur übel gehört hatte; und so raffte sie sich zusammen, um auf einem andern Wege das Gespräch wieder einzuleiten. — Die Doctorinn, sagte sie, habe ihr die Freundschaft gerühmt, die ehemals zwischen Herrn *Stark* und ihrem verstorbenen Schwiegervater, dem alten *Lyk*, geherrscht habe; und sie lebe der Hoffnung — —

Auf dieses Wort, welches Herr *Stark* vollkommen verstand, gab er die passende Antwort: daſs er den alten seligen *Lyk* von seiner Kindheit an gekannt, und schon in den ersten Schuljahren sein Freund gewesen; daſs sie nachher, ihr ganzes Leben hindurch, in sehr enger Verbindung gestanden, und daſs sie gewiſs, in vorkommendem Falle, ihre gegenseitige herzliche Freundschaft sich aufs thätigste würden bewiesen haben. — Aber, sagte er, so ein Fall kam, Gottlob! nicht vor; wir hielten beide unsre Geschäfte in guter Ordnung, und verschlemmten und verschleuderten nicht: und wo das ist, da ereignen sich die Unstände nicht leicht, in welchen der Freund dem Freunde einen ausgezeichneten Dienst leisten oder wohl gar eine Aufopferung für ihn machen könnte. —

Wenn gleich diese Anmerkung nichts weniger als Schmeichelei seyn sollte; so hatte sie doch bei weitem den Sinn nicht, den die Witwe ihr gab, und den sie nach dem obigen Miſsverstande — oder itzt kaum mehr Miſsverstande — fast gezwungen war ihr zu geben. Sie glaubte, einen bittern Vorwurf über die Unordnung zu hören, die ihr verstorbener Mann in seine Geschäfte hatte einreiſsen lassen, glaubte sich zum zweiten Male empfindlich zurückgewiesen, und erblaſste und erröthete, im Gefühl ihrer peinlichen Lage, eins um das andre. Herr *Stark*, der ohne Brille nicht scharf mehr sah, ward von ihrem Zustande nichts inne.

Sie haben, fing er nach einigen Secunden wieder an, den guten alten Schwiegervater wohl nicht mehr gekannt?

Nie — sagte ihm ein stilles, schwaches Kopfschütteln der Witwe.

Und seine Frau, die alte redliche Mutter *Isk*, wohl eben so wenig?

Eben so wenig — sagte ihm ein abermaliges Kopfschütteln; denn die Witwe, der das Herz immer voller und schwerer ward, war nicht im Stande zu reden. —

Hätte Herr *Stark* von der jetzigen wirklich bedrängten Lage der Witwe, und besonders von ihrer Absicht auf ihn, nur die mindeste Ahnung gehabt:

so würde er, bei seiner wahrhaft groſsmüthigen Denkungsart, und seiner Achtung für Unglückliche, ihrer sorgfältig geschont, und jedes seiner Worte genau bewacht haben; aber so hielt er, in seiner Unwissenheit über beides, es gar nicht für übel gethan, wenn er ihr von seinen Gedanken über echten weiblichen Werth eine kleine Eröffnung machte. —

Sie haben, sagte er, viel verloren, Madam; Sie hatten eine sehr vortreffliche Schwiegermutter. — Freilich wär sie im Grunde nur Hausfrau; aber mehr zu seyn, kam ihr auch nie in den Sinn: der Mann, glaubte sie, gehöre der Welt; die Frau dem Mann und den Kindern. Das war so der ehemalige alte Glaube, worin man die Töchter erzog, und wobei nun freilich die Mädchen nicht so fein und niedlich wie jetzt, aber dafür desto braver und wirthschaftlicher, und einem Manne, der an sein Fortkommen dachte, desto lieber und werther wurden. Der alte *Lyk* sagte mir oft, daſs er diese herrliche Frau als seinen besten Segen von Gott betrachte, und daſs er ohne sie bei weitem nicht in so guten Umständen seyn würde, als er es wäre. Er liebte und achtete sie ungemein; auch wohl mit deswegen, weil sie ihm viele Ehre machte; denn sie galt in der ganzen Stadt für die beste und erfahrenste Wirthinn, und war für unsre Weiber, in jeder häuslichen Angelegenheit, das allgemeine Orakel. — Dabei war sie nichts weniger, als peinlich, oder gar mürrisch: Sie hätten sehn sollen, Madam, mit wie einnehmender Freundlichkeit sie den Gästen entgegen kam, die der alte *Lyk* fast jedesmal von der Börse mit sich brachte; wie sie sich freuen konnte, wenn bei der Bewirthung, die immer nur bürgerlich, aber reichlich und anständig war, ihre Gerichte schmeckten, und wenn die kleine Gesellschaft, während dem Essen recht gesprächig, recht laut ward. Sie fragte dann mit den Augen ihren Mann, der alle ihre Blicke verstand; und sobald er gewinkt hatte, war sie in zwei, drei Sprüngen zum Keller hinunter, und holte selbst von dem besten alten Rheinwein herauf, der uns dann noch beredter, noch fröhlicher machte. — Sehn Sie, Madam! Mit so einer liebreichen, frohen, wirthschaftlichen Hausfrau, waren wir damaligen Männer über und über zufrieden, und nannten sie, wie sie's auch wirklich war, unsern Schatz und unser

Herz: heut zu Tage, wo sich der bürgerliche Ton immer mehr in den adlichen, auch wohl hie und da in den fürstlichen hinaufzieht, wären das gemeine, abgeschmackte Ausdrücke; da nennt man, glaub' ich, die Frau mein Kind; aber ich weiſs doch kaum, wen ich glücklicher preisen soll, ob den ehemaligen Mann mit dem Schatze, oder den jetzigen mit dem Kinde. — Doch Sie verzeihen, Madam; ich plaudre da ein Langes, ein Breites, und weiſs selbst nicht, wozu? Denn daſs andre Zeiten andre Sitten bringen, ist ja natürlich. —

In dieser Art von Standrede auf die verstorbene Schwiegermutter fand sich wieder so manches Empfindliche, daſs die Witwe den Zweck ihres Besuchs nun völlig aufgab, und sich Herrn

Stark auf der Stelle würde empfohlen haben, wenn nicht ein jäher Schwindel, in welchem Alles vor ihren Augen zu taumeln und zu tanzen anfing, ihr das Aufſtehen verboten hätte. Gleichwohl muſste ſie dieſes Aufſtehen verſuchen, als ſie ſich plötzlich von zwei weiblichen Stimmen begrüſsen hörte, worunter ſie die der Doctorinn ſogleich unterſchied. Die liebe Neugier hatte dieſe und die Mutter herbeigeführt: die eine, um zu erfahren wie es ſtände, und um nöthigenfalls die Witwe zu unterſtützen; die andre, um eine Perſon näher kennen zu lernen, die ihrem Sohne ſo verpflichtet, und wie man ihr nicht verborgen hatte, zugleich ihm ſo werth war.

Mein Gott! was iſt Ihnen? rief die Doctorinn aus, die den Zuſtand der Witwe auf den erſten Blick erkannte, und ihr rasch entgegenſprang, um sie zu halten. — Wohl gar in Ohnmacht? fragte erschrocken Madame *Stark*: und: Nimmermehr! rief verwundert der Alte; während die Kranke aus den Armen der Doctorinn auf das Canapee glitt, und plötzlich ohne Athem und Farbe, wie eine Leiche, dalag. Die Doctorinn rief nun laut um Hirschhorngeist; die Mutter eilte in die Küche nach frischem Waſſer; Herr *Stark* holte Hofmannischen Liquor; und in kurzem war auch Monsieur *Schlicht* und das ganze Haus in Bewegung. — Endlich war Madame *Lyk* in so weit wieder hergestellt, daſs sie sich getraute, zu Fuſs und ohne Begleitung nach Hause zu kommen. Aber das gab niemand zu, und am wenigsten der alte Herr *Stark*, der sich überhaupt so gütig und herzlich benahm, daſs die Witwe an seiner Gesinnung gegen sie ganz wieder irre ward. Er lieſs einen Wagen holen, in welchen, nach seiner Anordnung, die Doctorinn zuerst hineinstieg, um, während man der Witwe von auſsen nachhülfe, ihr von innen die Hand zu reichen. Auch Monsieur *Schlicht*, der trotz seines Alters noch sehr berührig und kraftvoll war, muſste hinein, mit der Anweisung: sobald der Wagen hielte, herauszusteigen, um Madame *Lyk* den Arm zu bieten, aber ja, wenn sie wieder schwächer würde, erst Hülfe aus dem Hause zu rufen, und sich nicht zu viel auf eigene Kraft zu verlassen. —

Nun? fragte der Alte, sobald er sich mit der Mutter wieder allein sah: kannst du mir sagen, was das hieſs? was das vorstellen sollte? Ich für mein Theil verstehe kein Wort. — Die Frau kommt am frühen Morgen gegangen, und reiſst mich aus meinen Geschäften; ich denke nicht anders, als sie will Wechsel auf England oder auf Holland kaufen; aber am Ende — was hat sie bei mir zu thun? — In der Welt Gottes nichts, als in Ohnmacht zu fallen. — Ist das etwa jetzt neuer Ton? Macht man zu London und zu Paris solche Morgenvisiten?

Wie du nun bist! sagte die Alte. Ein Frauenzimmer wandelt ja leicht etwas an.

Ein Frauenzimmer! — Warum denn aber dich und die Doctorinn nicht?

Je nun — eine ist ja nicht, wie die andre.

Mutter! — Wenn alle die Weiber, die den ganzen Tag, mit Roman und Komödie in der Hand, auf dem Sopha liegen, oder die auch den Morgen am Putz- und den Abend am Spieltisch vergeuden; wenn sie hübsch, wie du und die Doctorinn, von früh bis spät auf den Beinen wären, um sich in ihrer Wirthschaft herumzutummeln: ich wette, wir würden von keinen Krämpfen und Schwindeln und Ohnmachten, und wie das Zeug alles heiſst, weiter hören. — Zwar *einmal* — er drohte ihr erst mit dem Finger, und nahm dann ihre dürre, welke Hand, um sie zu liebkosen — einmal spieltest du mir auch einen Streich; da war ich in rechtschaffner Angst. — Doch das war auf dem Bette der Ehren, bei der Niederkunft mit der Tochter; und für so eine Ohnmacht alle mögliche Hochachtung! Die hat denn doch Hand und Fuſs.

Böser Mann! sagte die Alte, mit einer Miene die halb schmunzelte und halb schmollte: laſs doch solche Dinge nun aus dem Kopfe! Das sind ja alte Geschichten.

XXII.

Bald nach dem Mittagessen erschien der Doctor: theils, um sich nach der Gesundheit, theils — oder wohl eigentlich und hauptsächlich — um sich nach der Gesinnung des alten Herrn zu erkundigen. Er fragte fast in einem Athem: Wie befinden Sie Sich? und: Wie gefiel Ihnen die Witwe?

Auf das Erste, lautete die Antwort: Wohl! und auf das Zweite: Nicht übel!

Sie werden gefunden haben, daſs es eine sehr feine Frau ist. Nicht wahr?

Fein? Je nun ja! Wie Sie wollen. Figur und Gesichtchen sind ganz erträglich. — Es läſst sich schon denken, wie so eine Frau einen schwachen, thörichten Mann hat so weit bringen können, sich um ihrentwillen zu Grunde zu richten. —

Der Doctor, der sich einer günstigern Antwort versehen hatte, war ein wenig betreten. Indessen hielt er es nicht für gut, in gerader Richtung über den Strom zu schwimmen. — Sie ist zugleich von sehr sanfter Art; meinen Sie nicht?

Sie scheint es. Die Weiberchen scheinen Manches, Herr Sohn.

Aber sind doch Manches auch wirklich?

Wie man das nimmt. — Was sie jedesmal sind, sind sie wirklich. Heute dies, morgen das.

Mein Gott! Sie sind doch auch sehr gegen die Weiber.

Für sie, für sie, Herr Sohn! — Ich schätze an dem lieben Geschlechte nicht bloſs die Tugenden, sondern auch die Schwachheiten; aber wohl gemerkt! Diese mit jenen verbunden. Die Welt- und die Modeweiber, die nur die Schwachheiten, aber nicht die Tugenden, und eben darum jene im höchsten Grade haben; die, Herr Sohn — wie Sie schon längst gemerkt haben könnten — sind mir zuwider.

Und zu diesen, glauben Sie, gehöre die *Lyk?*

Ob noch jetzt? kann ich nicht sagen.

Ich bin Arzt in dem Hause. —

Da wissen Sie Bescheid um ihre Gesundheit.

Ja. Aber auch wahrlich um ihre Denkungsart, ihre Sitten, ihren Charakter. — Ein Arzt hat manchen geheimen, vertraulichen Augenblick mit den Weibern.

So? — Und das sagen Sie mir so frei ins Gesicht?

Warum nicht? —

Mir, dem Vater von Ihrer Frau? — Wenn ich nun der es wieder sage?

Gerne! gerne! In Gottes Namen!

Der muntre, freudige Ton des Doctors rührte den Alten, und er ergriff seine Hand. — Lieber, guter Doctor, sagte er, Sie und meine Tochter machen zusammen ein braves, ein herrliches Paar. — Gott erhalte euch so! Ich habe ja auſser euch keine Freude. — Er hatte groſse Lust auf den Sohn zu kommen, dessen noch fortdauerndes Fluſsfieber ihm sehr zu miſsfallen anfing; allein der Doctor lieſs ihn nicht los von der Witwe.

Nehmen Sie einmal an, sagte er, daſs die Frau wirklich ist, was sie scheint: sanft, lieblich, nachgebend, gefällig; — wäre da der unsinnige Aufwand im *Ts'ischen* Hause nicht auch ohne sie zu erklären? Lieſse sich's nicht denken, daſs eine so geartete Frau ihre eigene Neigung dem eitlen, auf lauter Pracht und Vergnügen erpichten Manne hätte aufopfern können: daſs sie sich bloſs durch ihn, ohne den mindesten innern Trieb, von einer Gesellschaft zur andern, einem Schmause zum andern, einem Balle zum andern, hätte fortreiſsen lassen?

Die Wirthschaft aber ging nach der Heirath erst an. —

Natürlich! Denn da wird das Haus erst ein Haus. Die Frau erst macht es dazu.

Und der ganze Aufzug — der Staat — die glänzende Equipage — das Alles scheint mir mehr auf weibliche, als auf männliche Neigung zu deuten —

Kam aber doch lediglich von dem Manne.

Hm! — Zwar sind manche Männer Weiber, und ärger als Weiber. —

Das mein' ich! Und dann, liebster Vater: was hatte die Tochter eines armen Landpredigers — denn das ist die *Lyk* — was hatte ein Mädchen, das weder Vermögen noch Aussteuer in's Haus brachte, für groſse Ansprüche machen können?

Ungeheure! Das verstehn Sie nur nicht. — Die Waare der eitlen Weiber hat keinen bestimmten Preis, aber in ihren eigenen Augen einen unermeſslichen Werth. Wenn für so ein Figurchen oder ein Lärvchen — und oft für noch weniger, für ein bischen Geschwätz oder Geziere — ein Baron seine Baronie oder ein Graf seine Grafschaft vertändelt; so haben sie dabei noch immer verloren, sich noch immer zu wohlfeil weggegeben: denn mit eben diesen — Herrlichkeiten oder Armseligkeiten — hätten sie ja ein ganzes groſses Fürstenthum unter kaiserlichen Sequester bringen können.

Wir reden aber hier von keiner Buhlerinn, sondern von einer Frau —

Alle Achtung!

Und deren Glück oder Unglück, Ehre oder Schande, hängt ja so innig mit Glück oder Unglück, Ehre oder Schande des Mannes zusammen.

Wird denn das überlegt? —

Hier wahrlich, hier ward es sehr überlegt. — Daſs sich Anfangs das junge, unerfahrne, in der Welt noch ganz neue Landmädchen in den Strom von Vergnügen kopfüber hineinstürzte, und nur an den jetzigen süſsen Genuſs, nicht an die künftigen herben Folgen dachte: das, hoff' ich, wird ein Menschenkenner, wie Sie, eben so leicht verzeihn, als begreifen. —

Aber das Ding währte fort — immer fort — ohne Ende.

Bloſs durch Schuld des Mannes, mein lieber Vater. — Die Frau ward schwanger und kränklich, und ich war nun fast täglich im Hause. Wie oft bezeugte sie mir ihre Sättigung, ihren Ueberdruſs, ihren Ekel! Wie herzlich wünschte sie sich das geräuschlose, häusliche, thätige Leben zurück, woran sie von jeher gewöhnt war! Aber denn ihren Mann zu bereden, war keine Hoffnung: denn gleich ihr erster Versuch, ihn umzustimmen, erregte seinen heftigsten Zorn. Sie liebte den Mann; sie war schwach; sie war der Armuth wegen, worin sie zu ihm gekommen war, scheu und blöde: Er dagegen — er war stolz, gebieterisch, aufbrausend, gegen die Liebkosungen und die Thränen der Frau wenig empfindlich. Ich sah das nur zu sehr, als er von ihrer Mutterliebe das Opfer forderte, den kränklichen Säugling nicht mit eigener Brust zu ernähren.

Und auch das liefs sie gut seyn? gab nach?

Was sollte sie machen? —

Der Alte schüttelte mifsbilligend mit dem Kopfe.

Die Wirthschaft ging indeſs ihren Gang immer fort, immer dem Abgrunde zu: und es muſste doch wahrlich groſses Vermögen da seyn, daſs der Mann seine Verschwendung ganze Jahre lang durchsetzen konnte.

Das war auch; das war! rief der Alte. Ungemeines Vermögen!

Indessen ward die Frau durch manche Beispiele gewarnt; sie ahnte traurige Folgen: allein da das Gesicht des Mannes heiter blieb, so verschloſs sie, mit ihrer gewohnten Furchtsamkeit, alle Besorgnisse in ihr Herz. — Endlich, als wirkliche Verlegenheiten eintrafen, denen nur der äuſserst vortheilhafte Verkauf des Gartens ein Ende machte, wirkte sie durch die nachdrücklichsten, zärtlichsten, wehmüthigsten Vorstellungen wenigstens einige kleine Einschränkungen aus, und für die Zukunft Versprechungen, die aber nur zu bald wieder vergessen wurden. Wäre nicht noch zu rechter Zeit der Tod in's Mittel getreten; so hätte sie wahrscheinlich den vollen Bruch des Hauses, und tiefe, bittre Armuth erlebt.

Nur wahrscheinlich? Sagen Sie: gewiſs und unfehlbar! — Aber daſs die Schuld so ganz nur des Mannes gewesen wäre, nicht ihre eigne — — ich gestehe Ihnen, Herr Sohn, das will mir gar nicht recht in den Kopf. Ich habe Nachrichten, die anders lauten, ganz anders.

Von wem? — Ich bitte Sie, lieber Vater —

Von — —

Von dem Wolf in der Fabel, hätte er sagen können; denn eben, als schon der Name ihm auf den Lippen schwebte — —

XXIII.

Trat Herr *Specht* in das Zimmer, und ward von dem Doctor sogleich als derjenige Mann, an den er sich halten muſste, auf's Korn genommen. Es sei nun, daſs die süſse Miene und die schmeichlerischen Demuthigungen des Herrn *Specht*, oder daſs gewisse Äuſserungen des Schwagers, die ihm noch dunkel im Gedächtniſs schwebten, diesen Verdacht bei ihm rege machten.

Herr *Specht* setzte mit wichtiger Miene einen groſsen Beutel Geld auf den Tisch; äuſserst froh, wie es schien, dem liebwerthesten Herrn Pathen seine bisherige Schuld bei Heller und Pfennig abtragen zu können. — Er hatte bei einer kleinen Speculation mit Waaren, die gerade damals gesucht wurden, ein ansehnliches Sümmchen gewonnen; er eilte also, sich durch Abbezahlung die Geldquelle zu reinigen, die er bei längerer Vernachlässigung leicht einmal hätte verstopft finden können. —

Ei potz, potztausend! sagte der Alte, indem Herr [illegible] den Beutel ausschüttete; das ist ja gewaltig viel Geld! Das ist ja ein Reichthum, wie des Mannes im Evangelium! Wo hat Er das Alles her?

Hehehe! Liebster, bester Herr *Stahl*! Wie Sie doch immer so gerne spaßen! — Reichthum? Daran fehlt viel. Lieber Gott! — Aber man thut denn das Seinige, und wenn *ein* Körnchen zum andern kommt, sagte einmal der Herr

Pathe, und immer neue Körnchen dazu — —

Ja, sieht Er? Da wird am Ende ein Haufen. Das ist ganz richtig. — Indessen zahlte Herr *Specht* munter fort, und sah sich dann und wann nach dem Sohne um, den er diesmal eben so gern, als sonst ungern, hatte kommen sehen, um sich einmal in seinem Glanze vor ihm zu zeigen. — Die Summen wurden richtig befunden, das Geld wieder eingesackt, und die eingeriſsnen Papiere zurückgegeben.

Nun? sagte der Doctor — weil ich sehe, daſs Sie mit Ihrem Geschäfte fertig sind, mein Herr *Specht* — wie geht's Ihnen? wie befinden Sie Sich?

Specht, unter tiefer Verbeugung, wobei sein Kopf eine Art von Schneckenlinie beschrieb, dankte tausendmal für gütige Nachfrage, und versicherte: er sei wohl.

Und zu Hause — die Frau Liebste? die Kinder?

Alles, alles wohl, mein verehrtester Herr Doctor.

Nun, das ist schön; das erfreut mich. — Wie sieht's denn jetzt in Ihrer Nachbarschaft aus? Was macht Madame *Lyk*?

Hehehe! Die lebt denn immer so fort, ganz im Stillen. — Wie's einer Witwe denn auch nicht anders ziemt. Ganz im Stillen.

Vormals war es dort nicht so stille. Da war gewaltiger Lärm.

Ach, das sagen nur der Herr Doctor noch einmal! Lärm bei Nacht, wie bei Tage. Keinen Augenblick hatte man Ruhe. — Das war ein Geschrei, Gefahre, Gelaufe, Getümmel, und wenn Ball oder Maskerade war, ein Gefiedel, Geflöte, Geblase, Gepauke — man hätte mögen von Sinnen kommen. Meine Frau hat dabei in dem einen Wochenbette was Rechts gelitten. Sie nahm es dem Herrn nicht so sehr übel, als der Madam, daſs man so gar keine Rücksicht hatte, und so schnell nach ihrer Niederkunft ein solches Spectakel anfing. — Sie konnte seitdem die Frau nicht mehr ansehn. — Es war auch wirklich recht gottlos.

Freilich! Die kurzen sechs Wochen über hätte man sich schon ein wenig still halten können. — Aber ob denn die Wirthschaft nicht bald wieder angehen wird?

Damit hat's denn wohl so seinen Haken. — Er kniff das eine Auge ein wenig, und glaubte Wunder, wie verschlagen er aussahe.

Wie so? — Der Mann ist doch lange genug unter der Erde. Die große Trauer ist aus.

Das wohl; aber — — Er schob den Daumen der rechten Hand ein paar Mal über den Zeigefinger, und zuckte dabei die Achseln. — Wo einmal *das* fehlt, mein lieber Herr Doctor — —

Ja, das ist wahr; da fehlt Alles. — Und aufgeräumt mag die Frau unter den Beuteln des alten Schwiegervaters ein wenig haben; das will ich glauben.

Ein wenig? Hehehehe! —

Aber wenn nur noch etwas, auch nur noch ganz wenig da ist; ein kleines, unbedeutendes Restchen: — solche Menschen, die einmal in der Jugend nicht rechnen gelernt haben, sind wie vom Bösen besessen. Sie haben nicht eher Ruhe noch Rast, als bis sie Alles, schlechterdings Alles, auch den letzten Pfennig, durchgebracht haben. Erst müssen die Gerichtssiegel an Kisten und Kasten kleben; eher ist kein Aufhörens bei ihnen.

Ja, das kann auch hier noch so kommen. Ich widerspreche keinen Augenblick, mein Herr Doctor. —

Der Alte, der sehr wohl merkte, wo der Doctor hin wollte, hatte sich im Rücken des Herrn *Specht* auf seinen Sorgenstuhl gesetzt, und hielt sich ganz ruhig. —

Eins wüſst' ich nur für mein Leben gerne, hob der Doctor wieder an: nicht, wer

wer von beiden Theilen allein und ausschlieſsend; — denn daſs beide nicht viel getanzt haben, ist mir gewiſs — aber wer wohl so am meisten und vorzüglich, an dem ewigen Schmausen und Tanzen und Tollen in dem Hause Schuld gewesen ist: ob die Frau oder der Mann?

Die Frau! die Frau, mein lieber Herr Doctor.

Doch? — Sie sind freilich der nächste Nachbar; Sie können das wissen.

So wie die Frau nur den Fuſs ins Haus setzte, ging's los.

Ja, das sagt man. — Aber ich habe neulich ein paar recht wackre Männer über die Frage streiten hören, und da meinte der eine: dieser Umstand beweise wenig, beweise nichts; es sei ganz und gar nicht die Frau, sondern — was ich nun freilich für übertrieben halte — einzig und allein der Mann gewesen, der allen den Unfug getrieben.

Ach, wer das auch mag gesagt haben, mein liebwerthester Herr Doctor — mit aller Hochachtung von ihm gesprochen — —

Nehm' Er Sich in Acht, sagte der Alte aus seinem Hinterhalte. Red' Er nicht allzuviel!

Wie so? wie so, mein bester Herr Pathe? Ich hatte nichts Böses im Sinne. — Die Frau ist von Ansehn recht artig, und ich mögte fast sagen, schön — was ich mich zwar zu Hause bei Leibe nicht dürfte merken lassen, hehehe! — und da, meint' ich, könnte einer der jungen Herren, die immer um sie herum waren — —

Sich in sie vergafft haben? rief der Alte mit Lachen: jaja! — Und so einer will denn nichts auf sie kommen lassen. Das ist begreiflich. — Ich selbst kenne einen sonst braven Mann, der sich gewisser vertraulicher Augenblicke mit allerlei Damen rühmt: und eben der — —

Der wird's ſeyn, sagte Herr *Specht*: der wird's seyn: ganz gewiſs!

Der Alte und der Doctor lachten von Herzen, und Herr *Specht* blieb ihnen sein Hehehe! auch nicht schuldig. — Er trocknete sich die thränenden Augen, und versicherte, daſs er nirgends in der Welt so froh sei, als bei dem liebwerthesten Herrn Pathen.

Aber, nahm der Doctor wieder das Wort: nun einmal im Ernst, lieber Herr *Specht*! — Daſs Sie keinen Grund zu Ihrer Behauptung haben sollten, läſst sich von einem so vernünftigen Manne wie Sie, nicht wohl denken. Vermuthlich hat einmal, in einem vertraulichen Abendstündchen, der selige *Lyk* Ihnen geklagt, daſs er mit dem Wildfang von Frau gar nicht fertig zu werden, sie gar nicht zu bändigen wisse.

Geklagt, mein Herr Doctor? Mir? In einem vertraulichen Abendstündchen?

So vor der Thüre, mein' ich. — Bei einem Pfeifchen. — Da schwatzen ja Nachbarn wohl eins zusammen. —

Ach mein Gott, lieber Herr Doctor! Wo denken Sie hin? — So ein vollwichtiger Mann bei der Börse, so ein angesehener Kaufherr; der sollte sich gegen mich kleinen Anfänger so herabgelassen, so erniedriget haben? — Nein, da ist nur unser einziger Herr *Stark*, der gegen jedes Kind freundlich ist, und der auch den kleinsten Bürger etwas gelten läſst; den Ruhm hat er ganz allgemein: —

Sehr verbunden! sagte der Alte.

Die andern Herrn — es scheint ihnen schon zu viel, unser einen nur ansehen zu sollen. Der höflichste, unterthänigste gute Morgen wird mit einem Wesen erwiedert, mit einer Miene — — Er quälte sich, eine recht stolze, recht verachtende anzunehmen; aber einmal ging in sein Gesicht, auſser der *Spechtischen* Original-Miene, keine andre hinein.

Nun, dann merke ich schon — dann haben gewiſs die Handlungsdiener, oder Andre im Hause, die um die Sache Bescheid wuſsten, ein wenig geplaudert.

Die Handlungsdiener? — Ja mein Gott! das sind nun vollends die rechten. Die sind, wo möglich, noch aufgeblas'ner, als ihre Herrn, oder wenigstens unerträglicher; denn mit allen ihren hohen Salairs — was sind sie? — Diener, sagt meine Frau, weiter nichts. Unser Einer, sagt sie, wenn er auch nur schmale Bissen iſst, schneidet sie doch von seinem eigenen Brote; aber ein solcher Miethling — — keinem zu nah gesprochen! setzte er furchtsam hinzu. —

Alles wahr! Alles schön, mein Herr *Specht!* Aber ich habe damit immer noch keine Antwort. — Sie wissen die Gesinnung der Frau und ihren Hang zum Verschwenden nicht durch den Mann, nicht durch Vertraute des Hauses; und woher denn sonst? — muſs ich Sie fragen.

Durch Ohrenbeichte, sagte der Alte ein wenig bitter, weil er schon merkte, daſs ihn *Specht* hintergangen habe. — Die *Lyk* ist heimlich katholisch, und dieser *Specht* ist ihr *Pater*.

Ach um Gottes willen! rief *Specht*, indem er mit wahrhaft protestantischem Schrecken zurücktrat: wenn das der Herr Hauptpastor hörte! oder gar meine Frau! — Ich ein *Pater*?

Das Lachen der beiden Herrn, das zwar bei dem Alten ein wenig verstimmt klang, brachte ihn bald wieder zu sich. — Nein, sagte er, mein Herr Doctor; was ich weiſs, das weiſs ich aus sehr erlaubter und sehr zuverlässiger Quelle.

Nun? — Darf man denn nicht erfahren — —

Kaum, daſs ich Herrn *Stark* von der tollen Wirthschaft im *Lykischen* Hause die erste Nachricht brachte; so rief der Herr Pathe sogleich: das kommt von der Frau her! Das ist die neue Modewirthschaft der Weiber! Da geht nun wieder einmal, unter Tanzen und Frohlocken, ein Haus, und ein so herrliches Haus, zu Grunde. — Und als ich das bei Tische wieder erzählte, sagte meine Frau augenblicklich: Er hat Recht, der Herr Pathe! Er hat ganz Recht!

Ja so — allerliebst! — Und da schoben Sie denn nachher jede ähnliche Ausschweifung ganz getrost der Frau auf den Hals?

Lieber Gott! Wie denn anders? — Meinem Herrn Pathen muſs ich doch glauben; denn *der* hat Erfahrung — o, der kennt die Welt; der weiſs Alles.

Ist Er toll? fragte der Alte, indem er, zu groſsem Schrecken des armen *Specht*, sich voll Unmuths aus seinem Sessel aufhob.

Liebster, bester Herr Pathe — —

Wahrlich! das wird lustig, sagte der Doctor. Sie, mein lieber Vater, haben die Sache von Herrn *Specht*, und Herr *Specht* hat die Sache von Ihnen.

Der Doctor bekam einen sehr unfreundlichen, und der Pathe, der wie versteinert dastand, einen ganz vernichtenden Blick. — Er ist — murmelte der Alte zwischen den Zähnen — mit allen seinen Höflichkeiten und Reverenzen — — Hier begriff er sich noch, riſs den Geldbeutel mit Heftigkeit zu sich, und ging davon.

XXIV.

Sie sehen den Lohn der Welt! — sagte der Doctor, indem das Schweiſstüchlein des Herrn *Specht* in voller Bewegung war; — das ist nun der Dank für alle Ihre mühsamen Gänge und Ihre gegebenen Nachrichten!

Mein Herr Doctor! rief *Specht*, und drehte dabei die Augen gen Himmel: — Wenn ich nicht so unschuldig bin, wie ein neugeborenes Kind — —

O das sind Sie! Das will ich Ihnen bezeugen.

Wenn nicht der Herr Pathe Alles, Wort vor Wort, so gesagt hat, wie ich's da wieder sagte — Er legte zu einer feierlichen Betheurung die Hand auf die Brust. —

Keine Schwüre, Herr *Specht*! Ich glaube Ihnen, eben um Ihrer Unschuld willen. — Mein Schwiegervater hat Alles gesagt, was Sie ihn sagen lieſsen; vielleicht noch mehr: aber wissen Sie auch, warum? — Weil eben damals zwei nicht unansehnliche Häuser gebrochen waren, und zwar, wie die ganze Stadt wuſste, durch Eitelkeit und Verschwendung von Weibern, die aber der *Lyk* so ähnlich sahen, als die Sünde der Tugend. Das eine war eine verlaufene Engländerinn, das andre eine Tänzerinn aus der Oper. Narren von Männern hatten solche Weiber geheirathet. — Diese Vorfälle lagen dem alten Mann auf dem Herzen; und auch die *Lyk* war eine aus der Fremde hieher Gekommene, eine ihm völlig Unbekannte. — Was er zu Ihnen sprach, war nur als Frage zu nehmen, die Sie nicht so leichtsinnig und so beharrlich zum Nachtheil einer würdigen Frau — denn das *konnte* sie wenigstens seyn, und das *ist* sie — hätten beantworten sollen.

Aber ich wuſste ja nicht, mein Herr Doctor — ich wuſste so wenig, als der Herr *Stark* — —

So wuſsten Sie doch dies, *daſs* Sie nicht wuſsten. — Und eben dies, mein Herr *Specht*, war die Wahrheit, die Sie als ehrlicher Mann hätten bekennen müssen.

Ach mein Gott, lieber Herr Doctor! Da hätt' ich ja doch widersprochen.

Nun? Und *wenn* Sie nun widersprachen?

So einem Manne? so einem Herrn? In alle Ewigkeit nicht.

Wahrheit, Herr *Specht* — merken Sie Sich das für die Zukunft! — Wahrheit nach Ihrer besten Erkenntniſs sind Sie nicht bloſs Ihrer Ehre, sondern auch Ihrer Glückseligkeit schuldig. Eben mit ihr fahren Sie sicher am besten. — Die Art, wie man die Wahrheit sagt, macht den Unterschied: sonst sagt man sie dem Könige, wie dem Bettler.

Ach mein Herr Doctor! Wenn Sie doch nur wären, wie ich!

Sie sind sehr gütig. —

Da sitzt man und sorgt und grübelt, und hat Frau und Kind auf dem Halse, und weiſs oft vor Angst nicht, wo aus wo ein: und wenn man denn da in so ein Haus kommt, und alle die groſsen Kisten sieht, und die ungeheuren Ballen mit Waaren, und das Gesumme und Getreibe der Leute, und die Frachtwagen, die ab- und die aufgeladen werden, und das ganze volle Dutzend

Pferde davor? — ach Herr Doctor! es wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Respect! — wo um Gottes willen! nähme man da den Muth her, auch nur zu mucksen?

Der Doctor faſste jetzt seinen Mann ein wenig scharf ins Gesicht, und wollte kein Wort weiter an ihm verlieren. Er versprach ihm auf sein ängstliches Bitten, bei dem alten Herrn Alles wieder in's Gleis zu bringen, schrieb ihm ein Recipe zu einem niederschlagenden Pulver, das er sich in der nächsten Apotheke sollte machen lassen, und wünschte ihm wohl zu leben.

XXV.

Obgleich wirklich Herr *Stark* mehr durch sein eigenes Vorurtheil, als durch den armen Tropf von Pathen hintergangen war: so war doch der bloſse Schein von dem Letztern ihm ärgerlich; und noch ärgerlicher, daſs er bei dieser Gelegenheit die Fassung verloren und dadurch jenen Schein bestätiget hatte. Er fühlte recht gut, daſs er die Sache nach seiner gewöhnlichen Art, mit lachendem Munde, hätte abmachen können. Indessen gereichte dieser Fehler, wenn es ja einer war, ihm zur Ehre: denn der Grund davon lag weit weniger in seiner gekränkten Eigenliebe, als in der Rechtschaffenheit seines Herzens, das ihm alle gegen die Witwe begangenen Ungerechtigkeiten auf einmal bitter vorwarf, und ihm denjenigen der dazu mitgewirkt hatte, in einem nicht mehr lächerlichen, sondern gehässigen Lichte zeigte.

Die Tochter, die theils durch Madame *Lyk*, theils durch ihren Mann, von allem Vorgefallenen genau unterrichtet war, glaubte die Herzensstimmung, worin sie den Alten vermuthete, zu ihrem Zweck benutzen zu müssen. Sie machte ihm einen nur ganz kurzen, flüchtigen Besuch, bei dem sie sich nicht einmal setzte, aber gleichwohl mit sichrer Hand alle die Saiten anſchlug, die sie in dem Herzen des Vaters als die empfindlichsten kannte. Den Vorwand zu diesem Besuche muſste die Bitte geben, die der Alte des Morgens beim Abfahren des Wagens an sie gethan hatte, ihm von dem Befinden der Witwe Nachricht zu bringen.

Entschul-

Entschuldigen Sie mich, sagte sie, lieber Vater, dafs ich Ihren Befehl erst so spät erfülle. Aber am Vormittage machten es mir Geschäfte, die ich nicht aufschieben konnte, unmöglich; auch hielt ich mich da bei der Witwe nicht lange auf: diesen Nachmittag habe ich mich etwas länger verweilt, und komme so eben — aber ich mufs sagen, mit recht schwerem, recht bekümmertem Herzen von ihr.

Wie so? fragte der Alte nicht ohne Theilnahme. Hat der Zufall sich wiedergefunden?

Das nicht. Sie leidet nicht sowohl am Körper, als am Gemüthe. — Das arme Weib fürchtet zu Grunde gerichtet zu werden, weil ein gewisser *Horn*, der ihr Gläubiger ist, entweder bezahlt seyn, oder gegen sie losbrechen will.

Horn? — Wenn sie mit dem zu thun hat — —

Leider!

Da beklag' ich das gute Weib. Nachsicht ist bei dem nicht zu hoffen. — Aber ist denn die *Lyk* noch immer in Verlegenheit, in Verwirrung? Ich glaubte, dein Bruder hätte Alles in Ordnung gebracht.

Das glaubt' ich auch; aber — er mag Termine gesetzt haben, die nun nicht ganz können gehalten werden.

Das sollte mir leid um ihn thun.

Oder er mag — — Ja, wenn ich Handlungskenntnisse hätte; da riethe ich weiter, mein lieber Vater.

Laſs gut seyn! Es ist da Mehreres möglich. —

So viel weiſs ich denn jetzt, warum die Witwe diesen Morgen bei Ihnen gewesen ist.

Nun? —

Eben dieser Verlegenheit wegen mit *Horn.* — Den Bruder zu sich bitten zu lassen, ging seiner Unpäſslichkeit wegen nicht an; ihn zu besuchen, da er noch ledig ist, schien gegen den Anstand zu seyn: und doch war die Sache dringend, und die Witwe — ich wiederhole ihre eigenen Worte — die Witwe fühlte durch das edle Benehmen des Bruders, wovon sie nie anders als mit inniger Rührung spricht, ihr ganzes Vertrauen an den Namen *Stark* wie gefesselt. Sie wollte also diesmal bei dem Vater suchen, was die Umstände von dem Sohne zu fordern nicht zulieſsen: Rath, Hülfe, Vermittelung, Unterstützung.

Und hat geschwiegen? Weswegen?

Sie hat gesprochen, wie sie mir sagt.

Nein! —

Sie hat wohl sicher gesprochen; aber — —

Nein! — wiederholte der Alte mit einem Nachdrucke, der seine noch fortdauernde ärgerliche Stimmung verrieth.

Ich denke, mein guter, lieber Vater hat sie nur nicht gehört, nicht verstanden.

Dann hat sie auch nicht gesprochen, sondern gemurmelt. Die verwünschte Gewohnheit des Murmelns wird von Tage zu Tage ärger. In meiner Jugend sprach man zum Maule heraus. — Am Ende, wahrhaftig! fordern die Menschen noch, man soll ihre Gedanken hören.

Sie ist furchtsam, das arme Weib. Verzeihen Sie ihr! Sie Selbst haben sie dann noch furchtsamer gemacht.

Ich? — Weiſst du, was du da sprichst? — Ich mache niemanden furchtsam, der etwas zu bitten hat, sondern ich muntre ihn auf und höre ihn an; und wenn sich's ohne meinen eignen zu groſsen Nachtheil thun läſst, helf' ich ihm ohne Umstände und gerne. Die elende, nichtswürdige Kunst, durch Achselzucken und Sauersehen und langes Bedenken seinen Gefälligkeiten Werth zu geben, hab' ich niemals verstanden. — Das hätte die Frau Tochter wissen und der Witwe schon sagen können.

Hab' ichs denn nicht? — Werden Sie doch nicht unwillig, mein lieber Vater!

Unwillig! Nun werd' ich gar unwillig! — Wie kommst du mir heute vor?

Ach, ich kann wohl Unrecht haben; ich glaub' es selbst. — Hätt' ich mich recht bedacht, so wär' ich lieber gar nicht gekommen. Ich bin so unglücklich gestimmt.

Ueber die Witwe? —

Ja. — Und dann — wie die kleinsten Umstände das Herz oft' am meisten rühren — —

Nun? —

Ich sah, eh' ich in das Wohnzimmer der *Lyk* trat, ein paar Augenblicke durch das Spiegelglas in der Thüre. — Da saſs die gute Frau, in die eine Ecke des Sopha gedrückt, den Arm auf ein Kissen gestützt, und ein Tuch in der

Hand, um sich die Thränen zu trocknen. Ihr zur Seite saſsen, jedes auf seinem Schemelchen, die zwei unschuldigen Kleinen, die sonst immer so froh um sie herumschwärmten, aber jetzt, wie es schien, an das Spiel gar nicht dachten; sie sahen so still in den Schooſs nieder, als ob sie den Herzenskummer der guten Mutter theilten, und blickten dann endlich, weil diese vielleicht eben einen tiefen Seufzer ausstieſs, von der Seite zu ihr hinauf, mit einem Ausdruck in ihren Augen! in ihren groſsen, blauen, himmelreinen Augen! mit einer Bänglichkeit, einer Zärtlichkeit, einem Ernst! — ich dachte an meine eigenen Kleinen, und dachte an Sie. Wenn Sie das gesehen hätten, mein lieber Vater! — Sie riſs das Tuch heraus, und fuhr sich damit an die Augen.

Sind's denn so artige Kinder? — fragte der Alte mit einem Tone, der auf einmal wieder ganz weich war.

Ach so wohlgezogen und artig! — Freilich hat die Frau nur diese beiden zu übersehen, und ich ihrer mehrere: aber dennoch erkenn' ich sie in der Kunst der Erziehung für meine Meisterinn; sie regiert die Kleinen mit Einem Blicke, mit Einem Winke, und das niemals im Bösen, immer in Liebe. — Doch ich stehe und plaudre, und vergesse, daſs meine Kleinen zu Nacht essen wollen. — Ich muſs fort, lieber Vater. Leben Sie wohl! Verzeihen Sie, wenn ich mit meiner üblen Laune Sie heute angesteckt habe! Es soll nicht wieder geschehen. — Sie küſste seine Hand, und verschwand. — —

Das Herz des Alten war ein an ſich ſo guter und jetzt durch die gehabten kleinen Erſchütterungen ſo trefflich aufgelockerter Boden, daſs es gar nicht anders ſeyn konnte, als der hineingeſtreute Same des Mitleids muſste reichliche Früchte tragen. — Herr *Stark* konnte zu Abend nicht eſſen, und die Nacht über nicht ſchlafen. Immer ſchwebte ihm die kleine Gruppe vor, die ihm die Tochter geſchildert hatte, und immer war's ihm, als ob er hin müſste, um der Witwe das Tuch aus der Hand und die kleinen lieben Waiſen auf ſeine Arme zu nehmen.

Auſser dieſem Bilde, waren es noch Gedanken anderer Art, die ihn beunruhigten, und von einer Seite zur andern warfen. — „Die Witwe fühlte ihr Vertrauen an den Namen *Stark* wie gefesselt.“ — Das schien ihm gleichsam ein Schuldbrief zu seyn, ein Wechsel, den der Glaube an Tugend auf seine Ehre gezogen hatte, und den er unmöglich anders als honoriren konnte. — „Sie hatte bei dem Vater suchen wollen, was die Umstände von dem Sohne zu fordern nicht zulieſsen.“ — Wie konnte er sich's nur denken, daſs der Vater in Beweisen von Edelmuth hinter einem Sohne zurückbleiben sollte, den er seiner Engherzigkeit wegen so oft getadelt hatte? — Dann noch der Name der Frau, der ihn an seinen ehemaligen vertrautesten Freund, den guten, redlichen *Lyk*, erinnerte; ihre groſse, bis zur Ohnmacht gehende Schüchternheit, fremde Hülfe zu suchen, die er als einen sichern Beweis edler Denkungsart ansah; ihre Thränen, die er zum Theil wohl selbst durch gewisse Züge in der Unterredung mit ihr mögte hervorgelockt haben; das mannichfaltige Unrecht, das er ihr, von Vorurtheil geblendet, durch Spöttereien gethan, die sie so ganz nicht verdiente, und für die nun sein eignes Herz, ob sie gleich das Ohr der Unschuldigen nie erreicht hatten, Genugthuung forderte; die Gelegenheit, die sich eben im Hause der *Lyk* gefunden, das verborgene Gute in dem Charakter seines Sohnes, das ihm so groſse Freude gemacht hatte, an's Licht zu bringen: — alle diese und ähnliche Betrachtungen hielten den Alten bis nach Mitternacht wach, und lieſsen ihn auch dann noch keinen festen Schlaf, nur einen unruhigen Schlummer finden.

XXVI.

Hier herein, Monsieur *Schlicht!* — sagte am folgenden Morgen Herr *Stark*, dessen Gesicht noch alle Falten und Runzeln vom vorigen Abende hatte. Ich hab' ein Wörtchen mit Ihm zu reden; und in diesem Zimmer — es war das Schlafzimmer, das er ihm öffnete — sind wir noch am ersten allein.

Dem alten Handlungsdiener, der nicht das beste Gewissen hatte, war bei dieser Anrede nicht wohl. Er war dem Schlafzimmer von alten Zeiten her gram: denn er hatte hier schon manchen schweren Kampf mit Herrn *Stark* zu bestehen gehabt; und eben jetzt war ihm wieder vor einem Examen bange, worin die Falschheit seines Vorgebens, daſs der junge Herr noch immer unpaſslich sei, an's Licht kommen konnte. Er warf sich in den Trotz *Kains*, der bekanntlich nichts als verkappte jämmerliche Furcht war, und fragte, auf beide Beine gesteift: Was soll ich? —

Monsieur *Schlicht*, muſs man wissen, war treu wie Gold; und wenn das Interesse seines lieben alten Wohlthäters mit irgend einem fremden in Streit gerieth, so war er im Stande, für jenes Leib und Leben zu lassen. Aber, wenn im Innern des Hauses ein solcher Streit entstand: so war er sicher von der Partei der Kinder gegen den Vater; und würd' es auch gegen die Mutter gewesen seyn, wenn nicht diese eben so treu als er es mit den Kindern gehalten hatte. Er hatte die letztern ungeboren gedacht, und sie so oft auf seinen Armen getragen, hatte ihnen tausend kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen, und tausend kleine Schmeicheleien und Liebkosungen dafür wieder erhalten. Noch jetzt, da sie schon längst erwachsen waren, nannten sie ihn immer Du, und lieber alter Vater; was dem fast siebzigjährigen Junggesellen, der es, bei allem guten Willen, nie bis zum Heirathen und bis zum eignen Kinderzeugen hatte bringen können, jedesmal in der Seele wohlthat. Auch vergaſsen die Kinder nie, was er selbst immer richtig vergaſs: seinen Geburtstag; wenigstens erinnerte die Doctorinn daran ihren vergeſslichern Bruder: und das ward dann ein Tag froher Feier, wo der alte *Schlicht* bei den Geschenken, die ihm reichlich dargebracht wurden, und die für seine

Bedürfnisse sorgfältig ausgewählt waren, nicht selten Freudenthränen vergoſs, und von der Doctorinn, wenn er dieser zum Dank die Hand küssen wollte, wohl gar ein Mäulchen davontrug. Durch solche Bande, die weit zärter, aber eben darum auch fester, als die der Ehrerbietung waren, die ihn an seinen Brotherrn knüpften, hing er unauflöslich an beiden Kindern; auch hatte er eine Schrift auf das Rathhaus getragen, worin er sie zu alleinigen Erben des nicht ganz kleinen Capitals einsetzte, das er sich in seinen vieljährigen Diensten gesammelt hatte. —

Vermöge dieser Anhänglichkeit, vertuschte Monsieur *Schlicht*, ehe der Sohn mit zunehmenden Jahren dreister ward, manche geheime Ausflüge desselben, und hatte darüber, wenn es herauskam, in dem oberwähnten Schlafzimmer manchen harten Stand mit dem Vater. Jetzt war er abermals Vertrauter des Sohnes, und hatte selbst die Chaise anspannen lassen, worin der junge Herr vor ein paar Tagen zu einem Freunde auſs Land gefahren war, weil es ihm gleich Anfangs unerträglich geworden, ohne Frost und Hitze ein Fieber zu haben, und wie ein Uebelthäter zwischen vier Mauren zu sitzen. Monsieur *Schlicht* lebte diese Zeit über in groſser Unruhe, daſs der Alte dahinter kommen, und es dann wegen seiner falschen Nachrichten vom Sohne sehr derbe Vorwürfe absetzen mögte.

Indessen kam er dieses Mal mit dem Schrecken davon. — Ich habe etwas vor, sagte Herr *Stark*, wozu ich einen Mann brauche, auf den ich mich

verlassen

verlassen kann, und der zugleich um sich weiſs, und in Handlungsgeschäften gewiegt ist.

Dieses herzerhebende Wort war Trost und war Balsam für Monsieur *Schlicht*. Seine Kenntnisse und Einsichten geehrt zu wissen, war ihm nie gleichgültig, und im gegenwärtigen Augenblick höchst erfreulich. — Befehlen Sie, befehlen Sie, sagte er, mein lieber Herr *Stark!* indem er ganz nahe zu ihm hintrat, um gleichsam jedes Wort ihm von den Lippen zu horchen. — Er erfuhr nunmehr, was Madame *Lyk* am gestrigen Tage bei dem Alten gewollt habe; erfuhr ihre unangenehme Lage mit *Horn*, und vielleicht mit noch andern Gläubigern, die Herr *Stark* nur näher zu kennen wünschte; erfuhr die groſsen Dienste, die der junge Herr der *Lyki-*

schen Handlung geleistet hatte, nebst der Neigung des alten Herrn, das vom Sohne angefangene gute Werk zu vollenden, und der Verlegenheit der Witwe, durch Verwendung seines Credits für sie, ein Ende zu machen.

Die Herzensfreude des guten *Schlicht* über Alles was ihm vertraut ward, am allermeisten aber über die Ehre dieses Vertrauens selbst, war so groſs, daſs Herr *Stark* den Strom der Beredtsamkeit, womit sich der alte Mann über jeden einzelnen Punct dieser Erzählung auszubreiten im Begriff war, durch ein stets wiederholtes und immer stärkeres: Hör' Er doch! Wir werden ja vor Abend nicht fertig! kaum zu hemmen vermogte. — Aber wie plötzlich stand und gefror dieser Strom, als Herr *Stark* hinzu setzte: daſs er nicht gesonnen sei, blindlings zu verfahren, sondern vor allen Dingen erst von dem Sohne wissen wolle, ob die Activa der Witwe ihre Passiva wenigstens balancirten, und in wie kurzer oder wie langer Zeit etwa Hoffnung sei, daſs sie völlig auſs Reine kommen und mit allen ihren Gläubigern auseinander seyn werde. Da mein Sohn, sagte er, die *Lykischen* Bücher durchgearbeitet, und also von der ganzen Lage der Handlung die vollständigste Kenntniſs hat: so ist dies von ihm ohne Zweifel besser, als von der Witwe selbst oder von ihrem Buchhalter zu erfahren, der wohl ohnehin nicht der thätigste und geschickteste seyn mag. Geh' Er also gleich zu meinem Sohne hinauf, Monsieur *Schlicht*, und laſs' Er Sich über die angegebenen Puncte — er wiederholte ihm diese Puncte langsam und deutlich — eine recht bestimmte, ausführliche Nachricht — hört Er? recht bestimmt und recht ausführlich — geben. Ich muſs jetzt fort; aber in einer Stunde längstens bin ich zurück, und erwarte alsdann Seine Antwort. Nachdem die lauten wird, will ich Ihm dann schon weiter sagen, was Er zu thun hat. —

Es wäre unmöglich gewesen, daſs Herr *Stark* die plötzliche und totale Gesichtsverfinsterung des alten Handlungsdieners nicht hätte bemerken und irgend etwas Unheimliches wittern sollen, wenn nicht eben jetzt, zu groſsem Glück für Monsieur *Schlicht*, die alte Wanduhr geschlagen, und mit ihrem ersten lärmenden Streich auf die Glocke den Gedanken des alten Herrn plötzlich eine andere Richtung gegeben hätte. Es war die höchste Zeit geworden, auf die Börse zu gehn, wo Herr *Stark* gerade heute ein Geschäft von so groſser Wichtigkeit hatte, daſs er nicht schnell genug glaubte hineilen zu können. Mit einem kurz abgebrochenen: **Adieu! Mach' Er Seine Sachen gut!** griff er hastig nach **Hut** und **Stock**; und verlieſs den armen rath- und hülflosen Monsieur *Schlicht*, der unbeweglich wie eine **Salzsäule** dastand, und das einzige Wörtchen **Ja!** — bis zu welchem seine ganze Beredtsamkeit jetzt versiegt war — mit immer längeren Pausen, und immer schwächerem Tone, hinter dem **Alten** her sprach.

XXVII.

In seiner Seelenangst, da er sich das ehrenvolle Zutrauen des alten Herrn so gern erhalten hätte, und doch auch nicht wuſste wie er es anfangen sollte, irrte Monsieur *Schlicht*, wie ein Unkluger, im ganzen Hause umher; und kam zuletzt auch vor das Zimmer des jungen Herrn, ohne selbst zu wissen was er da wollte. — Man denke sich sein Erstaunen, als er das Zimmer geöffnet, und den Gegenstand seiner Sehnsucht mit aufgestütztem Arme am Tische dasitzend fand. Er kreuzte und segnete sich, eh' er ihm näher trat, und ihn mit zitternder Stimme fragte: ob er's denn wirklich wäre?

Du glaubst doch nicht an Gespenster? sagte der junge Herr *Stark*.

Ach mein Gott! Wenn's nicht heller lichter Tag wäre; man mögt's beinahe. — Wie, um's Himmels willen! kommen Sie hier herein?

Von hinten, mein lieber *Schlicht*. Durch den Thorweg.

Ha! — Stand der offen?

Sperrweit. —

Nun, so soll doch auch den Knecht gleich auf der Stelle der Henker holen! Er hat Holz gefahren, der Schlingel! und hat mir den Thorweg offen gelassen.

Monsieur *Schlicht*, in seiner ökonomischen Wuth, wollte augenblicklich hinunter, um den Knecht rechtschaffen auszufenstern. — Aber, sagte Herr

Stark, ist's Dir denn nicht lieb, alter Vater, daſs ich mich auf diese Art habe in's Haus schleichen können?

Ach ja! ja! erwiederte Monsieur *Schlicht*: gar zu lieb! und ich will ja auch dem Kerl noch ein Trinkgeld, ein gutes Trinkgeld geben; mit tausend Freuden! — Aber ausschimpfen muſs ich ihn erst, und muſs erst sehen ob Alles zu ist. Wir haben Diebsbanden hier in der Stadt. — —

Das Geheimniſs von der frühen Zurückkunft des Herrn *Stark* war kein andres, als seine zur vollen Leidenschaft gediehene Liebe zur Witwe. Diese machte ihn für jede Gesellschaft, so wie jede Gesellschaft für ihn, ungenieſsbar. Sein Freund, der die unglückliche Stimmung seines Gemüths bald genug inne ward, suchte ihn auf alle mögliche

Weise zu zerstreuen und aufzuheitern: er brachte Gespräche auf die Bahn, in denen Herr *Stark* seine Handlungskenntnisse entwickeln konnte; er stellte eine eigene kleine Jagdpartie für ihn an; er schlug gesellschaftliche, muntere Spiele vor, bei denen sonst Lachen und Scherz nie fehlen: aber Alles vergebens. Im Gespräch gab Herr *Stark*, wenn von Java die Rede war, über Jamaica Antwort; auf der Jagd lieſs er die Hasen, die man ihm fast vor die Füſse trieb, ungesehen davon laufen; und zu den Spielen war er so unlustig oder nahm sich dabei so linkisch, daſs sie fast eben so schnell wieder abgebrochen, als angefangen wurden. Endlich, wie leicht zu erachten, ward man der undankbaren Mühe, ihm Vergnügen zu machen, überdrüssig; und Herr *Stark* hätte noch ein wenig zerstreuter seyn müssen als er es war, um nicht zu merken, daſs er seinem Freunde zur Last, und was noch mehr ihn kränkte, seinen Mitgästen lächerlich ward. Er packte also schnell wieder zusammen, und nahm schon am dritten Tage von seinem gütigen Wirthe Abschied, der zwar Ehrenhalber seine zu frühe Rückreise tadelte, aber im Grunde des Herzens froh war ihn wieder loszuwerden. —

Herr *Stark* hatte nunmehr die völligste Ueberzeugung, daſs er mit seiner Leidenschaft nur vergebens kämpfe, und daſs er ohne den Besitz der Witwe unmöglich leben könne. Es waren drei Fälle, die bei der Bewerbung um sie Statt finden konnten; und für jeden war sein Entschluſs schon gefaſst. Wenn der Vater seine Einwilligung abschlug, aber die Witwe sie gab; so setzte er sich mit den Vormündern der *Lykischen* Kinder, und zog zu der Witwe in's Haus, um ihre Handlung, die er genugsam hatte kennen lernen, zu übernehmen und fortzuführen. Wenn der Vater, wie er zwar innig wünſchte, aber zu hoffen sich nicht getraute, seiner Wahl aus vollem Herzen beistimmte — denn ein nur gezwungner oder gar erbettelter Beifall genügte ihm nicht — so schlug er die *Lykische*, ohnehin gesunkene, Handlung so vortheilhaft los als möglich, und führte die Geliebte seines Herzens in das väterliche Haus ein, wo er dann mit verdoppeltem Eifer sich seinen Geschäften widmen, nur ihnen und seiner Liebe leben, und den Vater überzeugen wollte, daſs es ihm so wenig an Talenten als an Tugenden fehle. Wenn unglücklicher Weise die Witwe selbst — sie, für die er so viel gethan hatte, und die er so innig liebte — seinen Wünschen abhold war; so blieb er keinen Augenblick länger in einer Stadt, wo er das Weib seines Herzens ohne Hoffnung des Besitzes vor Augen haben, oder wohl gar einen Dritten — er knirschte bei dieser Vorstellung — in ihren Armen glücklich sehen müſste. Er begab sich alsdann, wie er bisher gewollt hatte, nach *Br..*, wo schon Alles zu seiner Aufnahme bereit war, und wohin er den Briefwechsel mit seinem Geschäftsträger eben in dieser Hinsicht noch fortsetzte.

So weit stand der Entschluſs des Herrn *Stark*, ohne zu wanken, fest; und schon dies beruhigte gewisser Maſsen sein Herz: aber noch erhielt ihn die Ungewiſsheit, welche von den aufgezählten Möglichkeiten zur Wirklichkeit kommen würde, in jenem finstern, schwermüthigen Staunen, worin ihn der alte *Schlicht* überrascht hatte. Um auch dieser Ungewiſsheit los zu werden, beschloſs er jetzt, sobald der Vater zu Tische säſse, in das Haus des Schwagers zu eilen, der um das Geheimniſs seines Herzens nun einmal wuſste, und der ihm seines vollen, unbedingten Zutrauens werth schien. Mit ihm wollte er sich über die Art und Weise besprechen, wie er am besten die Gesinnung der Witwe und dann auch die des Vaters erforschen könnte.

XXVIII.

Alles gut! Alles sicher! sagte Monsieur *Schlicht*, indem er mit geriebenen Händen und frohem Angesichte wieder hereintrat. — Der Knecht hat seinen Ausputzer, und hat sein Trinkgeld weg; der verwünschte, nachlässige Kerl!

Den Ausputzer, sagte Herr *Stark*, hättest Du sparen können.

Nein, nein! Das Trinkgeld eher; denn das hatte der Zufall verdient, aber den Ausputzer er selbst. — — Ach, was ich mich freue, mein lieber, lieber Herr *Stark*, daſs Sie wieder zurück sind! Ich war in gewaltiger Noth.

Um *mich?* — Mir ſehlte nichts, lieber Vater.

Aber *mir* desto mehr. — Denken Sie Sich nur um's Himmels willen! was für einen Auftrag mir da der alte Herr giebt.

Nun? —

Ich soll zu Ihnen heraufgehn — zu Ihnen, den ich nicht hier wuſste! Wie ward mir dabei? — und soll Sie recht genau und recht umständlich befragen, wie es mit der Handlung der Madame *Lyk* steht, um derentwillen ich so oft habe wachen müssen.

Was? rief Herr *Stark*, und fuhr mit groſser Bewegung vom Stuhle.

Jaja! — Ob die Activa die Passiva wenigstens balanciren, und in wie kurzer oder wie langer Zeit sie etwa realisirt haben werde?

Schlicht! — Er faſste den alten Handlungsdiener bei beiden Armen. —

Mich, mich sollst du darum befragen? Mich?

Wen denn sonst? — Ihr Vater weiſs alle Ihre Gänge zur Witwe. Sie selbst scheint ihm davon gesprochen zu haben.

Sie selbst? — Ich glaube bei Gott, Affer! es ist nicht richtig mit Dir; Du bist von Sinnen. — Wie kommt mein Vater zur Witwe? —

Hören Sie, junger Herr! sagte Monsieur *Schlicht*, und schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe; das von Sinnen seyn lassen Sie weg! Das bitt' ich mir aus. Ich habe Gottlob! so alt ich bin, meine fünf Sinne so gut, wie ein Andrer.

Aber noch einmal, *Schlicht!* — Antworte, und sei dann böse so viel Du willst! Wie kommt mein Vater zur Witwe?

Hab' ich denn schon gesagt; daſs *Er* zu *ihr* kam? *Sie* kam zu *ihm*.

Sie zu ihm? —

Gestern Vormittag. Hieher in's Haus. — Und kam hier schlimm genug wieder weg.

Ha! rief Herr *Stark*, und erröthete über und über.

Oder eigentlich stattlich genug. Denn die Frau Doctorinn und ich brachten sie in einer Kutsche nach Hause.

In einer Kutsche! Warum? — Er fing an, zu erblassen.

Je, sie lag ja in einer Ohnmacht, die arme Frau! daſs man geschworen hätte, sie wachte vor dem jüngsten Tage nicht wieder auf.

Groſser Gott! — Vielleicht der Vorbote von einer Krankheit, von einer tödtlichen Krankheit!

Ach, hat sich etwas! — Er warf den Kopf in den Nacken. — Sie denkt Ihnen an keine Krankheit. Sie war kaum wieder zu Hause; so war sie flink, wie ein Vogel.

Ist das wahr? Ist das sicher?

Wird denn *Schlicht* Sie belügen? — Aber sagen muſs ich Ihnen noch, mein lieber, lieber junger Herr, was ich für eine groſse, für eine ausnehmende Freude gehabt habe.

Du? —

Ihr Vater hat in Ausdrücken von Ihnen gesprochen; in Ausdrücken! — Er nahm hier einen pathetiſchen Ton an. — „Mein Sohn hat so rechtschaffen gehandelt — mein Sohn hat sich so brav bewiesen — mein Sohn hat die Groſsmuth gehabt.“ — — Sehn Sie, mein lieber, lieber junger Herr! So hatt' ich noch in meinem Leben von Ihnen nicht reden hören.

Herr *Stark* hätte sich gern ein wenig geschämt, wenn er vor Vergnügen dazu hätte kommen können. Er sah den Nebel, der über seiner Zukunft lag, sich schon ziemlich erheitern, sah den liebsten seiner Wünsche zur Hoffnung werden, und bestürmte nun den alten *Schlicht* mit einer Menge von Fragen, die aber gröſstentheils ohne Antwort blieben. — Wenn ich doch nur wuſste, sagte er endlich, was in aller Welt die Witwe hieher gebracht, was sie gewollt hat?

O, was das betrifft; damit kann ich aus dem Munde des alten Herrn Ihnen dienen. Sie ist in Verlegenheit wegen eines gewissen *Horn*, der ihr zusetzt.

Horn? rief Herr *Stark*, und trat mit Heftigkeit gegen den Boden. — Ha!

der elende, nichtswürdige Geizhals! So hat er mir doch das Wort nicht gehalten, das ich so mühsam, mit so vielem Zureden, von ihm erpreſste! — Ich Thor! Warum bezahlt' ich auch den Bettel nicht gleich? — Und was beſchlieſst denn mein Vater? Was will er thun?

Er reiſst die Witwe heraus; ganz gewiſs! — Ich werde schon hören, sobald er von der Börse zurückkommt.

Bleibt er dort lange? Was meinst Du?

Ich denke. Er schien ein Geschäft von Wichtigkeit vorzuhaben. Er eilte sehr.

So will ich zu meiner Mutter hinunter. Vielleicht weiſs sie mehr, lieber Alter, als Du. Oder, wenn auch sie nichts weiſs — dann zum Schwager, zur Schwester, zur Witwe selbst!

Halt! halt! rief Monsieur *Schlicht*, indem er ihn noch glücklich bei dem einen Rockschoſs erwischte: so haben wir nicht gewettet, junger Herr; so kommen Sie mir nicht fort! — Erst Nachricht, ob die Activa der Witwe ihre Passiva — —

Nur decken, meinst Du? — Es bleibt noch Capital-Conto. Nicht wenig.

Schön! — Und die Zeit, wann sie realisirt haben wird?

Drei, vier Monate längstens.

Vortrefflich! — Aber nun mögt' ich noch einige Umstände wissen; als erstens — —

Fort war Herr *Stark*!

Fort ist er! brummte Monsieur *Schlicht*, und sah mit Kopfschütteln hinter ihm her. — Das ist mir denn doch wahrlich zu bunt. Dahinter liegt mehr verborgen. — Junger Herr! junger Herr! Sie haben der Witwe zu tief in die Augen gesehen. Sie sind verliebt. — — Je nun — wenn er's denn einmal ist — was für ein Unglück? — Eine hübsche, wackere Frau *ist* die Witwe; das ist gewiſs: und wenn sie ihm ansteht — — Sie hat viel Lebensart, muſs ich sagen; sie dankte mir gestern gar höflich; sie nannte mich *einen* lieben Herrn *Schlicht* über den andern: — Also — wenn sie ihm ansteht — warum soll er sie nicht zur Frau nehmen? Wer wird's ihm wehren? — Immer zu, mein Herr *Stark*! Immer zum Werk geschritten! Das Junggesellenleben ist ein langweiliges

Leben. — Haha! — Da kann ich alter Kindernarre noch in meinen siebziger Jahren etwas zu tragen und zu hätscheln bekommen. — In Gottes Namen! — Ich wollte, sie wären schon da, die kleinen niedlichen Püppchen, und könnten schon laufen.

XXIX.

Von der Mutter war wenig oder nichts zu erfahren; und so eilte Herr *Stark* durch den Thorweg, den Monsieur *Schlicht* ihm öffnen muſste — denn wenn er von vorne ging, konnt' er dem Vater in den Wurf kommen — zur Schwester.

Diese, die von seiner Reise gewuſst hatte, schien über seine Rückkunft verwundert. Sie konnte sich's nicht versagen, den ungeduldigen Liebhaber mit seiner Leidenschaft ein wenig zu necken, sich eben so brennend-neugierig zu stellen, als er selbst brennend-verliebt war, und ihm auf seine Fragen über die Witwe lauter Gegenfragen über die Reise zurückzugeben. Doch am Ende brach ihr das mitleidige Schwesterherz; und sie machte ihn durch die Entdeckung, daſs, nach ihrem und ihres Mannes Dafurhalten, die Witwe wohl eben so verliebt sei als Er, uber alle Beschreibung glucklich. Sie selbst war es in hohem Grade durch das stolze Gefuhl, das immer ihrem Geschlechte so wohl thut, einen Mann in den Fesseln eines Weibes sich krummen und winden zu sehn: doch fühlte sie zugleich, wie alle wohldenkenden Damen, einen lebhaften Trieb, den Leiden des armen Schmachtenden, so schön und so lieblich anzuschaun sie auch waren, ein baldiges Ende zu machen. Sie versprach ihm mit Hand und Mund, daſs sie nichts was in ihren Kraften stehe, unversucht lassen wolle, um das Schifflein seiner Liebe, wenn nur nicht Wind und Wetter allzusehr entgegen waren, glucklich in den Hafen zu steuren

Bei der Zuhausekunft des Doctors, kamen die drei Entwürfe zur Sprache, die Herr *Stark* auf die oberwähnten drei Fälle bei sich festgesetzt hatte. Der Doctor wollte durchaus, daſs er sich vor allen Dingen mit dem Vater verständigen, und seine Geschäfte wieder antreten sollte, wo denn die Einwilligung zur Heirath mit der Witwe gewiſs nicht fehlen würde. Herr *Stark* hingegen wollte vor allen Dingen der Gesinnung der Witwe versichert seyn, um zu wissen, ob er den Ort seines Aufenthalts nicht verändern müsse, und wie er sich gegen den Vater zu nehmen und zu erklären habe. In sein altes Verhältniſs, sagte er, trete er für keinen Preis wieder zurück, was auch immer sein Schicksal seyn möge; und die Billigung seiner Liebe betreffend, kenne er die unüberwindliche Beharrlichkeit des Vaters in seinen einmal gefaſsten Vorurtheilen.

Der Doctor erzählte ihm jetzt, wie sehr das Vorurtheil gegen die Witwe bei dem Alten bereits erschüttert worden, und bestand noch einmal darauf, daſs sein erster Schritt die Aussöhnung mit einem Vater seyn müsse; der von nun an gewiſs auf einen ganz andern Fuſs mit ihm leben würde. Die Rückkehr des alten Verhältnisses, meinte er, sei durchaus nicht zu fürchten, sobald nur nicht der Sohn selbst daran arbeite es wieder herzustellen. Ob der Vater ihn liebe? sei nicht die Frage; nur habe dieser Liebe bisher ein nothwendiger Zusatz gemangelt, und dieser Mangel sei die Ursache alles Verdrusses und aller Erbitterung geworden. — Herr *Stark* bestand darauf, daſs der Doctor sich näher erklären sollte; und dieser versprach es, wenn er zuvor das feierliche Wort erhielte, daſs ihm seine Freimüthigkeit nicht sollte übelgedeutet werden. Dieses Wort ward gegeben. —

Nun dann! sagte der Doctor: der Liebe Ihres Vaters mangelte, was jetzt schon in hohem Grade da ist, und was Sie noch täglich zu vermehren in Ihrer Gewalt haben werden: Hochachtung für Sie.

Wahr! Mehr als zu wahr! Er hat mich von jeher verachtet.

Er hat von jeher gewünscht, Sie innigst hochachten zu *können*. — Fragen Sie jetzt Sich Selbst, in welchem Maaſse Sie ihm das möglich machten!

Hab' ich ihm Schande gemacht? rief Herr *Stark*, indem er mit groſser Bewegung aufſtand. Hab' ich Lasterthaten begangen?

Ist von Schande die Rede? Werden Sie den schon hochachten, der sich mit keinen Lasterthaten befleckt hat? Gehört zur Hochachtung nicht mehr?

Herr *Stark* erinnerte sich der Freude des alten *Schlicht* über den Ton worin sein Vater von ihm gesprochen hatte, ward besänftigt, und setzte sich wieder. —

Ich habe Ihr Wort, daſs Sie meine Freimüthigkeit mir verzeihen wollen, und so lassen Sie mich ein für allemal, um Ihrer und Ihres Vaters Zufriedenheit willen, über diesen Punct meine geheimsten Gedanken sagen! — Ihr Vater hielt Sie für keinen bösen, aber für einen schwachen, für einen auf sich selbst beschränkten, zur Sinnlichkeit, Weichlichkeit, Eitelkeit ganz sich hinneigenden Charakter, Nach dem, was er von Ihnen sah, von Ihnen hörte — denn Ihr Gutes verbargen Sie ja vor ihm — *konnt'* er kaum anders, sondern *muſste* Sie dafür halten. Er dachte Sie im vollen Gegensatz mit sich selbst, und sich selbst konnt' er doch wahrlich auch bei der strengsten Unpartheilichkeit, mit keinen andern Augen ansehn, als womit alle Welt ihn ansieht: mit Augen der Billigung und der Achtung. Daher sein Ton gegen Sie: ein wirklich empfindlicher, ärgerlicher, kränkender Ton, der mir von jeher miſsfiel, den ich gegen *meinen* Sohn, wie ich auch immer von ihm urtheilen mogte, ewig nicht brauchen würde, auch freilich, weil mir Witz und Laune dazu versagt sind, nicht brauchen *könnte*; der aber aus dem ganzen Geiste und Herzen des Alten zu natürlich hervorging, als daſs die Abänderung desselben, solange er Sie in dem alten Lichte betrachtete, je gewollt werden durfte. — Um diesen Ton zu nehmen, war kein anderer Weg, als ihm seine Achtung von Ihnen zu nehmen; und dieses — Er ergriff hier die Hand des Schwärmers, und drückte sie ihm mit Wärme — dieses ist ihm genommen.

Herr *Stark* hatte mit Ruhe gehört, und schwieg auch noch jetzt. Der Doctor bekannte ihm, daß er die ganze Geschichte der Aussöhnung mit *Ida*, nebst Allem was darauf gefolgt sei, dem Alten erzählt habe, und schilderte ihm die große Rührung desselben nicht ohne eigene Rührung. — Treten Sie ihm jetzt unter die Augen, und Sie werden einen ganz andern Blick von ihm sehen. Reden Sie jetzt mit ihm, und Sie werden einen ganz andern Ton von ihm hören. — Wahrlich, Herr Bruder! wenn Sie auch alle die kleinen — Schwachheiten will ich nur sagen — beibehielten, die er sonst an Ihnen bespöttelte: er würde sie *nicht* mehr bespötteln; er würde sie immer noch weg wünschen, aber sie dem uneigennützigen, großmüthigen, edelthätigen Manne, den er jetzt in Ihnen erkennt, mit Freuden zu Gute halten. Nur Annäherung, Aussöhnung, Vertrauen! — und ich schwöre Ihnen, Sie gelten ihm künftig mehr, als wir Alle; Sie führen ihm jede Gattinn, die Sie wollen, als seine Tochter zu; Sie sind Herr aller Ihrer Handlungen, solange Sie in dem Geiste, wie seit *Leks* Tode, handeln; Sie haben an ihm keinen Tadler und Sittenrichter mehr, nur einen liebenden Freund, einen zärtlichen Vater.

So gern Herr [illegible] dieses Alles nicht bloß als Liebhaber, sondern auch als Sohn hörte, dessen Gefühle der Natur und der Pflicht nie völlig erstorben waren; so nahm er es doch mehr für angenehme Vorspiegelung, als für wirkliche Hoffnung. Er behauptete darauf, daß sein erster Schritt seyn müsse, von der Gesinnung der Witwe gewiß zu werden, um bei dem Versuche der Aussöhnung mit dem Vater zugleich seine Liebe erklären zu können; weil diese Aussöhnung, wenn man hinterher seine Liebe verwürfe, von keiner Dauer, und wenn die Witwe selbst ihm ihre Hand verweigerte, von keinem Nutzen seyn würde. Er sei in dem letztern Falle nun einmal entschlossen, seinen Aufenthalt zu verändern. — Man stritt noch eine Weile hin und her; aber jeder blieb, wie gewöhnlich, bei seiner eigenen Ansicht, bis die Doctorinn, die sich ihrer Wirthschaft wegen hatte entfernen müssen, wieder hereintrat, und Mann und Bruder zu Tische abrief. Sie sagte ihnen, daſs sie den Kindern besonders habe decken lassen, und daſs sie drei allein seyn würden, um mit voller Freiheit zusammen zu rathschlagen.

Der Streit zwischen dem Doctor und Herrn *Stark* ward ihr jetzt zur Beurtheilung vorgelegt, und sie entschied, nach kurzem Besinnen, *für* beide und *wider* beide. — Ihr könnt euch nur darum nicht vereinigen, sagte sie, weil Ihr Männer, das heiſst, weil Ihr Starrköpfe seid, die, wie sie einmal ein Ding gesehen und gefaſst haben, es immer sehen und immer lassen. — Mein Gott! So werft doch Euer beider Meinungen in Eine zusammen, und Ihr seid ja fertig.

Wie zusammen? fragten hier beide. Wie geht das an?

Ja, wenn wir Weiber nicht wären! —

Ihr holden Friedensstifterinnen! sagte der Doctor, und lachte.

Das sind wir, mein Herr, das sind wir. Davon sollen Sie gleich die Probe sehen. — Du, Bruder, willst vorher der Liebe deiner Witwe versichert seyn, ehe Du mit dem Vater sprichst. Nicht?

Allerdings.

Und Du, Herr Gemahl, willst den Bruder vorher mit dem Vater einverstanden wissen, eh' er mit der Witwe Richtigkeit macht?

Nicht anders.

Nun, was zankt Ihr Euch denn? Da giebt's ja gar keine Schwierigkeiten.

Das geht ja ganz vortrefflich zusammen. — Ich schaffe dem Bruder die vollkommenste Gewiſsheit von dem Ja der Witwe, ohne gleichwohl dieses Ja ausdrücklich zu fordern; und der Bruder, wenn er diese Gewiſsheit hat, gönnt dem Vater vorher das Wort, eh' er der Witwe seine Anträge macht. Dann wird er ja hören, und nachdem er hört, kann er handeln. Der Vater darf nicht klagen, daſs der Sohn ihn vernachlässiget habe, und der Sohn darf nicht fürchten, daſs er von einer oder der andern Seite in Verlegenheit komme. — Läſst sich etwas Leichters, etwas Einfacheres denken?

Aber ich sehe nicht ab, sagte der Doctor, wie Du ohne förmlichen Antrag des Ja der Witwe gewiſs werden kannst.

Armer Mann! Das siehst Du wirklich nicht ab? — Sage mir doch: wie nanntest Du jüngst ein Gesicht, woran Du gewiſs vorher weiſst, daſs Dein Kranker Dir sterben werde?

Ein hippokratisches etwa?

So ungefähr. Ja, so klang's. — Nun, die Freiheit der armen Mädchen und Witwen, wenn sie im Abfahren begriffen ist, hat eben ein solches hip — hip — wie heiſst es?

Hippokratisches Gesicht.

Richtig! — Und darauf verstehn nun wir Weiber — wir klugen, mein' ich — uns eben so gut, als Ihr Euch, Ihr gelehrten Herrn Doctoren, auf jenes. — Heute Abend, Bruder, hast Du von der Witwe volle Gewiſsheit, ohne daſs ich gleichwohl das Mindeste mit ihr richtig mache.

Aber, Schwester, sagte Herr *Stark*, wenn Du Deine Güte gegen mich vollenden wolltest — ich wünschte von Dir noch Eines.

Und was?

Daß Du, ehe ich mit dem Vater spräche, auch *seine* Gesinnung in Absicht dieser Heirath — nicht eben geradezu, nur von weitem, ganz von weitem erforschtest. — Ach, das würde mir die Unterredung mit ihm so unaussprechlich erleichtern.

Kann geschehn, sagte die Schwester.

Er soll ja sein Vorurtheil gegen die Witwe schon halb verloren haben?

Das hat er. Schon mehr als halb. — Aber, lieber Mann, wie ist's denn mit *Dir*? Du wirst doch auch etwas thun.

Was in meinen Kräften steht — gerne. Ich bin des Unfriedens in der Familie schon so überdrüssig! —

Morgen, weifst Du, ist Sonntag, und der Vater ifst hier zu Mittage. — Wie, wenn Du ihn in Dein Zimmer nähmst, und ihn zu einer liebevollen, freudigen Wiederaufnahme des Bruders zu stimmen suchtest? wenn Du ihm den Bruder von seinem letzten Geschenke so gerührt schildertest, so dankbar, so gut —

Dafs er ihn selbst wieder zurücksehnte?

Nun ja!

Mit Vergnügen. — Aber dann wird er sogleich, wenn er den Bruder gesund glaubt, ihn rufen lassen, oder wenn er ihn noch für krank hält, zu ihm hinaufgehn und ihn umarmen.

Er nimmt nicht so leicht. —

Nein nein, sagte Herr *Stark*. Verschone mich, Schwester! — Auch hast Du mir ja versprochen — —

Wahr! Ihn der Heirath wegen erst anzuhören. Und dazu will Zeit seyn. So Schlag auf Schlag geht das nicht. — Und doch mögt' ich so ungern, daſs der Sontag, wo wir ihn hier allein haben, und wo er gemeiniglich so vergnügt ist, für die Hauptunterredung verloren ginge. — Halt! Du warst ja auf dem Lande, Bruder? Bei einem Freunde?

Nun freilich.

Besinne dich! Du *warst* nicht, sondern Du *bist* auf dem Lande. Mein Mann hat Dir zu der Reise gerathen, und heute oder gestern — mag es doch heute seyn, heute nach Mittage!

— bist Du von hier gefahren. Indeſsen bleibst Du bei Deiner Schwester, und kannst wieder zur Stadt kommen, sobald Du willst. Schlicht soll Bescheid darum wiſsen.

Ich glücklicher Mann! sagte der Doctor. Was für eine Frau ich doch habe!

Nicht wahr? —

Eine kluge, eine herrliche Frau! — Von einer Erfindungskraft! einer Geiſtesgewandtheit!

Bosheit! Bosheit! rief sie. Nichts weiter! — Da will er mich nun verführen, daſs ich ihm einmal sagen soll, was eine Frau doch so ungerne sagt: Mann! Du hast Recht.

Die süſse Miene, womit sie jetzt aufſtand, verſprach einen Kuſs, und der Doctor fuhr sich schon mit der Serviette über die Lippen; aber plötzlich wandte sie sich gegen die Thüre, befahl den Pudding zu bringen, und setzte sich ganz [illegible] wieder an ihre Stelle.

XXX.

Komm' ich nicht ein wenig zu oft? sagte die Doctorinn, indem sie einen Augenblick an der Zimmerthüre der Witwe stillstand. Werden Sie Sich nicht bald meine Besuche verbitten?

O meine Freundinn! Mir Ihre Besuche verbitten! Ich, die ich mich lieber [illegible] von Ihnen trennte? — Sie thun mir da eine Frage — —

Die übler klingt, als gemeint ist. Weiß ich's nicht schon, daß Sie mich recht gerne ertragen?

Ertragen! — Nun kommen Sie mir vor Mitternacht nicht von dannen.

Ich Arme! Da wär' ich ja schrecklich gestraft. — —

Man nahm jetzt Platz, und die Doctorinn wollte so eben auf ihr Hauptthema einlenken; als ein Lehrling aus der *Lykischen* Handlung hereintrat, und den alten Mann von gestern ansagte, der Madame *Lyk* aus dem Wagen gehoben habe.

Der Doctorinn schoſs auf der Stelle das Blut. *Schlecht!* rief sie aus. Der kommt nicht anders, als wenn er geschickt wird. Was kann der wollen?

Er will, sagte der Lehrling, und schielte seitwärts die Doctorinn an, Madame *Lyk* unter vier Augen sprechen.

Nicht unter sechsen? Ei mein Gott! da muſs ich ja fort. Das ist übel. — Doch wenn Sie erlauben, Freundinn; so schleich' ich mich hier in dies Seitenzimmer, und wahrlich! wahrlich! ich will dort recht fromm seyn. Ich will an's Fenster und nicht an die Thüre treten.

Wie Sie mich quälen! setzte die Witwe. Bleiben Sie doch! Was für Geheimnisse kann er denn haben?

Wer weiſs? Er mag wohl einmal auch *nicht* geschickt seyn. Er ist noch Junggeselle.

Leichtfertige Freundinn! — Sie trat jetzt mit vieler Höflichkeit an die Thüre, und nöthigte den Alten herein, der sogleich durch die Heiterkeit seines Gesichts die gute Beschaffenheit seiner Botschaft ankündigte, und die Doctorinn in ihrer Ahnung bestärkte.

Sieh da, sagte diese: lieber, guter alter Vater! Bist Du's denn wirklich? — Ach mein Himmel! Und geputzt wie ein Bräutigam, oder wie ein Brautwerber. Was stellt das vor?

Der alte *Schlicht* lachte herzlich. —

Wirklich, so galant hab' ich Dich in meinem Leben noch nicht gesehen.

Man hat gut galant seyn, liebe Frau Doctorinn, wenn man Gönner hat, die auf einen was halten. — Er sah hier, wie verstohlen, auf seine neue atlasne Weste, und von der Weste wieder auf seine Wohlthäterinn; mit einem Ausdruck von Dank und Liebe, der ein noch älteres Gesicht, als das seinige, hätte verjüngen können. — Die Weste war ein Angebinde der Doctorinn an seinem letzten Geburtstage gewesen, und er trug sie, um seiner Sendung Ehre zu machen, heute zum ersten Male.

Die Doctorinn, von seiner Pantomime gerührt, schlug ihm sanft auf die Schulter. — Aber ist es denn wahr, lieber Alter, daſs Du mit Madame *Lys* ganz allein seyn willst? daſs ich hier fort muſs?

Wie so? Wie so?

Der Handlungsbursche, der Dich hier anmeldete, sagte — —

Ach, der Handlungsbursche ist — — Bei einem Haare hätt' er ein Kraftwort herausgestoſsen; aber zum Glück besann er sich noch, übersetzte den Namen, den er im Sinne hatte, nur nicht recht klug, und versicherte, daſs die Frau Doctorinn sein ganzes Anliegen hören dürfe; sie komme selbst darin vor. —

Mit groſser Ernsthaftigkeit hielt er dann seinen Vortrag. — Sein Principal, sagte er, der Herr *Stark*, bedaure ganz ungemein, daſs er gestern, wegen zunehmender Gehörsschwäche, die eigentliche Absicht des von Madame ihm gegönnten angenehmen Besuchs nicht verstanden, sondern diesen Besuch für eine bloſse überflüssige Höflichkeit genommen habe. Er sei nachher durch seine Frau Tochter, die hier anwesende Frau Doctorinn *Herbst* — die bei dieser Gelegenheit einen sehr herzlichen Blick erhielt — über jene Absicht näher belehrt worden; und da er nun ihn, den Monsieur *Schlicht*, theils als einen Handlungskundigen, theils als einen treuen und verschwiegnen Diener, aus vieljähriger Erfahrung kenne: so habe der Herr Principal eben ihm den Auftrag gegeben, der Madame die Versicherung seiner vollkommenen Bereitwilligkeit zu ihren Diensten zu überbringen, auch demnächst sich in das Comtoir des Herrn *Horn* zu verfügen, um sofort die etwanige Schuld bei diesem ungestü-

men,

men, dem Herrn *Stark* von der schlechten Seite schon wohlbekannten Manne, durch Wechsel oder baar, wie er selbst es wollen würde, zu tilgen. Uebrigens bitte sein Herr Principal, wenn ähnliche Fälle mit noch andern Gläubigern eintreten sollten, daſs Madame sich nur gleich an Ihn wenden, und ihn überhaupt wie ihren Curator betrachten wolle, als wozu er sich mit Vergnügen erbiete. Zugleich wünsche er, mit allem Dank verschont zu bleiben, weil er durch den Herrn Sohn sehr wohl unterrichtet sei, daſs er in keinem Falle bei der Unterstützung von Madame etwas wage, und sich also bei dieser kleinen Gefälligkeit eigentlich gar kein Verdienst um sie beimessen könne. — Er, Monsieur *Schlicht*, ersuche jetzt um beliebige genaue Angabe der ganzen *Hornischen* Forderung, damit er dem noch

übrigen Theile seines Auftrages
gen, und dem Herrn Principal d
ze Sache als völlig abgemacht be
könne. — —

Kaum hatte Monsieur *Schli*
vielem Wohlbehagen seinen Vor
endigt; so ergriff die Doctorinn di
der Witwe, und fragte, nich
töchterlichen Stolz im Herzen:
ich nun Unrecht?

O meine Freundinn! — Ein
Groſsmuth an einer Fremden,
fast gänzlich Unbekannten! —
weiſs ja, wem ich diese Hülfe
ken habe.

Wem? Wem? — indem sie
ihrer Umarmung zurückbeugte.
nem Vater; sonst keinem.

Er hat die edelste Tochter.

Kennen Sie die? — Eine Schwätzerinn ist's, die nichts auf dem Herzen behalten kann; die dem Manne Alles verplaudern muſs, was sie weiſs, und die ihm denn auch gesagt hat, was sie von der unangenehmen Lage ihrer Freundinn und von der Absicht des gestrigen verunglückten Besuches wuſste. — Das ist Alles gewesen; ich versichere Sie. Kein Wort von Fürsprache, von Aufmunterung Ihnen zu helfen; kein Gedanke daran! Das hätte die Freundinn beleidiget, und den Vater beleidiget. Der handelt nicht, wie es ihm Andre eingeben; der handelt nach seinem eigenen Herzen.

Ich höre Sie mit einer Bewunderung — einer Empfindung — —

Lassen wir das! — und nun umarmte sie die Witwe mit wahrer, herzlicher Freundschaft. — Mein guter *Schlicht*, der nie viel Zeit hat, wartet auf Antwort; und ich denke doch, Sie werden ihn durch keine abschlägige kränken?

Die Witwe bat jetzt Monsieur *Schlicht*, seinem Herrn Principal ihre innige Verehrung, ihre tiefe Rührung über den unverdienten Beweis seiner Gewogenheit zu versichern; aber zugleich ihm zu sagen, daſs der Gehorsam gegen den einen Theil seines Befehls ihr den Gehorsam gegen den andern unmöglich mache. — Ich werde Sie Selbst, lieber Herr *Schlicht*, mit einigen Zeilen von meiner Hand beschweren, die Sie ihm zu überreichen die Güte haben werden. Den persönlichen Dank behalt' ich mir vor. — Sie erlauben doch, beste Freundinn? — mit einer Wendung gegen das Seitenzimmer.

Gehen Sie, gehen Sie nur! Sie thun etwas sehr Ueberflüſsiges; aber ich weiſs, Sie würden es doch nicht laſsen. —

Die Doctorinn nutzte die Augenblicke, da sie mit *Schlicht* allein war, um ihn von Allerlei zu unterrichten, was ihm zu wiſsen Noth that; von dem Wechsel, den ihr Mann an *Horn* ausgestellt hatte, um die Witwe auſser Gefahr zu setzen; von ihrem Wunsche, daſs der Vater davon nichts merke, und also nicht ihr Mann quitirt werde, sondern die Witwe; von ihrer Absicht, den Bruder noch einige Tage vorgeblich auf's Land zu schicken, bis ein gewiſser Entwurf gereift sei, der ihn von seiner Grille, nach *Br..* zu gehen, unfehlbar zurückbringen werde; endlich von der unaufhörenden Nothwendigkeit, das Wohlbefinden des Bruders und seine Abfahrt auf's Land, die aber erst diesen Nachmittag würde geschehen seyn, vor dem Vater geheim zu halten. — Monsieur *[illegible]*, mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit, versprach, sich das Alles zu merken, und fand die Anschläge seiner lieben Frau Doctorinn ganz vortrefflich.

Madame *Lyk* trat mit einem Briefchen und einem Zettelchen in der Hand, auf welchem die *Hanische* Schuldforderung verzeichnet war, wieder herein, und gleich nach ihr erschien ein Mädchen mit einer Flasche süſsen Weins und mit Gläsern. Die Doctorinn verbat, indem sie ihren Widerwillen gegen starke Getränke; Monsieur *[illegible]*, indem er seine Geschäfte zu Hause vorschützte, wo er noch so Manches zu thun habe, daſs die Stelle ihm unter den Füſsen brenne. Die Witwe, die sich ihm für seine Mühe so gern erkenntlich bewiesen hatte, bot alle ihre Beredsamkeit gegen ihn auf, und schon gerieth er mit der seinigen sehr in's Stocken; aber die Doctorinn, um mit der Witwe allein zu seyn, schlug sich auf seine Seite, und half ihm durch. — Ich kenne, sagte sie, meinen lieben, guten *Schlicht:* er thut Alles, was ihm obliegt, mit groſser Treue, mit groſsem Eifer; und da ihm das Haus meines Vaters zur Aufsicht übergeben ist, so hängt er daran nicht anders, als ob er, wie die Schnecke, damit verwachsen wäre. Er trägt es zwar nicht auf dem Rücken, aber er trägt es dafür auf dem Herzen. Ihm ist nicht anders wohl, als wenn er darin steckt.

Das war einmal ein Lob, ganz nach dem Sinne von Monsieur *Schlicht*, und er dankte dafür, indem er es ehrlich annahm, mit vieler Freude. Auch Madame *Lek* sagte ihm noch beim Abschiede viel Schönes; sie erinnerte sich alles des Guten, was sie aus dem Munde des Herrn *Stark* von ihm gehört hatte, und freute sich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der einer so hochachtungswürdigen Familie, als die *Starkische*, so vorzüglich werth sei. — Kein Malaga, noch Cyper, noch Syrakuser, noch was sonst die Flasche der Witwe enthalten mochte, hatte das Herz des alten *Schlicht* mehr erquicken, oder ihm den Kopf mehr benebeln können, als diese lieblichen Worte; denn wirklich schien er, als er auf die Straße hinaustrat, ein wenig berauscht. Er sprach in einem fort mit sich selbst, und gesticulirte dabei so lebhaft, daß Mehrere der Vorübergehenden stillstanden, und

Lachen ihm nachsahn. Der Inhalt
es Selbstgespraches war: daß von al-
Frauen der Stadt die Frau Doctorinn
e Walterede die beste, aber gleich
ls die Madame *Lyk* die liebenswür-
ste und vortrefflichste sey. — Indem
ch dachte, daß sie auf jemand so
h seyn könne ihm nur zu borgen,
te er mit dem Stock so heftig gegen
Pflaster, und schnitt so grimmige Ge-
ter, daß ein paar spielende Kinder
Schrecken zusammenfuhren, und
Geschrei in die Häuser liefen.

XXXI.

Es war der Doctorinn peinlich, daſs die Witwe kein Ende finden konnte, die Groſsmuth ihres Vaters und ihre eigene Freundschaft zu rühmen; aber wie viel sie auch bat und ablenkte, immer kam die Rede darauf zurück. — Ich hätte, sagte die Doctorinn endlich, so gern über meinen Bruder mit Ihnen gesprochen; aber wie ich wohl sehe — —

In dem Augenblick schloſs sich der Mund der Witwe, und desto offner stand jetzt ihr Ohr. —

Sie glauben wohl nicht, daſs hinter der scheinbaren Heiterkeit, womit ich zu Ihnen kam, sich ein sehr bittrer Verdruſs versteckte? Gleichwohl ist es icht anders. Ich habe aber meinen Bruder zu klagen, recht sehr zu klagen.

Unmöglich! Ueber so einen Bruder?

Ja! Ueber so einen! — Eben daß r so einer ist — —

Liebe Frau Dechantinn! — Sie sind anz sichtbar gekränkt.

Ich kann mir nicht helfen; ich trage mein Herz auf der Zunge. — Sehen Sie, Dechantinn! Nichts in der Welt thut mir weher, als wenn man mir meine besten Gesinnungen nicht erwiedert, wenn man mich bei meiner Offenheit mit Verschlossenheit, bei meinem herzlichen Zutrauen mit kaltem Mißtrauen lohnt. — Sagen Sie, was Sie wollen: er etwas ist [illegible], ist [illegible].

Will ich es denn vertheidigen? Aber daß Ihr würdiger Bruder — —

O, ich sehe schon: Sie werden auf Ihn nichts kommen lassen; Sie sind zu sehr seine Freundinn.

Wenn ich's nicht wäre! — Sie hatte Thränen im Auge.

Indessen sind Sie doch auch Freundinn von mir, und Sie werden gerecht seyn. — Ich will den Fall so setzen, was doch sicher nicht ist, daß mein Bruder eine Sache auf dem Herzen trage, die ihm eben nicht Ehre machte; kannt er denn nicht seine Schwester, seine liebreiche Schwester, die Alles in der Welt eher thun würde, als ihn verrathen? Kannt er nicht seinen redlichen Schwager, der von jeher so innig Theil an Ihm nahm, und der ihn auch jetzt mit Rath und That so gern unterstützen würde? Mußt er auf tausend Fragen, auf tausend Bitten, dafs er sich öffnen wolle, noch immer verschlossen bleiben?

Aber darf ich denn hören — ?

Da ist sehr wenig zu hören. Leider weifs ich oder errath' ich nur das ganz Allgemeine: Er liebt!

Er — liebt? — fragte die Witwe, nicht ohne Stocken; denn in dem Augenblick sah sie ihn vor sich, den biedern, den edlen Freund, wie er beim Abschiede die Hand ihr so glühend küfste, dafs auch sie sich im Herzen sagte: Er liebt!

Alle Anzeichen sind wenigstens da: ein unablässiges Seufzen; ein starres Hinblicken auf einerlei Fleck; eine weiche, kränkliche Sprache; ein feuchtes, schmachtendes Auge. — Aber *wen* er liebt, *wen*? — mit keinem Bitten, keinem Zureden ist das herauszubringen. — Es wird doch wohl in Ewigkeit keine Person seyn, die nicht mehr frei wäre? die ihr Herz schon verschenkt hätte?

O gewiſs nicht! gewiſs nicht! sagte die Witwe — und gerieth über dieses rasche, ihr entflohene Wort in eine Verlegenheit — eine Verwirrung —

Also Sie wissen? — indem sie ihr näher rückte.

Nichts, liebe Freundinn. Ich weiſs davon nichts; aber — — ich schlieſse aus seiner Denkungsart, seinem Charakter, daſs — wenn er so etwas merkte — —

Nun, dann rath' ich nicht länger. Denn daſs er eine Person lieben sollte, die er zu nennen mit Recht Bedenken trüge; die seiner unwürdig wäre: — nein, das will und das mag ich nicht rathen.

Ich bitte Sie. Keinen solchen Gedanken! — Sie enthielt sich kaum einer Thräne; denn so möglich es blieb, daſs nicht sie diese Person war, so konnte sie doch nicht umhin, sich an deren Stelle zu setzen.

Lassen Sie mich ganz freymüthig herausgehn! Ich wende mich nicht ohne Ursache an Sie. Ich habe meinen Bruder die ganze Zeit über, da er Ihre Bücher berichtigte, fast gar nicht gesehen; er war fast jeden Abend bey Ihnen. — Natürlich ward er mit Ihnen vertraut.

Die Witwe zitterte vor dem, was nun folgen würde. Sie erröthete und erblaſste.

Sollte da in so manchem Gespräche, in so manchem ungezwungenen, unbelauschten Gespräche — denn Sie waren ja wohl meiſtens mit ihm allein — —

Das freilich: aber — —

Sollte da nicht irgend ein kleiner Zug ihn verrathen haben? Sollte nicht irgend ein Wörtchen gefallen seyn, das uns Licht geben konnte?

Ich wuſste nicht. Ich muſste zurückdenken, sagte die Witwe. Doch überhaupt — —

Was überhaupt, liebe Freundinn?

Er hatte hier Arbeit vollauf; er hatte zu rechnen. Es ward sehr wenig geſprochen.

Rechnungen freilich nehmen den Kopf ein. Aber bei alle dem — der Anfang seiner Leidenſchaft fällt gerade in die Zeit, da er bei Ihnen rechnete; denn bis dahin war er noch heiter und munter.

munter. Gewiſs hat er, neben den Zahlen und Brüchen, noch an etwas Anders gedacht. — Können Sie Sich nicht erinnern, ob Sie einmal Gesellschaft hatten? ob Frauenzimmer darunter waren?

Ich hatte — niemals Gesellschaft. — Sie wuſste sich keinen Rath mehr. Sie pflückte und zupfte an ihren Kleidern.

Nun, so werd' ich wohl auch hier nichts erfahren. Ich w[illegible] gewiſs der [illegible], als ich kam. — Allein Eins muſs seyn, daſs die Zeit einmal Alles an's Licht bringt, und daſs auch diese Liebe nicht ewig Geheimniſs seyn wird. — Indessen glauben Sie nur nicht, daſs mich bloſse Neugier zu Ihnen geführt hat, es war eben so sehr [illegible] Besorgniſs um einen Bruder, den ich [illegible] rinn noch immer liebe, so wenig er es auch werth ist.

Sie sind hart. — O mein Gott!

Ich sehe ihn blässer, magerer werden; sehe ihn alle Heiterkeit, allen Frohsinn verlieren; sehe ihn hinwelken mitten in der Gesundheit: wie kann ich da ruhig bleiben?

Hinwelken! — Liebe Frau Doctorinn!

Nicht anders. Nur noch diesen Morgen sagte mein Mann: das geht nicht; das thut auf die Länge nicht gut; der Bruder muſs sich nothwendig erklären.

Die Witwe gerieth hier in eine Wehmuth, die sie kaum mehr bezwang. Auf Erklärung freilich kam's an: und daſs er diese zurückhielt; daſs er sich lieber in heimlichem Gram verzehrte, als seine Liebe bekannter war, sollte sie darum schliefsen? — Vielleicht theilte er selbst diese Liebe? Stand ihm ihr zu geringes Vermögen; standen ihm ihre Kinder im Wege? —

Eigennutz mischt sich denn auch mit in's Spiel; ich will es nicht läugnen. — Ich hatte einst eine Schwester, die ich an den Blattern verlor; ach ein Geschöpf, liebe Freundinn! — von einer Sanftheit, einer Gefälligkeit, einer Seelengüte! — Wie gerne hätte ich so eine Schwester wieder! Wie hoffte ich immer, dafs mein Bruder sie mir zuführen sollte! Wie würd' ich sie und um ihrentwillen auch meinen Bruder geliebt haben!

Auch ich — sagte die Witwe — hatte — Und nun zog sie ihr Tuch hervor, und weinte es so über und über voll, daſs ſie es wegwerfen und ſich ein friſches nehmen muſste.

Gewiſs war Madame *Lyk*, das Wenige ausgenommen, was von Verſtellungskunſt jedem Frauenzimmer unentbehrlich iſt, nicht im mindeſten Heuchlerinn; und ihre Thränen floſsen alſo ohne Zwang, aus der Fülle des Herzens: aber gewundert würde ſich, wenn ſie hier hätte zugegen ſeyn können, die kleine *Amalie* ein wenig haben, daſs, im achten Jahre verſtorben, und ſeit vierzehn Jahren nicht mehr erwähnt, ſie noch jetzt ein ſo reichliches Thränenopfer erhielt.

Auch die Doctorinn zog nun ihr Tuch hervor, aber in etwas anderer Abſicht; ſie verbarg ein Lächeln dahinter. — Laſſen Sie uns, fing ſie dann an, von dieſem Geſpräche abbrechen;

denn wozu einander wehmüthig machen? Wir wollen denken: was hin ist, ist hin, und was im Grabe liegt, kommt nicht wieder.

Der kommt freilich nicht wieder, schluchzte die Witwe.

Hingegen wo noch Leben ist, da ist Hoffnung. — Mein Ernst ist wohl auch nicht so hinfällig, als meine Besorgniß ihn macht; wenigstens, wie ich diesen Mittag sah, hat er noch gute Eßlust: und die, denk' ich, ist eben kein Zeichen zum Tode. Sie lächelte. — Übrigens wird er jetzt schwerlich nach *B...* gehen; er wird, denk' ich, hier bleiben: und da — —

Er wird hier bleiben? fragte die Witwe, und schien durch dieses Wort ein wenig getröstet.

Ich denk' es, sagt' ich. — Und da wird denn mein Mann, der sich auf solche Krankheiten versteht, ihn unter der Aufsicht behalten, und wird ihm schon wieder zu Kräften helfen. Vernünftig wird er ja auch wohl am Ende werden, und wird sich erklären. Meinen Sie nicht? — Sie lächelte wieder.

Die Witwe gerieth über die plötzliche Veränderung des Tons und der Gebehrde der Doctorinn in nicht geringe Verwirrung. Fast muſste sie glauben, daſs nicht des Bruders, sondern ihrer selbst wegen geforscht worden sei, und daſs jener seine Liebe zu ihr der Schwester schon erklärt haben müsse. Diese Vermuthung bestätigte sich, als die Doctorinn nun voller Heiterkeit fortfuhr: ich bekomme denn doch noch wohl eine Schwester; o! ich bekomme sie ganz gewiſs; eine eben so gute, sanfte, liebreiche Schwester, als die ich verloren habe. Mich däucht, ich sehe die holde Seele schon vor mir. — Sie hatte die Hand der Witwe genommen, der sie bei diesen letzten Worten einen sanften Druck gab; und die Witwe, unbewuſst was sie that, und zu spät darüber erschreckend, erwiederte nicht allein diesen Druck, sondern zeigte auch in ihrem noch feuchten Gesichte ein sanftes Lächeln. Sie war böse über die Hinterlist der Fremdinn, und war's doch auch nicht; sie ärgerte sich über die heitre Miene derselben, und war doch auch froh darüber; sie wuſste selbst nicht recht, wie sie gesinnt war. Aber allein wäre sie gerne gewesen, um alles Gesprochne noch einmal zu überdenken, und bei sich auszumachen, wie viel oder wie wenig sie wohl von ihrem Herzen verrathen habe.

Die Doctorinn, als ob sie ihr diesen Wunsch aus den Augen gelesen hätte, stand auf, um Abschied zu nehmen. Es wird spät, sagte sie; ich muſs fort. Leben Sie wohl, meine gute, sanfte, liebe — — ach, mein Gott! ich hätte bei einem Haare gesagt: Schwester! Sie sehen, wie voll ich den Kopf von der Herzensangelegenheit meines Bruders habe. — Was meinen *Sie?* Soll ich ihm ganz wieder gut seyn?

Ach liebe Freundinn! Sie waren ihm noch keinen Augenblick böse.

Nicht? Wirklich nicht? — und nun erfolgte eine wärmere, innere Umarmung, als noch bis jetzt unter ihnen Statt gehabt hatte.

Auf der Flur fand die weggehende Doctorinn den ältesten Sohn der *Lyk*, den sie aufhob und kuſste. Der jüngere lag an einer kleinen Unpäſslichkeit nieder. Sie hatte den schnellen Einfall, die Mutter zu bitten, daſs es ihr morgen früh erlaubt seyn möchte, den Kleinen holen zu lassen, um ihn einem der gröſsten Kinderfreunde, ihrem guten alten Vater, zu zeigen, der an der schönen Gestalt und dem artigen Betragen des Kindes sich sehr ergötzen würde. — Er kann, sagte sie, mit meinen eigenen Kleinen spielen, und kann bei uns essen. — Die Mutter bewilligte das, und der Knabe hüpfte und sprang vor Freuden. — —

Zu Hause machte die Doctorinn ihren Mann, aber noch mehr ihren Bruder, durch die mitgebrachten Nachrichten sehr glücklich. Besonders rührte den Letztern die Unterstützung, die sein Vater der Witwe hatte angedeihen lassen; er empfand darüber eine Freude und eine Dankbarkeit, wie er sie über die gröſste, ihm selbst erwiesene Wohlthat nicht würde empfunden haben. Aber unzufrieden war er, daſs die Schwester mit dem Inhalte des Gesprächs, welches zwischen ihr und der Witwe vorgefallen war, so sehr zurückhielt, und daſs er mit allem Forschen nichts weiter herausbrachte, als bloſs: er werde geliebt; er werde ganz sicher geliebt; und sie, die Schwester, stehe ihm für ein freudiges Ja, sobald er es fodern würde, mit ihrem Leben. Was die Witwe Alles gesagt, und durch was für Züge sie ihr Herz verrathen habe: das verhüllte auch ihm, ob er gleich Bruder und Liebhaber war, der Schleier des weiblichen Zartgefühls; nur dem Ehemanne ward, im vertraulichen Schlafkämmerlein, dieser Schleier ein wenig gelüftet.

XXXII.

Die Kirche war aus, und die Straſse fing an sich mit wohlgekleideten Leuten zu füllen, denen es niemand ansah, wie sehr sie ihrer Sünden wegen waren gescholten worden — als einer der Kleinen *Herbste* von seinem Posten am Fenster, wo er Wache gestanden hatte, in Eil gegen die Thüre rannte, und nun auf einmal der ganze unruhige Schwarm ihm nach auf die Hausflur stürzte, um den kommenden Groſsvater und die begleitende Mutter — die aber Sonntags, ihrer Alltäglichkeit wegen, nur wenig galt — mit Freudengeschrei zu bewillkommnen. Der Alte empfing die Kleinen mit den gewöhnlichen scharfen Verweisen wegen ihres ungewöhnlichen Ernstes, aber zugleich mit einer Freundlichkeit, die den Eindruck jener Vorwürfe augenblicklich wieder verwischte. Er wollte jetzt anfangen, seine Tasche für ihre Leckermäuler, und seinen Geldbeutel für ihre Sparbüchsen zu leeren, als er auf einmal im Hintergrunde einen holden Knaben einsam und dem Scheine nach traurig dastehen sah, und seine Tochter fragte, wer denn das wäre?

Ach ein lieber, süſser Junge, sagte die Doctorinn: der älteste kleine *Lyk*: ein Schul- und Spielgenoſs meines *Wilhelms.*

Lyk? rief der Alte; o laſs den Kleinen doch näher kommen!

Er kam auf den Ruf der Doctorinn, und ging, nach ihrer Anweisung, zum Alten, dem er mit all dem Anstande und der Ehrerbietung die Handküſste, wozu ihn die Mutter gewöhnt hatte.

Wirklich, wirklich, ein allerliebster Knabe! — Herr *Stark* theilte ihm jetzt, wie den Uebrigen, mit; und hob ihn dann auf einen Tisch, der im Vorsaale stand, um, wie er sich ausdrückte, zu sehn, ob er ihn kenne. — Jaja! rief er, lieber, süſser Kleiner! wir sind schon alte Bekannte. — Sieh her, liebe Tochter, sieh her! Wie doch das nachartet! — Diese Stirne und dieses Kinn — —

Ganz des alten *Lyk*: unverkennbar!

Spiel der Natur! rief Herr *Stark*.

Ordnung der Natur! rief die Tochter; und setzte auf eben den Tisch ein's ihrer eigenen Kinder, das wirklich in seiner Gesichtsbildung eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Groſsvater hatte.

— Der Alte liebkoste jetzt beiden, und war ausnehmend vergnügt.

Aber, sagte er, wenn der alte gute *Lek* den Mund zum Lachen verzog; da hatt' er so ganz etwas Eignes in seiner Oberlippe. Ob auch wohl der Kleine das hat? — Lieber Kleiner! thu mir den Gefallen und lache! Hörst Du?

Der Kleine blieb ernsthaft; denn er hatte keinen Anlaſs zum Lachen, und war noch nicht fein genug, um in der Aufforderung selbst diesen Anlaſs zu finden. — Ich will Dich schon dazu bringen, sagte der Alte, und zog aus seiner Börse einen neuen, spiegelhellen Doppelducaten, den er ihm zu geben versprach, wenn er ihm den Gefallen thäte und lachte. — Der Knabe verläugnete hier das mercantilische Blut nicht, aus dem er entsprossen war, sondern lachte den schönen Ducaten mit sichtbarer Begierde an, ihn aus der fremden Tasche in die seinige zu spielen; und nun riſs Herr *Stark* ihn mit vieler Wärme an seine Brust, um ihn zu küssen. — Sieh! sieh! sagte er zu der Tochter.

Dem Groſsvater wie aus den Augen geschnitten!

Nicht wahr? — Da nimm hin, lieber Kleiner, und wenn Du zu Hause kommst, so gieb den schönen Ducaten der Mutter, und bitte sie, ihn in Deine Sparbüchse zu stecken. —

Bei Tische war der Alte so ganz in seiner heitersten Laune, sprach und scherzte mit den Kindern so viel, und machte zu der Nachricht, die man ihm von dem Wohlbefinden und der kleinen Erholungsreise des Sohnes gab, eine so gute

gute Miene, daſs die nachmittägliche Unterredung zwischen ihm und dem Doctor unter keinen günstigern Vorzeichen hätte beginnen können.

Der Doctor fing damit an, daſs er dem Alten im Scherz zu der vortrefflichen Behandlung seines kritischen Kranken Glück wünschte, dessen Uebel er mit dem richtigsten Blicke gefaſst, und wie es nicht anders scheine, aus dem Grunde gehoben habe.

Doch? sagte der Alte lächelnd. Hab' ich einige Anlage zur Kunst?

Was Anlage! Sie sind Meister darin.

Also Alles glücklich vorüber?

Alles. Die ganze Krisis.

Der Trotz zum Herzen heraus?

Völlig, völlig heraus. Und das Herz im frischesten, gesundesten Zustande.

Voll Liebe, Dankbarkeit, Ehrerbietung für einen Vater, der statt zu zürnen, wie er gekonnt hatte, nur edel wohlthat.

Aber, Herr Sohn, noch bin ich mit meiner Cur nicht am Ende. Sie haben durch so manche Ihrer Krankheit-geschichten mir verzweifelt bange vor Recidiven gemacht; und da will ich denn, Sicherheits halber, meinem Kranken noch eine kleine Nachcur verordnen, von der ich hoffe, daſs sie ihm gute Dienste thun soll.

Für jetzt wäre wohl das Beste, daſs Sie ihn stärkten.

Meinen Sie? Und wodurch?

Durch volles Vergessen, volle zärtliche Vaterliebe.

Wenn's nur damit nicht noch zu früh ist! — Nein, nein! Ich habe die

Sache nach meinem eigenen Kopfe angefangen, und so will ich sie nun auch durchführen. Ich will den Vortheil nicht ungenutzt lassen, daſs der junge Herr durch seinen Trotz sich mir in die Hände gegeben hat, und daſs er nun schon muſs, wie ich will.

War er denn nicht immer in Ihren Händen?

Nicht ganz. Ich muſste Rücksichten nehmen. — Gesetzt, daſs ich in unsrer ehemaligen Lage gesagt hätte: Sohn! das und das ist mein Wille, darauf besteh' ich durchaus; so und so sollst Du's machen, oder ich jage Dich aus dem Hause, schicke Dich an einen Ort, der Dir nicht ansteht, vor dem Dir graut: — denn unter uns! daſs ihm vor seinem *Re..* graut, weiſs ich sehr sicher; — sagen Sie mir: was würden die Mutter, die Schwester, Sie Selbst, alle Menschen von mir gedacht haben? Ein Tyrann, ein Barbar, ein harter, unnatürlicher Vater wär' ich gewesen. — *Vor* seinem Trotze so zu handeln, war in der That ohne Härte nicht möglich; *nach* seinem Trotze kann und darf ich so handeln, und ich will den sehn, der mich tadelt.

Einer wird es doch, lieber Vater.

Wer? —

Ein Mann von dem edelsten Herzen: Sie Selbst.

Falsch! Mit mir selbst bin ich einig. — Ich werde meinem Sohne gerade heraussagen: mit unsrer Verbindung ist's aus; auf die rechne nicht länger; in *mein* Haus, in *meine* Handlung kommst Du nicht wieder.

Lieber Vater! sagte der Doctor.

Das steht fest. Das ist nun einmal entschieden.

Der Doctor war nicht wenig erschrocken. — Sie werden mich wenigstens anhören, hoff' ich, und dann weiſs ich gewiſs: Sie werden ganz anders denken.

Sie anhören? Das will ich gerne. Hier sitz' ich! — Aber ganz anders denken? Da müſsten Sie mir doch etwas sehr Sonderbares zu sagen haben.

Nichts sehr Sonderbares, aber sehr Wahres.

Schön! Ich bin neugierig darauf.

Sie können's nicht sonderbar finden, wenn ich behaupte: daſs eine einzige That, zu welcher glückliche oder unglückliche Umstände einen Menschen hinrissen, ihn von Grundaus verun-

dern, ihm gleichsam eine neue S
einhauchen kann. Bewuſstseyn ei
ehrlosen, schändlichen Handlung k
den Menschen auf immer verschle
tern; Bewuſstseyn einer guten
groſsen, ihn auf immer veredeln.

Wohin zielt das? fragte der Alt

Sie erinnern Sich, was ich Ih
von dem Benehmen Ihres Sohns
Sterbebette und nach dem Tode des s
gen *Lyk* erzählte.

Das war schön! Das war edel
ihm!

Hätten Sie's jemals in ihm gesu

Nie.

Auch wahrlich! *Er* in Sich se
nicht. Ein unerwarteter, ihm g
neuer Eindruck, ein unwiderstehlic
Gefühl rissen ihn hin. Aber ein

gethan, diese That; sollte sie ohne Spur, wie ein Blitz, haben verschwinden können? sollte sie kein Andenken an sich zurückgelassen, nicht durch dieses Andenken mächtig auf ihn eingewirkt haben? — Glauben Sie mir: das Bewufstseyn von Werth, Güte, Tugend, das Ihr Sohn aus dem *Lellischen* Hause mit sich nahm, ist für ihn unendlich wohlthätig geworden; es hat ihn von seiner ehemaligen Kleinlichkeit, Eitelkeit, Selbstsucht schon um Vieles geheilt, und noch immer wirkt es zu seiner Besserung, seiner Veredlung fort. — Was Sie sonst mit so vielem Recht an ihm aussetzten, ist schon Alles ganz anders: seine ehemaligen Gesellschaften hat er verlassen; Spiel und Tanz sind ihm gleichgültig, und gegen den Putz ist er kälter geworden: schon seit Monaten kein neues Kleid mehr! seit Monaten kein Gang mehr, als in den Concertsaal, den unschuldigsten aller Vergnügungsörter! Sein jetziger herrschender Trieb ist: zu wirken, nützlich zu werden, Hochachtung und Beifall von Andern, wie von sich selbst, zu verdienen. — Ist nicht in diesem Allen die Wirkung jenes Augenblicks, wo er sich selbst in einem so neuen Lichte und die Tugend in ihrer Würde und Schönheit sah, unverkennbar?

Der Alte, der mit groſser Aufmerksamkeit zuhörte, winkte dieser Entwickelung Beifall; und doch war sie, wenn auch nicht falſch, wenigstens sehr einseitig und unvollständig. Die Hauptbildnerin an dem Herzen des Sohns, die Liebe, war aus guten Gründen vergessen.

Selbst das, fuhr der Doctor fort, daſs er die Thorheit beging, Ihnen zu trotzen, stöſst meine Meinung von ihm nicht um, sondern bestätigt sie eher. Eben weil er jetzt edler und also stolzer geworden war, konnt' er die Behandlung, die er vormals verdient hatte, nicht mehr ertragen; eben weil er Hochachtung gegen sich selbst zu fühlen anfing, wollt' er auch Hochachtung von Andern, selbst von seinem Vater, genieſsen: und so entstand denn, bei der gewohnten traurigen Entfernung von Ihnen, und bei dem unseligen Miſstrauen, womit er Sie im Irrthum über sich gleichsam vorsetzlich erhielt, jener Trotz, jener nicht zu rechtfertigende, übereilte Entschluſs, den Sie durch Ihr weises Benehmen Ihn so sehr haben bereuen lassen. — Aber, mein bester Vater — wollten

Sie einen Fehltritt aus solchen Gründen, an einem solchen Sohne, der Ihrer täglich würdiger wird, jetzt so grausam bestrafen?

Was? rief der Alte, indem er mit lebhafter Bewegung aufstand, was reden Sie, lieber Doctor? Was fällt Ihnen ein?

Sie sagten: in Ihr Haus, in Ihre Handlung käm' er nicht wieder.

Das soll er auch nicht, muſs er auch nicht.

Sind Sie denn noch immer erbittert? —

Erbittert? Ich? — Nun, beim Himmel! Wenn alle Väter sich so erbittern wollten, das wäre den jungen Herrn, ihren Söhnen, wohl eben recht.

Wie versteh' ich denn aber —?

Ich will aus der Verbindung mit ihm heraus, und will mich zur Ruhe setzen. *Mein Haus soll das seinige, meine* Handlung die *seinige* werden. Verstehen Sie jetzt?

Ja, mein Gott! rief der Doctor freudig; wenn Sie Sich so erklären! — Der Text war dunkel; die Auslegung ist sonnenhelle. — Aber Ihr armer Sohn! Was wird er nicht für ein Schrecken haben!

Scherzen Sie nicht zu früh! Die Bedingungen sind zurück.

O, die wird ein Vater, ein edler, grofsmüthiger Vater machen. Ich bin sehr ruhig darüber.

Dafs sie auf sein Bestes berechnet sind, können Sie denken. — Ich hab' ihn jetzt, wie gesagt, in meiner Gewalt, und so besteh' ich durchaus darauf: er soll thätiger werden; er soll die Handlung, wenn sie die seinige wird, mit mehr Ernst und mit mehr Eifer führen als unter mir; er soll dem abgehenden einen Buchhalter keinen Nachfolger geben, weil er dessen Arbeiten mit den seinigen zugleich versehen kann, ohne daſs eben der Schreibtisch eine Galeere werde; er soll dem Umherschweifen in Gesellschaften und an öffentliche Oerter entsagen, und sich sein Haus dadurch anziehender machen, daſs er ein Weib — aber kein Modeweib, keine Putz-, auch keine Büchernärrinn — nimmt, sondern ein braves, häusliches, herzliches Weib, das er lieben, das aber auch *ich* schätzen und ohne Erröthen Tochter nennen kann. — *Fügt* er sich in diese Bedingungen; — gut! so übergeb' ich ihm Alles, beziehe meine eigne Wohnung für mich, und betreibe meine übrigen Geschäfte in Ruhe. — Fügt er sich *nicht*: — nun, so kann ich weiter nicht helfen; ich arbeite dann mit meinen Buchhaltern fort, und ihn schick' ich — wohin der junge Herr nicht mag, und wohin er mir doch zu gehen gedroht hat: nach seinem *[illegible]*.. In mein Haus, so lang' es das meinige bleibt, kommt er nicht wieder.

Das also, das Ihre Nachsicht, mein lieber Vater?

Das! — Wird sie Ihm anständig seyn?

Er wird darin gleich sehr Ihre Liebe und Ihre Einsicht erkennen. — Bereiten Sie Sich vor, den dankbarsten, den gerührtesten Sohn zu umarmen!

Meinen Sie? — nun, so bereiten auch Sie Sich vor, einen Mann zu erblicken, der Haus und Handlung verliert, und der dazu lächelt!

Wie freu' ich mich dieser Ihrer Laune, mein Vater! —

Aber ich mich gar nicht Ihrer Meinung von mir. — Was! Erbittert wär' ich gewesen? Erbittert gegen einen einzigen Sohn, von dem Sie mir Dinge erzählt hatten, die mir Freudenthränen in's Auge lockten? erbittert gegen ihn, über den Sie schon längst mein Wort hatten, daſs, wenn er würde wie ich ihn wünschte, es meine erste, herzlichste Sorge seyn sollte, wie ich ihn glücklich machte? — Ein solches Wort, meinen Sie, spräche der alte Stark in den Wind? Ein solches Wort könnt' er brechen? — Gehen Sie! — Gehen Sie! — indem er sich selbst zum Gehen anschickte — Sie haben mein Herz verkannt, meine Ehre gekränkt; und nun komm' ich Ihnen — er schien sich einen Augenblick zu besinnen — in vollen acht Tagen nicht wieder!

Der Doctor lächelte, und ergriff die Hand des Alten, um sie zu drücken; denn Umarmungen waren zwischen ihnen nicht Sitte. Die Herzlichkeit des Gegendrucks, den er erhielt, überzeugte ihn von der groſsen Zufriedenheit, womit sein vortheilhaftes Zeugniſs über die veränderte Denkungsart des Sohnes war angehört worden. Gleich sehr überzeugte ihn davon ein ansehnliches Geschenk, das ihm noch diesen Abend gebracht ward; ein groſser Korb voll des herrlichsten alten Rheinweins, womit, wie die Träger sagten, sich der Herr Doctor erquicken sollte.

XXXIII.

Je wichtiger, durch die Erklärung des Vaters, der Punct von der Heirath geworden war; desto begieriger ward der Sohn, die Meinung desselben über die Wittwe zu wissen, und desto scheuer die Tochter, sie zu erforschen. Gleichwohl wagte sie am folgenden Nachmittage beim Thee einen Versuch, mit dem es aber nicht zum glücklichsten ablief.

Wissen Sie schon, fing sie an, lieber Vater, was sich gestern für eine wichtige, für eine denkwürdige Begebenheit zugetragen hat?

Nein, sagte der Alte.

Der edle Liebesritter [illegible] hat seine reizende *Dulcinea* glücklich zum Altare geführt.

Hat

Hat er? — Der alte, armselige Stümper!

O spotten Sie seiner nur nicht! Er soll sich so glücklich, so überschwenglich glücklich fühlen — —

Je nun — er ist dem Himmelreich nahe.

Dem künftigen, meinen Sie? Ich zweifle, daſs er daran noch denkt. — Doch was geht mich der alte *Wrak* an, zusammt seiner Liebesgeschichte? Ich sehe nur, wie mich mein guter Vater gelehrt hat, auf die unschuldigen kleinen Waisen, die doch nun wieder einen Beschützer haben. — Ach das liebe kleine Waischen von gestern! Nicht wahr? wenn doch auch das wieder einen Beschützer hätte!

Die Mutter gab der Tochter einen abmahnenden Wink, und der Vater ward auf einmal sehr ernsthaft. — Dafür, sagte er, lieſsest Du wohl am besten den Himmel sorgen. In solche Sachen sich einzumischen — — Aber was will ich? Ich bin wohl thöricht, sehr thöricht.

Lieber Vater! sagte die Tochter verlegen.

Ich hätte beinah' einer Frau, wie Dir, eine Klugheitsregel gegeben. Als ob Du deren bedurftest!

Von wem nähm' ich sie lieber an, als von Ihnen?

Nein, nein! Das hieſse ja wohl, dem Tage ein Licht anzünden. — Auch bist Du für solche Thorheiten noch viel zu jung. Das Heirathstiften ist nur Sache für alte, abgelebte Matronen.

Die spitzfindige Miene, die er bei diesen Worten zog, und die unwillige, ärgerliche der Mutter, machten der Tochter so bange, daſs sie auf der Stelle verstummte. Es muſste etwas Unangenehmes zwischen den Eltern vorgefallen seyn, das sie durch ihr Gespräch wieder aufgeregt hatte; und das war ihr auſserordentlich traurig. —

Um's Himmels willen! fing sie an, sobald der Vater hinaus war: was hab' ich gemacht, liebe Mutter?

Ja, der wunderliche, grillenhafte Alte, Dein Vater! Wird man je aus ihm klug? — Ich glaube, wenn ich hundert Jahre mit ihm lebte; ich lernt' ihn dennoch nicht aus. — Denke Dir nur, was ich gestern, der Witwe wegen, für einen Verdruſs mit ihm hatte!

Der Witwe wegen? — Das ist das Unangenehmste, was Sie mir sagen könnten!

Er fand sie hier wartend, als er aus Deinem Hause zurückkam. —

Nicht möglich!

Sie wollte ihm danken, daſs er sie aus ihrer Verlegenheit mit *Horn* gerissen; aber das verbat er, und hörte kaum darnach hin; er kam sogleich auf ihren ältesten Kleinen, den er bei Dir hatte kennen lernen, und sagte von dem Kinde so viel Liebes und Schönes, daſs er der guten Frau das Herz abgewann, und sie recht munter und zutraulich machte. Er zog sie dann aus einem Gespräch in das andre, und war so zufrieden mit ihr, so zufrieden —

O mein Gott, liebe Mutter! Sie machen mich unaussprechlich neugierig. Sagen Sie mir doch nur dies und jenes, was vorfiel!

Gerne. Wenn ich's nur wieder zusammenbringe! — Von der Wirthschaft ihres Vaters, glaub' ich, war gleich zuerst die Rede; ja ja!

Und sie wuſste zu antworten? wuſste Bescheid?

Um Alles. Bis ins Kleinste hinein.

Ah! da begreif' ich. Das wird ihm gefallen haben.

Gar sehr. — Dann kam er auf den plötzlichen Wechsel, da sie durch ihre Heirath, von der Arbeit weg, mitten in lauter Vergnügen versetzt worden, und meinte: dieser Wechsel sei ihr doch wohl äuſserst reizend gewesen? sie hätte wohl für keinen Preis auf's Land zurückgehen mögen?

Sieh den Alten! Da legt' er ihr eine Schlinge.

Ob sie so etwas merkte, oder — Genug, sie ward ganz niedergeschlagen, und versicherte ihm, dafs sie mitten im Wohlleben nie ohne Sehnsucht an das väterliche Haus zurückgedacht habe. Der Mensch, sagte sie, sei zur Arbeit geschaffen, und nur Arbeit erhalte ihn glücklich; das Vergnügen, wie sie aus eigner Erfahrung wisse, sei nur Würze, und wolle nur als Würze genossen werden: wer es zur Nahrung mifsbrauche, zerstöre seine Gesundheit, und nehme dem Vergnügen selbst allen Reiz. Jetzt, da sie von sich selbst abhange, sei es ihr wieder vergönnt, ein thätiges Leben zu führen, und eben jetzt, sobald sie nur von drückenden Sorgen frei sei, führe sie auch wieder ein glückliches Leben.

Schön! herrlich! Das war ihm wie aus der Seele gesprochen.

Damit fiel denn das Gespräch auf ihre Handlungsgeschäfte, in die sie sich schon so hineingearbeitet hatte, so vollkommen Bescheid darum wuſste, daſs er ihr recht groſse Lobsprüche ertheilte. Aber die lehnte sie alle ab, und gab sie ihrem Lehrer, wie sie ihn nannte, Deinem Bruder zurück, von dem sie nun anfing, mit so herzlicher Dankbarkeit, mit so inniger Rührung zu reden, daſs auch ich und Dein Vater nicht wenig davon gerührt wurden. Sie konnte am Ende vor Wehmuth nicht weiter, und muſste schweigen.

Aber, liebe Mutter! in dem Allen seh' ich noch nicht den mindesten Anlaſs zu einem Streite.

Der ist auch gar nicht gewesen.

Nicht? — Aber Sie auſserten doch — —

Höre nur erst zu Ende! — Als die Witwe hinweg war, ging Dein Vater hier noch eine Weile herum, und sprach sehr rühmlich von ihr, und dann auch von Deinem Manne, der sich auf die Menschen sehr gut verstehe, und ihm diese wackere Frau zuerst in dem ächten Lichte gezeigt habe. — Ewig Schade, setzte er hinzu, dafs sie an einen Menschen, wie diesen *[illegible]*, hat gerathen müssen, der ihrer so wenig werth war, und der sie sammt ihren Kindern an den Bettelstab hätte bringen können. — Da nutzt' ich denn die Gelegenheit, und fing an: Was meinst Du, Vater? das wäre so recht für unsern Sohn eine Frau gewesen. Und da sie jetzt Witwe ist; so dächt' ich immer, wir machten ihm einen Antrag darüber: denn sie ist doch noch jung, und es gäbe gewifs eine recht gute Ehe.

Ah liebe Mutter! das, fürcht' ich, war zu rasch, war zu deutlich.

Freilich wohl! Aber, du lieber Gott! ich sah das Eisen so herrlich glühen, daſs ich's für Sünde gehalten hätte, nicht zum Hammer zu greifen und ein wenig zu schmieden.

Ja, wenn nur nicht die Funken umherflögen! Es ist so eine Sache damit. — Aber was hatt' er denn gegen die Heirath? Was bracht' er denn vor?

Das! sagte Madame Stark, und fuhr mit der flachen Hand über den Theetisch.

Wie? Er antwortete nicht?

Kein Sterbenswörtchen. Aber *da*für sah er mich an — Du weiſst, wie er einen ansehen kann! — mit einem paar Augen! — Ich dachte Wunder, was jetzt herauskommen würde; aber nichts! nicht ein Laut! Er zog mir nur ein saures, äuſserstsaures Gesicht, und ging mit Kopfſchütteln davon.

Das ist doch seltsam, sehr seltsam. Was gäb' ich darum, daſs er gesprochen hätte!

Abends bei Tisch kam denn so etwas hervor. Da war er wieder in seiner gewöhnlichen Laune, und schwatzte von der Thorheit des Heirathstiftens, wobei des Danks so wenig und des Undanks so viel zu gewinnen stehe, und von alten Mütterchen, denen ihr eigenes Liebesfeuer ausgegangen wäre, und die so gern ein fremdes anzündeten, um sich daran zu wärmen und an die eignen bessern Tage dabei zurückzudenken; kurz, so ärgerliches und spitzfindiges Zeug, daſs ich's machte, wie er, und ihm *auch* ein recht saures Gesicht zog, und *auch* mit Kopfschütteln davonging.

Immer gut, liebe Mutter! Immer besser, als wenn Sie gesprochen hätten! — Aber wenn ich doch nur begriffe —!

Und hiemit fingen die Damen an, sich in scharfsinnigen Muthmaſsungen über die eigentliche Ursache zu erschöpfen, warum dem Alten die vorgeschlagene Heirath mit der Witwe so miſsfalle — denn daſs sie ihm miſsfalle, setzten sie als erwiesen voraus. — Waren's etwa die beiden kleinen Kinder der Witwe? Das glaubte die Doctorinn nicht. War's noch ein Rest des alten Vorurtheils gegen sie? Das glaubte Madame *Stark* nicht. Waren's die zu geringen Vermögensumstände der Frau? Das glaubten die Damen alle beide nicht. —

Kurz, der Alte war ihnen auch diesmal, wie sonst schon öfter, ein Räthsel.

Als der Doctor hinzukam, wurden diese Muthmaſsungen um noch eine vermehrt. Er sah von der Witwe und ihren Umständen ab, und glaubte, daſs nicht sowohl die Heirath dem Vater miſsfalle, als das Vorschlagen derselben, das Annahmen und das Bereden dazu. Er will gewiſs, sagte er, daſs der Bruder völlig frei, ohne fremden Einfluſs und Antrieb handeln, und eine Wahl ganz nach seinem eigenen Herzen treffen soll. — Hätte der Doctor noch hinzugesetzt: daſs vielleicht das Kopfschütteln des Alten weniger der Witwe, als dem Sohne, gegolten, und daſs seiner geäuſserten Unzufriedenheit wohl nicht so sehr Miſsbilligung jener, als Miſstrauen gegen diesen, zum Grunde gelegen; so hätt' er vermuthlich, statt der halben, die volle

Wahrheit getroffen. Der Alte konnt' es für möglich halten, daſs der Sohn sich zu dieser Heirath bereden lieſse, aber zugleich nach seinem Charakter für wahrscheinlich, daſs er in der Folge diesen Schritt bereute, und dann seine Ehe unglücklich würde. —

Auf dem Heimwege wurden Doctor und Doctorinn einig, daſs der Bruder nur das vortheilhafte Urtheil des Vaters von der Witwe, nicht den kleinen Vorfall mit der Mutter, erfahren müsse. Sein Muth, wie beide sehr richtig urtheilten, war eher zu stärken als niederzuschlagen. Übrigens, da jetzt Alles erschöpft war, was zur Vorbereitung eines guten Ausganges nur immer geschehen konnte; so hielten sie es für nothwendig, daſs der Bruder ein Ende machte, und so bald als möglich dem Vater vor Augen träte.

XXXIV.

Gleich am folgenden Tage kam Herr *Stark* angeblich wieder zur Stadt, und ließ gegen Abend durch Monsieur *Schlicht* den Vater fragen, ob er so glücklich seyn könne ihn ohne Zeugen zu sprechen. Er ward augenblicklich angenommen, und fand das Wort des Doctors bestätigt: daß, wenn er jetzt dem Vater vor Augen träte, er einen ganz andern Blick von ihm sehen, wenn er jetzt mit ihm redete, einen ganz andern Ton von ihm hören würde. Der Empfang war bei allem Ernste so gütig, und die Frage: welche Wirkung in der nicht mehr angenehmen Jahreszeit die Landluft auf ihn gehabt habe, ward mit so vieler Theilnahme vorgebracht, daſs die Ängstlichkeit des Sohnes sich um ein Groſses verminderte.

Um sein Herz noch mehr zu erleichtern, trat er sogleich auf den Vater zu, und fing eine Bitte um Verzeihung alles Vorgefallenen an, die aber der Vater groſsmüthig genug war ihn nicht vollenden zu lassen. — Hast Du, fiel er ihm in die Rede, mit Deinem Schwager gesprochen? Hat er Dir meine Absichten mit Dir entdeckt?

Ja, mein Vater.

Und Deine Meinung darüber? —

Ich habe für meine Erkenntlichkeit keine Worte. — Er ergriff die Hand des Alten, und küſste sie ihm mit eben so viel Ehrerbietung, als Rührung.

Hast Du auch die Bedingungen erfahren, die ich Dir mache?

Ich werde sie heilig erfüllen. Nicht bloſs als Ihre Befehle, auch als Wünsche meines eigenen Herzens. — Thätig zu werden, ist jetzt mein einziger Trieb. — Und da mich Ihre Einsicht, Ihr väterlicher Rath, wie ich hoffe, bei jedem wichtigern Schritte leiten wird; so verspreche ich mir den besten, glücklichsten Erfolg meiner Bemühungen. Es wird mein eifrigstes Bestreben, mein Stolz, meine höchste Zufriedenheit seyn, Ihnen Freude zu machen.

Die werd' ich haben, wenn es Dir wohlgeht. — Aber warum erwähnst Du einer der Hauptbedingungen nicht, Deiner Heirath? — Hast Du noch keine Wahl getroffen?

Mit der gewöhnlichen Schüchternheit, womit Fragen dieser Art pflegen beantwortet zu werden, sagte der Sohn: Ich habe.

Kenn'

Kenn' ich Deine Geliebte?

Mit noch gröſserer Schüchternheit brachte er die Antwort hervor: Seit Kurzem. — Aber äuſserst schnell flossen ihm auf einmal die Worte, als er anfing die Tugenden seiner Geliebten zu preisen, und auf die Bosheit gewisser Elenden zu schelten, deren tückischen, giftigen Pfeilen auch die reinste, unbefleckteste Tugend nicht entgehe.

Diese Vorrede, sagte der Alte, könnte mir bange machen. — Ich bitte um den Namen Deiner Geliebten.

Es half dem Sohne nichts, daſs er den Namen der Witwe nur mit ganz leiser, gedämpfter Stimme aussprach. Er war genöthigt, ihn desto lauter zu wiederholen.

Also die! sagte der Alte ernsthaft, indem er mehrere Schritte umherging: die Witwe! — Ist das bloſs Nachricht, die Du mir giebst; oder — —

Es ist Vortrag meines innigsten, herzlichsten Wunsches, für den ich um Ihren gütigen Beifall, um Ihre väterliche Bestätigung bitte.

Unter Euch selbst, hoff' ich, ist doch schon Alles ausgemacht? Ihr seid einig? —

Wie freute sich jetzt der Sohn, dem Rathe seines Schwagers gefolgt zu seyn, und dem Vater mit voller Wahrheit betheuren zu können: auch nicht das erste Wort von Liebe sei zwischen ihm und der Witwe gewechselt worden! auch nicht einmal vorläufig, unter vorausgesetzter Zustimmung des Vaters.

Um so besser! sagte der Alte. So braucht nichts erst zurückzugehen.

Zurückzugehen, mein Vater? — Sollt' es denn das? Muſst' es denn das?

Ich sehe den Gang, den diese Liebe genommen, ganz deutlich. Du hast an der Witwe mit einer Rechtschaffenheit, einem Edelmuthe gehandelt, wovon Dein Herz Dir das Zeugniſs giebt, daſs sie Dir zur Ehre, zur gröſsten Ehre gereichen. So ist natürlich ihr Anblick Dir werth geworden; denn er erinnert Dich an die beste That Deines Lebens: aber eigentliche herzliche Leidenschaft, eigentliche innige Liebe, die bis in das Alter ausdauren, und Dich für Alles entschädigen könnte, was Du ihrentwegen entbehren und aufopfern muſstest — nein, mein Sohn!

die kann ich hier unmöglich voraussetzen; unmöglich!

Warum unmöglich, mein Vater? — Und was muſst' ich denn ihrentwegen entbehren? Was muſst' ich ihr aufopfern? — Ich sehe nichts.

Ist Dir der Reichthum nichts, den so manche Andre Dir zubringen würde? — Die Witwe an sich selbst ist ohne Vermögen.

Wahr! aber — —

Was von den armseligen Trümmern des ehemaligen *Lykischen* Reichthums auf ihr Theil kommt, ist nach unsren Rechten die Hälfte. Wie viele der Fonds, die ich aus der Handlung herauszuziehen vielleicht gezwungen bin, glaubst Du damit decken zu können?

Ich werde mich einschränken, mein Vater. Ich werde die Handlung so viel als nöthig, und mein Hauswesen auf's äuſserste einschränken. Ich werde im höchsten Grade sparsam und thätig werden.

Gut! Aber das Alles, wirst Du am Ende fragen, und muſs jetzt *ich* fragen: für wen? — Für eine Frau, die schon jetzt nicht die jüngste mehr ist, und von deren Schönheit vielleicht nach wenig Jahren kaum noch einzelne Spuren da sind.

Ist's denn ihre Schönheit, auf die ich sehe? — Gott ist mein Zeuge! noch hab' ich sie mit keiner andern verglichen. Was mich gerührt und mich ihr auf ewig gewonnen hat, sind die Tugenden, die sie in so mancher traurigen, prüfenden Lage bewiesen, und von denen ich Monate lang ein naher, glucklicher Zeuge gewesen.

Der Alte ging von neuem umher und schwieg. — Sie hat Kinder, fing er dann wieder an.

Die vermehren meine Liebe zu ihr. Es sind ein paar Engel. —

Aber Engel, die Bedurfnisse haben. — Laſs das Wenige, was aus der Verlassenschaft des Vaters fur sie ubrig bleibt, durch Zufalle schwinden; so haben Dich diese Kinder Vater genannt, und Du wirst verpflichtet seyn als Vater fur sie zu sorgen.

Das werd' ich gewiſs, und werd' es mit Freuden.

Mit Freuden? — Was Du ihnen zuwendest, werden Deine eigenen Kinder verlieren. An fremdes Blut wirst Du thorichter Weise wegwerfen, was

Deinem eigenen zu Gute kommen könnte. — Ich bitte Dich: wie kannst Du einen solchen Gedanken nur fassen? ihm nur einen Augenblick Raum bei Dir geben?

Der Sohn kannte den Vater zu gut, um nicht auſserst betroffen zu werden. — Sie reden da nicht aus Ihrer eigenen Seele, mein Vater; unmöglich! —

Was heiſst das? Aus welcher, als aus seiner eigenen, kann man reden?

Sie schaffen Sich eine fremde, enge, äuſserst beschränkte Seele, die Sie mir als die meinige leihen. Aus ihr nehmen Sie das, womit Sie mich zu verwirren oder zu überzeugen glauben. — Ich sehe, ich habe Ihre Achtung ganz, und habe sie auf immer verloren. Ich werde meinen eigenen Weg gehen müssen. Ich will es. — Mein einziger

Wunsch zu Gott ist — indem er die Hände mit Kraft in einander faltete — dafs Sie noch lange, lange leben und noch mit eigenen Augen sehen, wie sehr Sie Sich in mir irrten, wie sehr Sie mir Unrecht thaten. — Er wandte sich von dem Vater ab gegen das Fenster mit einem ganz zerrütteten, von den widrigsten Empfindungen zerrissenen Herzen.

Mehr, als einen solchen Beweis seiner Gesinnung und der gänzlichen Umwandlung seines Charakters konnte der Vater nicht fordern. — Nach einer tiefen, feierlichen Stille, worin er dem Sohne Zeit liefs sich wieder zu sammeln, rief er ihn sanft bei seinem Vornamen: *Karl!*

Durch das Weiche, Zitternde dieses Tones fühlte sich der Sohn gleichsam unwillkürlich herumgerissen. Wie ward ihm, als er den guten, ehrwürdigen Alten dastehen sah, die Augen mit Thränen gefüllt, und die Vaterarme weit gegen ihn offen haltend! *Karl!* rief der Alte noch einmal: warum hast Du Dich mir so lange verborgen? — Und nun stürzte der Sohn, von Empfindung überwältigt, obgleich noch ungewiſs was er zu hoffen habe, auf den Vater zu, ergriff mit beiden Händen eine der seinigen, und bedeckte sie ihm mit Küssen.

Willst Du, sagte der Alte, in dieser schönen, uns beiden gewiſs unvergeſslichen Stunde, mir schwören, mir heilig schwören, daſs Du nie anders denken willst, als Du Dich jetzt erklärt hast? daſs Du nie, auch nicht im Innersten Deines Herzens, der guten *Lyk* ihnen Mangel an Vermögen oder ihre Kinder vorwerfen willst? daſs Du Liebe und Tugend ihr für mehr als alles Vermögen anrechnen, und ihre Kinder stets so ansehen willst, als ob sie die Deinigen wären? —

Der Sohn war nicht bloſs gerührt, war erschüttert. — Ich will, ich will, stammelte er, und vermogte kein Wort weiter hervorzubringen.

Ich nehme Deine Rührung für Eidschwur. — Und nun warf er die eine Hand ihm auf die Schulter, zog ihn an sich, und küſste ihn wiederholt und von Herzen. — Wegen der Art, wie ich Dich setze, verlaſs Dich auf mich; ich bin kein ungroſsmüthiger Vater; und so nimm mein Haus und meine Handlung hin, und obendrein — meinen zärtlichen Vatersegen zu Deiner Liebe! —

Ein so rascher und so mannichfaltiger Wechsel der Gefühle war mehr, als das Herz des Sohnes ertrug. Statt dem Vater zu danken, wankte er rückwärts, um einen Stuhl zu gewinnen, auf den er sich halb athemlos hinwarf. Ein plötzlich hervorbrechender Strom von Thränen erleichterte ihn, während der Alte, der sich neben ihm setzte und ihm selbst seine Thränen trocknen half, ihm unablässig zuredete: Laſs doch! laſs! Sei ein Mann! Trockne ab, lieber *Karl!* Wir müssen ja wahrlich zu Deiner Mutter, um ihr Antheil an unserer Freude zu geben. — Wer weiſs, wie lange und wie ungeduldig sie unser schon wartet? — Und wenn mich nicht Alles täuscht; so finden wir dort noch zwei Andre, die unser beider Erscheinung mit Sehnsucht entgegenharren.

XXXV.

Wirklich hatten sich bei der Mutter auch der Doctor und die Doctorinn eingefunden, um von dem Ausgange der Unterredung, von der sie wuſsten daſs sie vorfallen würde, desto eher unterrichtet zu seyn. Wie gespannt ihre Erwartung war, läſst sich aus dem groſsen Antheil, den sie bisher an dem Bruder genommen, und aus der mannichfaltigen Mühe, die sie sich seinetwegen gegeben hatten, ermessen. Sie glaubten überwiegende Gründe zu haben, den besten Ausgang zu hoffen, und doch lieſsen sie, eben wegen der Gröſse ihres Interesse, sich ein wenig in die Furcht und Ängstlichkeit der Mutter hineinziehen, die, weil *ihr* Interesse das noch gröſsere, noch lebhaftere war, nichts als traurige Ahnungen hatte. —

Desto angenehmer war für Alle die Überraschung, als jetzt der Vater in Gesellschaft des Sohnes hereintrat, und ihnen sogleich durch sein Lächeln seine Zufriedenheit, durch seine feuchten, gerötheten Augen seine Rührung verrieth. Er hielt den Sohn an der Hand, der sein Gesicht noch mit dem Tuche verdeckte, und führte ihn der Alten mit den Worten zu: Hier, liebe Mutter! hier bring' ich Dir einen guten, einen würdigen Sohn, der auf Dein Alter Bedacht nimmt, und Dich von den Wirthschaftsorgen befreien will, die Dir schon lange zu lästig fielen. Er will sie einer jungen, wackern Frau übertragen, die er Dich bittet zur Tochter anzunehmen, und Deinen Muttersegen über seine Liebe zu sprechen. — Kränken wirst Du wohl seine Wahl nimmermehr; und Du gewiſs auch nicht, indem er sich gegen die Tochter umwandte, und beide zwar anlächelte, aber Ihnen zugleich mit dem Finger drohte.

Der Sohn konnte unter den Segenswünschen der Mutter, und den Antheilsbezeugungen der Schwester und des Schwagers seine Augen so bald nicht trocknen. — Alle vereinigten sich endlich, dem Vater zu danken und ihn zu liebkosen, der sie der Reihe nach kuſste, aber in seine gewöhnliche muntre Laune für diesen Abend nicht wieder hineinkam. Die Empfindungen, die bei der Unterredung mit dem Sohne ihn tief durchdrungen hatten, waren von zu ernsthafter Natur gewesen, als daſs er sogleich wieder zu den muthwilligen kleinen Scherzen hätte zurückkehren können, womit er sonst seine Gespräche zu würzen pflegte.

Er lieſs es sich nicht nehmen, am folgenden Tage in eigner Person den Freiwerber seines Sohnes zu machen. — Ob Madame *Lyk* von diesem Besuche angenehm oder unangenehm überrascht war; ob sie eine bejahende oder verneinende Antwort gab? wird wohl niemand erst fragen. — Die Ehe ward eine der glücklichsten in der Stadt. Die Familie hing, jedes Glied mit jedem, durch die zärtlichste Liebe zusammen. Herr *Stark* erfreute sich, bis in's höchste Alter hinauf, des Wohlstandes und der vollkommenen Eintracht aller der Seinigen, und genoſs das süſse, kaum mehr gehoffte Glück, Enkel an seine Brust zu drükken, die nicht bloſs seines Bluts waren, sondern auch seinen Namen trugen.

EID UND PFLICHT.

EIN

BÜRGERLICHES TRAUERSPIEL

IN FÜNF AUFZÜGEN

VON

J. J. ENGEL.

BERLIN, 1803.

IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

EID UND PFLICHT.

EIN

BÜRGERLICHES TRAUERSPIEL.

—

(ENTWORFEN UNMITTELBAR NACH DEN
[illegible].)

Personen:

Welldorf, Vorsitzer des Stadtraths.
Madame Welldorf.
Eduard, ihr Sohn, in feindlichen Diensten.
Luise, ihre Tochter.
Ein feindlicher Oberster, Befehlshaber des Orts.
von Brink, feindlicher Hauptmann.
Ein Arzt.
Sergeant, mit Wache.
Sophie, im Dienst der Mad. Welldorf.
Ein Bedienter des Hauptmanns.

Die Scene: ein Saal, mit einem daranstoſsenden Seitenzimmer.

Eduard und die Officiere sind von verschiedenen Regimentern.

ERSTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

MADAME WELLDORF. Dann SOPHIE.

M. WELLDORF (unruhig umhergehend). Sie kömmt nicht. Sie weiſs, mit welcher ängstlichen Ungeduld ich nach ihr aussehe, und kömmt nicht. — O dies schreckliche Leben! Ich könnte wünschen, daſs nur Alles aus, Alles entschieden wäre. So wär' ich doch ruhig. — — (horchend und dann entgegen) Endlich! Ja, sie ist es; ihr Gang. — Nun? Nun, Sophie?

SOPHIE (auſser Athem). Ah Madam! Wer doch lieber nicht reden dürfte!

M. Welldorf (erschrocken). Wie?

Sophie. Die Geiſsel sollen fort. Ohne Gnade. — Schon in der Nacht, sagt man, ist der Befehl gekommen. — Die Anstalten sind schon alle gemacht; die Freunde, die Anverwandten nehmen schon Abschied; es kann sich aufs längste noch eine Stunde hinziehn, dann geht es fort: und hier der Herr — ach hoffen Sie nur für den keine Schonung! Ich hörte, als der Oberst die Namen abrief — —

M. Welldorf. Daſs er auch ihn nannte? auch ihn?

Sophie. Ihn zuerst. Und so laut! — Ich würde Sie nicht erschrecken, wenn ich nicht zu gewiſs wäre. Aber ich stand so nahe.

M. Welldorf (in Angst). Sophie! —

Sophie. O, Sie müssen nur einen Entschluſs fassen; nur gleich! Sie müssen nur Anstalten machen, ihn fortzuschaffen.

M. Wellborn. Ihn fortzuschaffen?

Sophie. Er hat hier doch noch Freunde — hat Anverwandte —

M. Wellborn. Gab er denn nicht sein Ehrenwort, sich zu stellen? Ist Er der Mann, das zu brechen? — Würd' er nicht, ohne dies Ehrenwort, noch gleich den Übrigen im Gefängniß liegen?

Sophie. Sagen Sie eher: im Grabe.

M. Wellborn. Um so schlimmer! Das vermehrt noch seine Verpflichtung. — Und wenn ich ihn auch zur Flucht zu bereden wüßte; wo sollt' ich mit einem Sterbenden hin? mit einem Manne, der kaum noch Kraft hat, von seinem Sessel bis an sein Bett zu taumeln? — Soll ich denn selbst ihn tödten, damit nicht Andre ihn tödten?

Sophie. Aber dann — ich bitte Sie: was bleibt übrig, Madam?

M. Wellborn. Nichts. — Leider!

nichts. Du hast Recht. — Ich muſs ihm Gott in die Arme werfen, und muſs kommen lassen, was kömmt. — (nach einigem unordentlichen Umhergehen) Aber doch — wie wenn der Arzt für ihn spräche?

Sophie. Der Arzt?

M. Welldorf. Er ist bekannt mit dem Obersten; hat ihm Dienste gethan. — Lauf! lauf! Du wirst ihn noch finden, hoff' ich; es ist noch frühe. — Sag' ihm, in welcher Unruhe ich bin; sag' ihm, daſs er zum Obersten eilen, daſs er sich erst näher erkundigen, daſs er dann versuchen soll, was sein Fürspruch — —

Sophie (auf dem Sprunge). Genug! — Zeit ist kein Augenblick zu verlieren. Ich weiſs schon Alles. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Madame Welldorf allein.

Sein Fürspruch! Und kann ich noch

Hoffnung hegen, daſs uns sein Fürspruch — — Gott! Gott! Es ist Verzweiflung in dieser Hoffnung. — — Wie, wenn ich's nur nicht geheim hielte? wenn ich mir lieber ein Herz faſste und ihm es ankündigte? Der erwartete Schlag wäre dann minder schrecklich. — Zwar Er — er ist so völlig dahingegeben, ist zum Äuſsersten so gefaſst; aber Luise! Luise! wenn nun die Alles verloren geben soll, Alles auf einmal! so viele Sorgen, Nachtwachen, Thränen — — Sie kömmt — (indem sie die Augen trocknet). Ah die Unglückliche! Ich muſs mich fassen, so gut ich kann.

Dritter Auftritt.

Madame Wellberg. Luise.

Luise (schleicht aus dem Seitenzimmer gegen die Thüre, und erblickt die Mutter). Sieh, da sind Sie ja, liebe Mutter. So eben wollt' ich hinaus, Sie zu suchen. — *(näher kommend und sie ansehend)* Sie haben geweint?

M. **Welldorf** *(mit erzwungener Ruhe)*. Wenn man allein ist, mein Kind; — das Herz — —

Luise. Freilich wird's da eher voll, und tritt über. Einsamkeit führt zum Nachdenken, und das taugt nicht für uns. — Doch für itzt seyn Sie nur wieder recht heiter! Ich bringe gar gute Nachricht. — Mein Vater ist diesen Morgen in einen Schlaf gefallen, wie er ihn seit Wochen nicht mehr gehabt hat; in einen so erquickenden Schlaf! Ich bemerke keine Bänglichkeit mehr, kein schreckhaftes Zusammenfahren, keinen ungleichen Odem, nichts von dem, was der Arzt immer so ungerne hörte.. — *(indem sie gegen das Fenster geht)* Ich weiſs nicht, ob ich mich irre; aber — —

M. Welldorf. Was hast du?

Luise. Es ist nicht mehr frühe, däucht mir. Er könnte da seyn.

M. Welldorf. Der Arzt? Bist du ungeduldig nach ihm?

Luise. Das wohl nicht; aber ich mögte denn doch sein Urtheil hören. — Gestern machte er mir ganz bange mit seiner Zurückhaltung; er war so trocken, einsylbig, finster; heute, denk' ich, soll er schon wieder offner werden, soll uns schon eine freundliche Miene gönnen. Denn anders als Gutes wird er uns doch nicht sagen können. Nicht wahr?

M. Welldorf (kaum sich zwingend). Gütiger Gott!

Luise. Ich meine nur: weil er doch auf Schlaf immer die beste Hoffnung baut; weil er ihn die Arzenei der Natur nennt, wovon er mehr Wirkung als von jeder andern, erwartet.

M. Welldorf. Er hat Recht, denk' ich, sehr Recht; aber *darum* — —

Luise. Nun?

M. Welldorf. Und wenn auch von dieser Seite schon Alles besser stände, unendlich besser; — sind wir darum geborgen? sind der Zufälle, die unsre ganze Aussicht wieder verfinstern können, nicht noch so viele, so viele möglich? — (Ihre Hand ergreifend) Ich beschwöre dich: lerne ruhiger seyn! Lerne auch bei dem besten Anscheine das Schlimmste fürchten! — Du weiſst, wir sind in dem Fall, daſs wir's müssen.

Luise (niedergeschlagen). Sonst sorgt' ich Ihnen immer zu viel — war Ihnen zu traurig —

M. Welldorf (gerührt). Luise! —

Luise. Und nun ich einst einen Augenblick froh bin; nun wollen Sie mir auch mein Bestes, mein Einziges nehmen: die Hoffnung?

M. Welldorf (lebhaft). Ich dir sie nehmen? — (und wieder herabgestimmt) Aber für uns leider! für uns — —

Luise. Da sei Gott vor, daſs sie für uns verloren wäre! Das war's doch nicht, was Sie meinten?

M. Welldorf. Nein! Nein; aber —

Luise (nach einer Pause). Ich begreife Sie nicht. Ich sehe nur so viel, daſs Sie etwas auf Ihrem Herzen haben, und etwas sehr Schweres. Warum verbergen Sie mir's? — (auf sie zu) O sagen Sie's ohne Rückhalt heraus! Das bloſse Zweifeln und Umherrathen ist mir so schrecklich.

M. Welldorf (sich zwingend). Hab' ich denn etwas?

Luise. Gewiſs. Gewiſs. — Sagen Sie mir's heraus, eh ich noch auf das Schlimmste falle. Ich will mich dann auch fassen, und will ganz ruhig bleiben;

ich verspreche es Ihnen. — (ihr näher tretend und leiser) Es ist doch nicht etwa Nachricht gekommen?

M. Welldorf. Was träumst du? — Woher?

Luise. Aus dem Felde, mein' ich. Von meinem unglücklichen Bruder. — Daſs er vielleicht bei irgend einem Vorfall — seine Gesundheit — vielleicht wohl gar — — (beide Hände auf ihrem Arm) Liebe Mutter!

M. Welldorf. Nun, da sieh nur! Sieh, wie schnell wieder, wie rasch! — Müſst' ich nicht bei deiner so hinfälligen Gesundheit zittern, wenn ich dir in der That etwas zu sagen hätte?

Luise. Also nein? Sie haben mir nichts — —

M. Welldorf. Ich bin noch ganz ohne Nachricht. Ich darf ja auch meine Sorgen und meinen Kummer nicht erst von Eduard holen. Denn leider! hier selbst — —

LUISE (da sie inne hält). Hier selbst? —

M. WELLDORF. Sind wir denn schon sicher, daſs du erst fragst? Ist dein Vater nicht der Erste im Rath und so auch der Erste in der Gefahr? Kommt die Weigerung, den Feind in seiner Forderung zu befriedigen, nicht hauptsächlich von ihm? — Das, das, mein Kind, macht mir Sorge! Denn, wenn die alte Drohung endlich erfüllt würde; wenn Befehl wegen der Geiſsel käme — —

LUISE (schnell). Befehl? Sie über die Gränze zu schaffen? — Er wäre da?

M. WELLDORF (zögernd). Sagt' ich denn das? — Aber wenn er käme, und man hart genug wäre, auch deinen Vater — —

LUISE. Sie machen mich zittern. Das wäre schrecklich für uns. — Nein, den weiten Weg bis zur ersten feindlichen Festung — den überlebte er nicht; nimmermehr!

M. Welldorf. Und wenn dann nur ein Fürsprecher da wäre! irgend ein Mann von Gewicht, der auf so einen Fall — —

Luise. Aber der wäre doch, liebe Mutter.

M. Welldorf. Wer? — wo?

Luise. Sie fragen? Sie haben unsern Retter, unsern Wohlthäter doch nicht vergessen?

M. Welldorf. von Brink? — der uns schon seit Wochen nicht mehr besucht?

Luise. Weil er das ja nicht konnte; weil der Dienst ihn von hier rief. — Indeſs wollt' er doch wiederkommen, und seiner Rechnung nach könnt' er schon da seyn. Was ihn auch nur abhalten mag! — (nach mehrern Augenblicken) Sollten wir denn aber wirklich etwas zu fürchten haben? Sollte man grausam genug seyn können, meinen Vater vom Todbett zu reiſsen? — Ich kann das nimmermehr denken. Sein Elend ist viel zu sichtbar an ihm. Menschen werden ihn uns lassen, wenn nur Gott ihn uns läſst.

M. Welldorf. Wären sie — wären sie Menschen!

Luise. O, sie sind's. In der That. — Schon unser rechtschaffner Hauptmann —

M. Welldorf. Der Eine! —

Luise. Mit wie viel Groſsmuth nahm er sich unser an! Wie willig war er auf meine ersten Bitten, uns zu helfen, uns beim Obersten zu vertreten! — Lieſs er nicht Thränen fallen, da wir ihm dankten? War er nicht so innig bewegt? —

Und darum denk' ich: wenn noch *die* weinen, von denen wir unser Unglück fürchten, da dürfen *wir* aufhören zu weinen. Nicht wahr? (indem die Mutter erschrocken in den Hintergrund tritt) Aber was ist Ihnen?

M. Welldorf. Hörtest du etwas?

Luise (einen Augenblick lauschend). Nichts. Keinen Laut. — Doch wenn Sie's für sichrer halten — — (ab.)

Vierter Auftritt.

Madame Welldorf (allein).

— Konnt' ichs ihr sagen? Wollte sie's bei dem reinen, vollen Zutrauen, das sie zur Menschheit hegt, auch nur ahnen? — Gott! und wenn man schon da wäre! wenn man ihn schon abrufen, ihm das Todesurtheil ankündigen wollte! — Todesurtheil wär' es für ihn. — (der

Thüre

Thüre näher.) Horch! — Sie wird laut — immer lauter. — Aber dem Tone nach ist sie nicht erschrocken, ist sie voll Freude. Wie ist das möglich?

Fünfter Auftritt.

Madame Welldorf. Luise. Dann Eduard.

Luise (froh hereineilend). Denken Sie, denken Sie Sich! Ich hatt' ihn doch kaum erst genannt, war doch kaum erst um ihn besorgt gewesen; und da ich hinaustrete — (sich umsehend) Aber wo bleibt er denn nun? — Ach, er ist so in sich gekehrt und so schüchtern. — (die offne Thüre haltend) Komm! komm, Eduard! komm!

M. Welldorf (sehr erschrocken). Dein Bruder?

Luise. Da ist er! — Ja, er lebt, und besucht uns. Freuen Sie Sich mit mir! — Er kömmt mit eben den Wenigen, die uns gestern angesagt wurden. Er wird hier Rasttag halten.

M. Welldorf (auf ihn zufliehend). Eduard — darf ich's glauben? — Mein Sohn! —

Luise. Ich war erst auch ganz betroffen. Ich hatte noch meinen Vater im Sinne, und machte mir — ich weiſs nicht, was für Gedanken. Aber da er mir näher trat — da er meine Hand faſste, und mich bei Namen nannte — —

M. Welldorf (ihn haltend). So *bist* du's? So muſs ich dich nach Jahren der Trennung, der Unruhe — muſs dich in so einem Augenblicke — — Gott, wie fremd ist mir das! Ich hatte an Glück und an Freude auch keinen Gedanken; und nun — — (indem er sich ihr entwindet) Aber was ist dir? Du fliehst mich?

Eduard. So mich aufzunehmen! Mit so viel Liebe!

M. Welldorf (ihm nach). Mein Sohn —

Eduard. Einen Undankbaren — Entlaufnen — einen Elenden, der alle Rechte des Sohns verwirkt hat, und der in dieser Gestalt — —

M. Welldorf. Eduard — Welche Reden sind das! — — O nicht weiter in diesem Tone!

Luise (zuredend). Mein Bruder —

M. Welldorf. Keine Rückblicke weiter! Es waren Unbesonnenheiten — jugendliche Verirrungen, die schon lange vergessen, die auf immer vergessen wurden.

Eduard (gen Himmel blickend). Nur nicht dort, meine Mutter — (und auf sein Herz deutend) nicht hier! — Und wenn auch Sie und mein Vater vergessen konnten — — (an seine Kleider fassend, mit dumpfem Tone) Sehen Sie her! Dies erinnert!

M. Welldorf. An dein Unglück, Eduard; woran sonst? — Hat dich dein freier Entschluſs, oder hat dich das Elend deiner Gefangenschaft — —

Eduard (*lebhaft*). Nein, nur dies hat mich hingerissen; nur dies! — Ich hatte die festesten, heiligsten Vorsätze gefaſst. Ich hatte meinem Fürsten geschworen, und wollte kein Meineidiger werden; tausendmal eher mein Leben lassen. — Aber Hunger, Durst, Nacktheit — alles Unerträgliche, was Sie Sich denken können — —

M. Welldorf (*gütig*). Nun, so vergieb dir selbst, und sei ruhig!

Eduard. Ruhig? Darf ich das, meine Mutter? — O ich hätte Fragen an Sie zu thun; Fragen — die ich zittre, über die Lippen zu bringen.

M. Welldorf. Und welche? Sprich!

Eduard. Ob mein unglücklicher,

mein so schändlich gemiſshandelter Vater — denn ich weiſs Alles, Alles, was mit ihm vorging — ob er in der That vom Gefängnisse frei ist? ob Sie ihn wieder haben?

Louise (schnell). Dort schläft er! Es ist schon Wochen her, daſs ich ihn frei bat. — Der Hauptmann selbst, der die Aufsicht über die Geiſsel hatte, ward das Werkzeug zu seiner Rettung — einer der edelsten, der vortrefflichsten Menschen!

Eduard (tief Athem schöpfend). Nun wohl! So hätt' ich denn doch Eins von der Seele! — Wie hat mich die Nachricht von seiner Verhaftung gemartert! — — Aber an dieser Nachricht hing eine noch andre. Sein Zustand?

M. Wettmore ([illegible]). Was soll ich dir antworten? Immer — immer noch —

Eduard. Ohne Hoffnung. Nicht weit vom Tode. Ich weiſs.

Luise. Wie? — (*indem die Mutter die Achseln zuckt*) Nein, ich bitte Sie, liebste Mutter: warum ihn in dieser Unruhe lassen? — Ohne Hoffnung ist der Vater doch nicht; nimmermehr! Er hat noch immer Kräfte, um wieder emporzukommen. Und was die Furcht betrifft, daſs wir zum zweiten Mal ihn verlieren könnten — —

M. Welldorf (*mit Wehmuth*). Du baust so viel auf die Menschen!

Eduard (*von einer auf die andere blickend*). Was heiſst dies?

Luise. Eduard! Sei nur ganz auſser Sorgen! Die gute Mutter, weiſst du, sieht oft zu weit, allzuweit. — Sie denkt, weil unser Vater doch nur auf Bedingung frei ward, und weil er sein Ehrenwort geben muſste, nicht von hier zu entweichen —

Eduard (*erschrocken*). Wie?

Luise. So denkt sie, werde man mit

den übrigen Geiſseln vielleicht auch ihn — wenn etwa Befehl käme, sie weiter zu schaffen — —

EDUARD (zusammenfahrend). Weiter zu schaffen? Luise?

LUISE. Kann dich das unruhig machen?

EDUARD. Ah! was du da sagst — wenn ich es mit den Anstalten, die man hier trifft, mit der Ängstlichkeit unsrer Mutter vergleiche — — (sich schnell gegen die Mutter wendend) Ich beschwöre Sie; sagen Sie mehr! Sagen Sie Alles! Erklären Sie mir diese Ihre Niedergeschlagenheit, Ihre Wehmuth! — (die Hand vor der Stirne) Ich fasse Gedanken, die — —

LUISE (erstaunt). Was für Gedanken?

EDUARD. Ich sah den Marktplatz voll Menschen, und ein Wagen mit Wache hielt vor dem Gefängniſs. Ich floh, um nicht erkannt zu werden, vorüber; denn jedes stillstehende Kind sah mich an; aber ich hörte, däucht mir, von Festung, von Wegführen, von Unsicherheit dieser Gränze murmeln. — Und nun — man sollte mir meinen todtkranken Vater — sollt' ihn von seinem Sterbebette — — Ich schaudre!

Luise (starr auf die Mutter sehend). Wie?

M. Welldorf. Wenn du Ursache hättest zu fürchten!

Eduard (schnell und heftig). Ha! — So errieth ich's? So soll er fort?

Luise (auſser sich). Meine Mutter!

Eduard. Um Gotteswillen! — Und das jetzt in dem Augenblick, da ich hier ankomme? vor meinen Augen?

M. Welldorf (zuredend). Eduard —

Luise. Nein, wie ist dies? wie ist dies? — (indem sich Eduard voll Verzweiflung an einen Tisch wirft.) So sehr ich von Sinnen bin, so seh' ich doch, daſs Sie mir das nicht hätten verbergen können; unmöglich! — Schon die Anstalten, sagt Eduard? Schon ein Wagen vor dem Gefängniſs? — Und Sie wiſsen, daſs man auch meinen Vater — ?

M. Welldorf. Es wiſsen! — Würd' ich geschwiegen haben, wenn ich es wüſste? Würd' ich nicht das erste heftigste Schrecken haben verhindern wollen? — Aber eben weil ich noch ungewiſs bin; weil ich nur Alles noch von Sophien habe —

Luise. Von ihr? —

M. Welldorf. Und weil auch die nur noch muthmaſste, nur Argwohn schöpfte — —

Luise (immer dringender). Also doch keine Ankündigung? keine Aufforderung sich bereit zu halten?

M. Welldorf. Keine. Keine. — (sie von sich wegdrückend) Ich bitte dich:

laſs mich zu mir kommen, und laſs mich mit deinem Bruder reden! Wenn ich ängstlich war, so war ich es mehr um deinet- als deines Vaters willen. Ich habe Hoffnung für ihn, die beste Hoffnung. — Und wenn er auch wirklich Gefahr liefe — — (indem sie sich gegen den Sohn wendet) Eduard! Auf den möglichen Fall, daſs er sie liefe; — — Sollt' es nicht Schickung von Gott seyn, daſs du hier ankamst? Sollten wir nicht gegen alle Besorgniſs eben durch dich gedeckt seyn?

Eduard (mit Wildheit aufspringend). Durch mich? Durch mich?

Luise. Durch Eduard? Sie glauben, daſs wenn er ginge — —

M. Welldorf. Daſs er Alles, selbst das Schrecken, verhindern könnte. Ich lieſs in meiner Verlegenheit schon unsern Freund, unsern Arzt entbieten.

Luise. Und der? —

M. Welldorf. Ich wuſste niemand, an den ich mich wenden konnte, als ihn; aber nun denk' ich, wenn lieber Eduard spräche, wenn ein Sohn spräche, der selbst in Dienst ist und der es Jahre lang ist — — (ihm nach, indem er in Verzweiflung umhergeht) O aber du hörst nicht. Du überläſst dich ganz deiner Verzweiflung. — Eduard! Wer verzweifelt, bleibt hülflos. — Und steht's denn schon so schrecklich mit deinem Vater? Kann nicht eben dein Unglück ihm vielleicht noch zur Rettung werden?

Eduard. Mein Unglück? Ihm mein Unglück zur Rettung?

M. Welldorf (bittend). Fasse dich nur! —

Eduard. Bei Gott! Sie könnten mich lehren, daſs ich es *liebte!* — Aber wie, wie zur Rettung?

M. Welldorf. Du müſstest hingehen, mein' ich; müſstest einen Versuch wagen — —

Eduard. Wie mir Wunder gelängen? Wie ich Menschen zum Mitleiden rührte, bei denen es Tugend ist, keine Seele und kein Gefühl zu haben? Menschen, die, wenn sie einmal Befehl sehn — —

Luise (zur Mutter). Aber *ist* es denn — ist es wirklich Befehl?

M. Welldorf (nicht ohne Unmuth). Und weiſs ich's? Bin ich nicht noch völlig im Dunkeln? — Doch gesetzt, daſs es so wäre — —

Eduard (heftig). Dann! — dann! —

M. Welldorf. Blieben nicht Auswege übrig? Hat ein Unglücklicher, hat ein Sterbender keine Rechte? Käm' es hier nicht bloſs auf Bericht an, und auf Bericht der Wahrheit, der reinen Wahrheit? — Doch vielleicht auch, daſs Alles im Grunde nichts ist, daſs man nur einen letzten Versuch macht, die Gräfin zur Einwilligung zu bewegen. Man hat ja schon öfter geschreckt?

Eduard (aufhorchend). Schon öfter?

M. Welldorf. Und mit Drohungen! mit so fürchterlichen, als ob man sie auf der Stelle vollziehen wollte. — Gewiſs, es ist auch jetzt wieder Drohung. Oder, wenn man auch mit den Uebrigen Ernst machte und sie von hier schaffte —

Eduard. Ach! dies Einzige — diese aufkommende Möglichkeit, daſs es vorübergehe — — (sich zusammenraffend). Ich habe hier keine Geduld länger. Ich muſs Gewiſsheit haben.

M. Welldorf. Eduard! — Und wenn du Absichten merktest; wenn wirklich dein Vater Gelder lieh —

Eduard. Was dann? Was soll ich?

M. Welldorf. Nicht an Rettung verzweifeln. Einen Versuch machen, was deine Bitten — —

Eduard. O Gott! — Lieber, was meine Raserei, meine Wuth vermögte! — Aber ja! ja, meine Mutter! ich will. Wenn ich noch Möglichkeit sehe; so will ich kriechen, betteln, zu Füſsen fallen, Alles thun, was ich für mich nicht thäte, und hätt' ich ein tausendfaches Leben zu retten. Für *ihn* — ah! da will ich! da muſs ich! (ab.)

Sechster Auftritt.

Madame Welldorf. Luise.

Luise (ihn begleitend und dann ihm nachsehend). Er geht. — Wenn er nur nicht die Fassung verliert! Wenn er nur seiner Bitterkeit Herr bleibt! — Ach, es kann noch Alles so gut, und es kann auch Alles so schrecklich werden. — (auf die Mutter zusehend, die in Kummer versenkt steht.) Sie schwiegen? Sie lassen doch Ihren Muth, Ihr Vertrauen nicht sinken? Denn sonst — — eine große, drückende Sorge haben wir doch nun vom Herzen; nicht wahr? Wir wissen doch nun, daß er lebt, daß er wohl ist.

M. Wellдorf. Eduard? Schien er dir wohl?

Luise. O ich hätte schweigen sollen. Sie weinen. —

M. Welldorf. So wie er mir schien, Luise; so mögt' ich gehen und mich an deines Vaters Anblick wieder erquicken. Ich würde eine Todesgestalt, aber in ihr doch eine ruhige Seele finden. —

Luise (von neuem erschrocken). Man kömmt. — (und wieder froh) Aber es ist ein Freund; unser Arzt.

Siebenter Auftritt.

VORIGE. DER ARZT.

M. WELLDORF (ihm entgegen). Seh' ich Sie endlich?

DER ARZT. Leider! noch ohne Hülfe, selbst ohne Nachricht. — Der Oberst war zu beschäftigt; ich kam nicht vor. — Indessen bitte ich Sie: seyn Sie ruhig! ganz ruhig!

M. WELLDORF. In solchen Umständen?

DER ARZT. Ich traf jetzt gleich Ihren Sohn. Er sagte mir, daſs er auf dem Wege zum Obersten wäre.

M. WELLDORF. Und wird er mehr vermögen, als Sie?

DER ARZT. Ich hoff' es, Madame. Wenigstens wird man ihn vor sich lassen, ihn hören; und mit diesem einzigen Vortheil ist schon viel, ist oft Alles gewonnen.

wonnen. — Auch *ich* lasse mich *so* noch nicht abweisen; ich kehre zurück. Wenn ein Sohn, der selbst in Dienst ist, für seinen Vater; ein Arzt, dem man Verpflichtungen hat, für seinen todkranken Freund spricht: wär' es da möglich, Madame — ? —

Luise. O gewiſs nicht! Sie reden wie aus meinem eigenen Herzen. Das wäre gewiſs nicht möglich. — (zur Mutter.) Seyn Sie dann auch wieder froh, liebe Mutter! Werden Sie heiter! Es steht doch auch hier etwas besser. — (sich wieder zum Arzt wendend.) Denn was ich Ihnen sogleich würde gesagt haben, wenn nicht diese neue Unruhe gekommen wäre: mein Vater scheint itzt wirklich auf gutem Wege. Er liegt so eben in einem recht sanften, recht erquickenden Schlummer.

Der Arzt. Daſs er also noch nichts von seiner Gefahr weiſs?

M. Welldorf. Kein Wort. Wozu auch?

Der Arzt. Das meint' ich, Madame. Böse Zeitung kömmt wohl jedem zu früh: und für ihn ist die erste, wesentlichste Bedingung des Wiederaufkommens: Ruhe.

M. Welldorf. Hörst du, Luise? — Geh dann wieder hinein; und wenn er erwachen sollte — —

Luise. Ich schweige. Seyn Sie um mich nicht bekümmert! Ich sage kein Wort. — (auf halbem Wege wieder umkehrend) Aber nicht wahr, liebe Mutter: wenn nun Eduard wiederkömmt — einen Wink doch von Ihnen! einen einzigen kleinen Wink, damit ich nur wisse — —

M. Welldorf. Geh! Ich verspreche es dir. — (nachdem Luise zurückgeschlichen) Wir sind allein, liebster Freund. Sie rühmten sonst meine Standhaftigkeit, meine Fassung: aber diese ewige Unsicherheit wird mich zu Boden drücken. — Sagen Sie mir unverhohlen: haben Sie Hoffnung?

DER ARZT (einen Augenblick sie ansehend). Wozu? — Zur Wiederherstellung des guten Greises? — kaum. Zu seinem Hierbleiben? — wenig.

M. WELLDORF (nach einer kurzen Pause). Wohl! — Ich will ausdauren und meine Pflicht thun, und will aufsehn zu Gott, daſs er mir tragen helfe!

(ab mit dem Arzte.)

Ende des ersten Aufzugs.

ZWEITER AUFZUG.

Erster Auftritt.

VON BRINK. MADAME WELLDORF.

VON BRINK.

Wie, Madame? Welche fruchtlose Hoffnung! — Sie kennen den Mann nicht, mit dem Sie's zu thun haben; sonst würden Sie anders denken.

M. WELLDORF. Aber wenn er noch Mensch ist; wenn er nicht durchaus alles Gefühl verläugnet — —

V. BRINK. Er? darf er verläugnen, was er nicht hat? — Ich hab' ihn nur eben itzt, und in was für einer Stimmung! verlassen. In der frohsten, heitersten von der Welt. — Ich frage Sie:

würd' ein Mann, der nur einen Funken Gefühls besäſse, einen solchen Befehl in der Hand, und nicht den bittersten Verdruſs in der Seele haben?

M. Welldorf. Also doch? Er hat ihn wirklich, diesen Befehl?

v. Brink. Er sagt es. Auch würd' er, wenn er ohne Befehl handelte, sich verantwortlich machen; und das zu wagen, sieht ihm nicht ähnlich. Er ist kein Freund von Gefahr.

M. Welldorf. Aber auch so noch — Sieht er denn nicht, was ein Kind sehen könnte: daſs er auch *so* noch Freiheit hat, zu handeln und nicht zu handeln? daſs, in Rücksicht auf einen Sterbenden, die eigene Absicht dieses Befehls ihn aufhebt, und daſs man ihm nicht ärger zuwiderhandelt, als wenn man ihn ausführt?

v. Brink. *Will* er das sehen?

M. Welldorf. Sie tödten mich. — So wäre Absicht dabei? böser Wille? —

v. Brink. Daſs Sie noch fragen! — Hat man denn nur irgend etwas gethan, diesen edlen, groſsmüthigen Obersten zu verpflichten? ihm nur irgend einen Anlaſs verschafft, sich durch Proben seiner Uneigennützigkeit, seiner *Unbestechlichkeit* Ehre zu machen? — Die Folgen dieser Nachlässigkeit liegen am Tage, Madam. Denn natürlich werden nach den Gesinnungen die Berichte, und nach den Berichten die Befehle gegeben.

M. Welldorf (starr ihn ansehend). Dieses Licht — —

v. Brink (bitter). Ist doch hell genug, hoff' ich?

M. Welldorf. So hell, als schrecklich!

v. Brink. Nun dann! — Und daſs Sie also nur ja nicht weiter auf Mitleiden, Menschlichkeit, Groſsmuth rechnen! Das sind Tugenden, die er viel zu werth hält, um sie so für nichts zu verschleudern. — Das Einzige, was *ich* hier übrig sehe, ist Unterwerfung unter das Schicksal.

M. Welldorf (aufblickend). O Gott! —

v. Brink (nach einigen finstern Augenblicken). Es werden Betten nöthig seyn — Arzeneien — Ich bitte Sie: machen Sie Anstalt dazu, und schnelle Anstalt! (indem er zur Seite geht) Ich bin ungeduldig fertig zu werden, wo ich lieber nicht anfinge. Mein ganzes Herz ist voll Abscheus.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Luise.

Luise (lebhaft hervorkommend). Hörten Sie? Sahen Sie, liebe Mutter? Es hält ein Wagen, und wenn mich nicht Alles täuscht — — (von Brink gewahr werdend)

Aber Sie sind es. Sie sind schon hier. — Gott, wie glücklich ist Ihre Ankunft!

v. Brink (in sich hinein). Glücklich?

Luise. Ich erkannte den Wagen beim ersten Blicke. Es ist der Ihrige. Sie brachten damit meinen Vater aus dem Gefängniſs. — Urtheilen Sie, wie sehr der Anblick mich freuen, wie sehr ich gerührt werden muſste! Denn so eben sind wir von neuem in einer Lage —

v. Brink (gezwungen). Die mir nicht unbekannt blieb; — die mein ganzes inniges Mitleiden für Sie erweckt —

Luise (dankbar). Und die Sie hieherbringt. Ich seh' es.

v. Brink. Ja, mein Kind — die mich hieherbringt — nicht, um sie besser zu machen —

Luise (erschrocken). Wie? —

v. Brink (nach augenblicklichem Schweigen). Es wäre Thorheit, hier zurückhalten zu wollen. — Fassen Sie Sich! Ich bin am Ende meines Einflusses, meines Vermögens. Ich bin in Absichten da, die dem zärtlichen Herzen des Kindes kaum verhaſster seyn können, als dem wohlgesinnten des Freundes. — Ich selbst, in dem Augenblick, da ich hier ankomme, erhalte Befehl — unbedingten Befehl —

Luise (zurückfahrend). Meinen Vater zu fordern?

v. Brink. Es war das erste Wort, der erste liebreiche Empfang dieses Obersten, der es schon wuſste, wie sehr er mir damit schmeicheln würde. — Doch sei es! Ich trotze nur seiner Tücke, und lache ihrer. Für Ihren Vater soll es Wohlthat werden, mein Kind.

Luise. Wohlthat? — Daſs man ihn fortschleppen will?

v. Brink. Daſs man eben mich dazu aussuchte. — Ich kann ihn nicht hier erhalten; aber ich kann doch Eins: ihm sein Schicksal mildern, es ihm erträglicher machen.

Luise. Und Sie wollten — ? Sie, sein einziger Freund; — Sie wollten itzt Selbst — —

v. Brink. Ich will thun, was ich noch kann. Ich bringe den Wagen, den Sie sahen, nicht zu meinem, sondern zu seinem Gebrauche; ich weiſs, daſs er bequemer und besser seyn wird, als jeder, der hier zu haben wäre; ich geb' ihm Leute zu seiner Bedeckung, die ich aus meinen besten, meinen geprüftesten wählte; Leute, denen ich's auf die Seele band, den guten Greis mit der sanftesten Schonung, mit der ehrerbietigsten Nachgiebigkeit zu behandeln, und von denen ich gewiſs bin, daſs sie gehorchen, daſs sie freudig gehorchen werden. — Für alles Nothwendige, selbst für Überfluſs, ist gesorgt; (indem er Briefe hervorzieht) und auch das hab' ich veranstaltet, daſs, wo er jetzt hinkömmt — —

Luise. In sein Grab hin, wohin es sei! — Nein, was Sie auch für ihn thun mögen — und wenn es mehr, wenn es unendlich mehr wäre, als das — —

v. Brink. Aber was *kann* ich denn mehr?

Luise. Er ist verloren, wenn Sie ihn von den Seinigen reiſsen; wenn Sie ihm die Pflege, die Ruhe entziehen.

v. Brink (die Achsel zuckend und finster). Das *muſs* ich einmal.

Luise. Er ist verloren! ohne alle Rettung verloren!

v. Brink. Ich danke Gott: nicht durch mich! — (sie mit ausgestrecktem Arm und weggewandtem Blick von sich abhaltend.) Und nun, mein Kind — weil doch nichts dadurch besser wird, daſs Sie mich martern: — Schonen Sie meiner! Mäſsigen Sie Ihren Schmerz! Ich trage schon ohnehin eine Bitterkeit, einen Verdruſs in der Seele: — ich bin kaum nur noch Herr darüber. — (mit erzwungener Kälte) Madame! Was ich Ihnen sagte, das nöthig seyn würde. Machen Sie Anstalt!

M. Welldorf. So *muſs* ich? Ich muſs hinein und ihn wecken? — Es ist ein Gang, wie zum Tode.

Luise (ihr vorrennend). Wohin? wohin? Nimmermehr!

M. Welldorf. Sage: was bleibt hier übrig? Was kann ich thun?

Luise (mit Empörung). Sollen wir Mitschuldige werden? — Mag er gehen! Mag er seine eigene Wohlthat vernichten!

M. Welldorf (zuredend). Luise! — Du bist auſser dir, Kind.

Luise. Ist's ein Wunder? — (sich fas

send und ihm wieder nähernd) Aber ich bin es! Ich verzweifelte an einem der besten Männer. — Weifs ich denn nicht? Hab' ichs nicht noch immer im Herzen, wie Sie mich im Gefängnifs vom Boden aufhoben? wie Sie mir mit eigener Hand die Thränen trockneten, die ich um meinen Vater vergofs, und mich eine gute, eine liebende Tochter nannten — O, Sie werden auch itzt; ja, Sie werden gewifs, da Sie doch so Alles, Alles in Händen haben — —

v. Brink. In Händen? Ich?

Luise. Sie werden durch ein einziges Wort, das Sie sprechen, durch einen einzigen Gang, den Sie thun — —

v. Brink. Zu wem? Zu wem?

Luise. Zu dem Obersten — Sie werden, bei Ihrem Einflufs auf ihn — bei Ihrer Verbindung mit ihm — —

v. Brink. Verbindung! — Ha, sie.

ber gar Freundschaft! So bin ich noch um so mehr erniedrigt. — Ich in Verbindung mit ihm? — Aber Sie denken: weil ich doch sonst schon durchdrang, und weil ich selbst meine Mühe herabsetzte, um Ihnen den Dank zu ersparen. — Wären Sie nur zugegen gewesen! — So ein bloſses, unbedeutendes Nichts jene Gnade war, einen sterbenden Greis zu entlassen; so riſs ich ihm dieses Nichts nur mit äuſserster Noth und nur in einem Fluch von den Lippen. — (sich gegen Madame Welldorf umwendend) Und jetzt, da er sich so trefflich gedeckt sieht; da er seinen Grausamkeiten durch den Befehl, den er erschlich, die Miene der Pflicht geben kann: jetzt dürft' ich mit meiner Fürsprache kommen! Wenn er allen seinen bittersten Hohn über mich ausschütten sollte; so dürft' ich kommen! — Er war von jeher mein Feind. Er sieht mich an, als eine Schlange in seinem Wege, und haſst mich, um mich mit jedem Blick zu vernichten. Er dürfte nur nicht den Neffen des Generals in mir scheuen; so hätt' er mich schon zur Verzweiflung getrieben. — (wieder mehr zu Luisen) Das, das ist meine Verbindung mit ihm: und nun — Soll ich nun gehen?

M. Welldorf. Ich zittre. — Gott wenn's *so* mit uns steht — —

v. Brink. So, Madame! so! Um keinen Gedanken anders. — Und würd' ich denn auch hier seyn, wenn's besser stände? Würd' ich ein armseliges Fürwort zurückhalten, um mich erst an Ihrem Händeringen, an Ihren Thränen zu weiden? — (zwischen Unmuth und Rührung) Haben Sie *so* mich kennen gelernt?

Luise (mit Thränen) Dieser Vorwurf — er dringt an's Herz!

v. Brink. Ich würd' im Stillen gewirkt; würd' es mir nicht zum Verdienst gerechnet, sondern mir gesagt haben, was ich so oft mir sage: Du selbst dankst dein Leben nur fremder Hülfe! Du bist noch in Schuld bei der Menschheit!

M. Welldorf. Aber mit diesem Edelmuthe, mit diesem herzlichen Willen zu retten; wäre denn damit nichts — nichts — auch nicht das möglich, daſs Sie Aufschub bewirkten? nur Aufschub von Wochen, von Tagen, bis seine Kräfte — —

v. Brink. Von Tagen! — Und wenn ich auch nur auf Stunden antrüge; was nähm' ich für Vorwand? Kann ich sagen, daſs *der* Mann, der den Tod vor Augen sah und nicht wankte; daſs der auf einmal unschlüssig scheine? daſs er seinen Widerstand noch aufgeben, die Schuld noch erkennen werde? — Denn entwe-

entweder das müſst' ich sagen, mit Wahrheit sagen; oder jeder Versuch — —

Luise. Aber *wenn* er nun noch — o Sie geben mir die Hoffnung, und mit ihr das Leben wieder! — wenn er noch itzt sich entschlösse?

v. Brink (es wegwerfend). Er? —

Luise. Wenn er noch itzt sich bewegen lieſse, seinen Widerspruch fahren zu lassen; die geforderten Wechsel zu unterzeichnen?

v. Brink (wie vorher). Ihr Vater? Das sollt' Ihr Vater?

Luise. Wenn er dadurch auch die übrigen Geiſsel stimmte, die alle den Blick nur auf ihn richten; die es gewiſs schon hoffen, schon mit voller Sehnsucht erwarten? — —

v. Brink. Täuschung! Leerer Wunsch, den Sie zur Hoffnung ausbilden! Mehr nichts! — (zur Mutter) Haben Sie Erklärungen, Äuſserungen von ihm?

M. Welldorf. Keine. Ich müſste Unwahrheit reden. — Aber da ihm ein Glück bevorsteht, das er immer so sehr ersehnt, und zu hoffen so gar nicht gewagt hat: die Umarmung seines einzigen Sohnes — —

v. Brink. Nun? — Und was soll die? Was kann die?

Luise. Sehn Sie denn nicht? Wenn wir mitten in seiner Freude und Rührung, ihm seine Gefahr, und zugleich die volle feste Überzeugung ans Herz legen, daſs sein Widerstand ja doch umsonst, daſs er ewig umsonst ist; — denn nicht wahr? Er ist doch ewig umsonst?

v. Brink. Das sicher. Sicher.

Luise (sich lebhaft zur Mutter wendend). Und wenn nun das Eduard ihm bestätigt; und wir dann Alle uns um ihn her sammeln, und auf ihn eindringen, und mit den wehmüthigsten Bitten ihm zusetzen, daſs er doch nachgeben, daſs er für uns sich erhalten wolle — — (wieder zum Hauptmann) O nur Aufschub! nur wenige Stunden! und ich hoffe gewiſs — —

M. **Welldorf.** Ja, auch ich hoffe, auch ich. — Seine Standhaftigkeit wird hier mehr als erschüttert, wird überwältiget werden. Was keine Todesgefahr vermogt hat, das wird Vaterliebe vermögen. — Nur die Zeit, ihm seine Lage fühlbar zu machen! damit wir dann Alle —

v. **Brink** (wankend) Madame — — (und mit unruhigen Schritten umhergehend) Aber ich glaube bei Gott! ich will hier nach eigenem Triebe handeln; ich will meinen Befehl überschreiten. Ha! die Aufnahme, die ich da finden, die Verweise, die ich da hören würde! — (mit Wildheit)

Verweise! und die von ihm! von ihm! ohne ihm antworten zu dürfen! — Es ist unmöglich! unmöglich!

Dritter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Luise (ihm entgegen eilend). Eduard! — ach! da bist du ja wieder. — Was bringst du?

Eduard (die Hand in die Luft werfend). Das! Hab' ich nur vorkommen können? Alle Mühe, die ich mir gab — — (den Hut ziehend und dann zurücktretend) Aber wen seh ich dort? — Ha!

v. Brink (zur Mutter, die mit einem Kopfneigen antwortet). Ihr Sohn, Madam? — Sie sprachen mir öfter von ihm. Welche Scene wird er hier sehen! — — (auf ihn zugehend) Welldorf! Mein Freund!

Eduard (mit Trotz). Welldorf? — Ja, so heiſs' ich. Das ist mein Name.

v. Brink (beleidigt). Nun? Und das Wort, das ich hinzuthat? — — (indem er starr ihn ansieht) Aber, Gott! welche Ähnlichkeit! Ich erstaune.

Eduard (indem er die Hand der Mutter ergreift und mit ihr vortritt). Meine Mutter! Ein einziges Wort, meine Mutter! — Ich fand hier Wagen und Wache haltend; und hätte die Fr., eben Er — ? — Ha! wer sonst? Ich bin sinnlos.

v. Brink (langsam auf ihn zugehend). Welldorf — Nein, ich zweifle nicht länger. Du bist's! — (und dann mit Feuer) Freund! Retter! — Ah, ich hätte Alles nur für den Namen gegeben; und find' ich jetzt auch den, der ihn trägt? find' ich beide in gleichem Augenblick? — Aber, Grausamer, daß du dich mir verbargst! und so lange! Warum? — Bekannt mußten meine Nachforschungen dir doch werden, da sie so öffentlich, da sie so wiederholt geschahen.

M. Welldorf. Was heifst dies? — Ich bin aufser mir. — Darf ich wissen —?

v. Brink. Ah Madam! — Dieser Ihr Sohn —

Luise. Sie hätten ihn schon gekannt? Schon vordem?

v. Brink. Nie. Nie. Aber auch ohne dafs ich ihn kannte, ward ich ihm Alles, meine Erhaltung, mein Leben schuldig.

M. Welldorf und Luise (zugleich). Sie ihm? — Ihr Leben?

v. Brink. Er hob mich, nach einem unglücklichen Gefecht, von der Wahlstatt, und trug mich auf seinen Schultern ins Lager. Ich hatte schon aller Hoffnung entsagt. Ich war vor Schmerz und vor Blutverlust schon halb ohnmächtig, und der Untergang der Sonne war nahe. Ich sah der letzten, schrecklichsten meiner Nächte entgegen. — (ihm folgend, indem er wild umhergeht.) Welldorf!

Luise. Mein Bruder —

M. Welldorf. Mein Sohn —

v. Brink. Fasse dich! Höre mich, Freund!

Eduard. Sie hören? Mein Verderben und meine Verzweiflung hören? — (die Hand gegen die Seitenthüre streckend) Dort, dorthin ruft Sie Ihr Dienst. Dort hinein geht Ihr Weg. —— Gott im Himmel!

v. Brink (ernst, aber mit Güte). Unglücklicher! welchen Ton nimmst du an? Gegen wen? — Gegen den besten, redlichsten Freund deines Vaters! — Wenn du nun *mir* es verdanken müſstest, ihn noch sehen, noch umarmen zu können? Wenn eben *ich* es gewesen wäre, der ihn dem Tode im Gefängniſs entrissen?

Eduard (erstaunt nach ihm umblickend). Sie? — Sie?

v. Brink. Frage die Deinigen! Laſs sie reden!

Luise. Wer denn sonst? Sie allein —

M. Welldorf. Ihre Güte nur — Ihre Groſsmuth —

v. Brink (sie hindernd). Genug! — Aber für keinen Preis auf Erden mögt' ich anders an ihm gehandelt haben. — Ich will mehr; ich will mein Äuſserstes für ihn thun. Ich sehe die Wege nicht durch, die zum Ziel führen werden; aber entschlossen vordringen, das bahnt oft Wege. — Fordre! Rathe mir, was ich thun soll!

Eduard (zweifelmüthig). Sie? — Was Sie thun sollen? — Sie könnten —? —

v. Brink. Fordre, sag' ich! — Weiſs man selbst, was man kann?

Eduard (immer wärmer). Sie könnten wider Pflicht — wider Befehl — Könnten ihm seine Freiheit erhalten? sein Leben retten?

v. Brink (nach augenblicklichem Nachdenken. Und *wenn* ichs könnte? wenn die Mittel dazu sich finden müſsten?

Eduard (mit beiden Händen seinen Arm ergreifend, aber sogleich wieder zurückziehend.) O dann — — Groſser Gott! und konnt' ich so wahnsinnig seyn! Konnt' ich, eh' ich noch fragte und hörte, den Wohlthäter, den besten Freund meines Vaters — — (die Faust vor der Stirne) Aber so bin ich einmal! So haben mich meine Schicksale gemacht!

v. Brink. Laſs das! Kein Wort darüber!

Eduard. Und wenn Sie erst Alles, Alles wüſsten! das ganze Schreckliche meiner Lage, meines Verhältnisses — — o Gott!

v. Brink. Welches Verhältnisses? Mit wem? — (da er schweigt und mit tiefem Schmerz gegen die Seitenthüre sieht) Rede! Fasse Vertrauen zu mir! — Meinst du dein Verhältniſs mit deinem Vater?

Eduard. Mit *ihm.* Mit *ihm.*

v. Brink. Nun? — Und so wehmüthig auf einmal?

Eduard. Ah! wenn ich hier fühllos bliebe! — Ich selbst, ich Elender — durch die Wildheiten und Ausschweifungen meiner Jugendjahre — ich hab' ihn auf dieses Krankenlager geworfen; hab' ihm mehr als sein Vermögen, auch seine Gesundheit gekostet; hab' ihn zu diesem hülflosen, frühzeitigen Greise gemacht, der beim Einbruch des Unglücks schon keine Heiterkeit, keine Kraft mehr hatte. Das Elend des Kriegs allein hätt' ihn so nicht niedergedrückt. — Urtheilen Sie jetzt; urtheilen Sie von meiner Sehnsucht nach seiner Rettung; von der ganzen Unermeſslichkeit der Wohlthat, wenn noch Sie mir ihn hier erhielten; wenn ich durch Sie ihm den Rest von Leben nur noch auf Monate, auf Wochen verlängern könnte! — Gott, die Aussicht darauf — — Und wenn dann auch mir das traurigste aller Schicksale bestimmt wäre: als Krüppel von fremdem Erbarmen zu leben; — (mit zitternden Lippen) ich wär's zufrieden!

v. Brink. Welldorf! — Bei der Ehre des rechtschaffnen Mannes! — wenn ich noch Möglichkeit dazu säh' — —

Eduard (betroffen). Wie? — Wie?

v. Brink. Wenn ich nur irgend eine Spur, einen Schatten davon erblickte — —

Eduard. Von Möglichkeit? Werfen Sie *so* mich zurück? — Erst war's schon sicher, und nun — — Ah wenn Sie's fleissig betrieben! wenn Sie nicht aus vollen Kräften Ihr Letztes, Ihr Äußerstes thäten!

v. Brink. Will ich denn nicht? Hab' ich's dir nicht geschworen?

Eduard. Ich für Sie habe Alles, Alles dahingegeben: Freiheit, Glück, Ruhe des Herzens; vielleicht auf ewig!

v. Brink. Für mich? — Nimmermehr!

Eduard (nach mehrern mißtrauischen Blicken). Wer nur Herz fassen dürfte — —

v. Brink (dringend). Zu reden? — Du *mußt* nun, du *mußt* nun reden. Wenn du nicht mir kosten willst, was ich dir soll gekostet haben: meine Zufriedenheit, meine Ruhe — —

Eduard. Nun dann! Mag's doch wirken, wie's will! — (mit ihm vortretend und leiser) Ich, der Sohn dieser Eltern, dieses rechtschaffnen, verfolgten, bis aufs Leben gemißhandelten Vaters — — (indem er mit stiller Wuth auf sich hinsieht) wer bin ich? wer hab' ich werden müssen? — und wie! wie!

v. Brink (mit Beschämung). Schon genug! Ich errathe. —

Eduard. Wenn man mich, in der Hitze des Gefechts, zu Boden gestoßen, vernichtet hätte; — gut! es wäre Schicksal des Krieges gewesen; ich war Feind und in Waffen: — aber mich gefangen zu nehmen! mich in einen verpesteten Winkel zu werfen, und bis zum Meineid zu martern! —

v. Brink (betreten). Schon genug, sag' ich! Genug!

Eduard (ihn nicht hörend). Mich wider Vaterland, Gott und Natur, wider Alles, was Menschen heilig ist, zu empören! *(auf das Herz deutend)* mich hier, hier im Innersten elend zu machen!

v. Brink. Wen trifft das aber? Du sprachst von *mir;* und habe denn ich —

Eduard (wie vorher). Mich so heillos, — durch so verrätherische Mittel — durch Entziehung aller Nothwendigkeiten —

v. Brink ([illegible]). So rede! Deine Wuth kann gerecht seyn; aber habe denn *ich* — —

Eduard. O Gott, wer sagt das? Nicht der Gedanke kam mir in's Herz. — Nein, gefangen und gemiſshandelt haben mich Andre, ganz Andre; Sie nicht: aber gehalten haben Sie mich, gehalten!

v. Brink. Ich? —

Eduard. An jenem Abende auf dem Schlachtfeld? — Ich hätte mich losreiſsen können; ich sah den Weg aus meinem Elende offen; die ganze Wahlstatt war frei: — aber diese Ihre zitternde, flehende Hand; das Rührende Ihres Tons, Ihrer Blicke; mehr noch das Zutrauen, womit Sie mir den Willen zu helfen in allen Mienen ansahen: — ich war hin! war verloren! Es war, als ob mir eine höhere Stimme riefe: Hilf ihm! Er soll dir einst wieder helfen. — Ich hob Sie auf; ich schleppte mir die Schultern wund an der Last, und ging zurück in mein Sclavenleben: und nun — bei dieser äuſsersten dringenden Noth meines Vaters: — was sollen nun *Sie* an mir thun?

v. Brink. Das fragst du? — (*mit Feuer seine Hand ergreifend*) Gehen und dir ihn retten. Bei Gott!

Eduard. Aber wie? wie?

v. Brink. Wie es sei! Durch sanfte oder durch rauhe Mittel. — Sieh, ich weiſs Dinge von diesem Obersten; Dinge, Welldorf! — er darf sie nicht laut werden lassen, oder er wagt seine Freiheit und seine Ehre. — Und wenn gleich meine Zeugen dahin seyn können; wenn ich gleich Alles dabei aufs Spiel setze — — Doch nein! nein! Die Gefahr würde nicht bloſs *mich* treffen; auch Euch. Erst die sichrern, dann die gewagtern Mittel! — (*zu Mad. Welldorf*) Freundinn! Unser ganzes Verhältniſs ist jetzt verändert; jede Bedenklichkeit fällt hinweg. Thun Sie, was Sie mir vorschlugen, und thun Sie's mit Wärme, mit Eifer! Ich geh indeſs und will Aufschub bewirken. Den soll und den muſs er mir zugestehen, oder ich rede mit ihm in einem andern Tone. Ich bin gespannt, bin gefaſst. — — (mit Innigkeit) Leb wohl, Welldorf! Leb wohl! So voll auch mein Herz für dich ist; — der bessre Dank ist Erwiedrung. Ich eile. (ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige (ohne von Brink).

Eduard. Was hieſs das? Was wollt' er mit seinem Aufschub sagen? Wozu hier Aufschub?

M. Welldorf. Um uns Zeit zu verschaffen; — Zeit, daſs wir die Standhaftigkeit deines Vaters, seine Bedenklichten — —

Eduard. Wie?

M. Welldorf. Gott, du fragst, und ich

ich bin noch, als wie im Taumel. Ich habe noch keine Sinne wieder. — Diese Wendung des Schicksals! Und daſs du ihn, eben ihn dir verpflichten muſstest; den einzigen Redlichen, den wir fanden! — Ah nun versteh' ich sein Wort: ich bin noch in Schuld bei der Menschheit.

Luise (die von Binks Begleitung zurück kommt, indem es innerhalb klingelt). Mein Vater — Eben jetzt wacht er auf. Ich muſs fort. — (mit einer Wendung gegen Eduard, und nicht ohne Wehmuth). O! ich hätte noch erst so gerne, so gerne —

M. Welldorf (ihr nach und ihre Hand ergreifend). Luise! — Nichts von dem, was hier vorging! Auch von Eduard nichts! Denn wenn sein Hierseyn ihn überraschte — —

Luise (eilig). Er ruft mir. — Bin ich nicht selbst viel zu sorgsam?

Fünfter Auftritt.

Madame Welldorf. Eduard.

Eduard (in sichtbarer Unruhe). Wenn es ihn überraschte? — Sie fürchten —?

M. Welldorf. Seine Schwachheit, mein Sohn. Er ist so reizbar, so äuſserst reizbar geworden. Er wird es noch täglich mehr, je mehr seine Kräfte sinken. Und wenn die Freude, dich wieder hier zu wissen, allzuschnell auf ihn wirkte — —

Eduard. Die Freude? —

M. Welldorf. Ich sehe vorher, daſs der Erfolg — —

Eduard (mit tiefer Rührung). Allerdings! daſs er tödtlich seyn könnte. — Einen undankbaren Sohn zu sehn, und als Feind: — das wäre wohl Freude, um ihm das Herz zu brechen.

M. Welldorf (ihm an die Thüre nach und ihn aufhaltend). Eduard — Wie verstehst du mich? — Bleib!

Eduard. Soll er kommen? Soll er vor meinem unvermutheten Anblick zu Boden sinken? — Und auch ich, meine Mutter; ich selbst — in diesem Zustande, worin ich mich fühle; in diesem Aufruhr — —

M. Welldorf. Ich seh' es. Das Herz fliegt sichtbar in deiner Brust. Du hast Luft und Erholung nöthig. — Aber, Eduard — Sehen mußt du ihn doch, deinen Vater; und wenn du ihn siehst — ich beschwöre dich, zeig' ihm einen frohen, einen gesetzten Muth! Verbirg dem unglücklichen sterbenden Greise jede Spur von Verzweiflung! — Kann's dir denn schwer fallen, dich zu erheitern, da du jetzt die Hoffnung im Herzen trägst, das Werkzeug zu seiner Rettung zu werden?

Eduard. Ah! wenn ich auch die nicht hätte! Sie allein; sie wirft mir noch einen Schimmer Lichts in die Seele.

— Gut! gut, meine Mutter! Erst nur Athem, und dann — wenn Sie glauben, daſs er's ertragen werde — —

M. Welldorf. Ertragen? Den Anblick seines Sohns nur ertragen? — Aber da ist Luise.

Sechster Auftritt.

Vorige. Luise.

M. Welldorf (ihr entgegen). Was willst du?

Luise. Kommen Sie! Helfen Sie mir! — Meine ganze Hoffnung ist wieder hin. Er spricht von wilden, schreckhaften Träumen, die ihn geweckt haben. Er will heraus.

M. Welldorf. Schon wieder? — (zu Eduard) So sucht er hier immer nach Luft und nach Linderung, wenn er gleich gewiſs ist, sie nicht zu finden — (mit eimit Bewegung der Hand gegen die Thür.) Mein Sohn — —

EDUARD. Ich gehe. Ich bleibe fort, bis Sie rufen. — (allein) Zittert nicht Alles an mir? — Wenn es gegen den Feind, in den sichern Tod ginge! mir wäre leichter ums Herz! (ab.)

Ende des zweiten Aufzugs.

DRITTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

Eduard (allein).

Noch Niemand! — Machts mein Vater oder machts mir meine Ungeduld so lange? — Ich werde mir selbst unerträglich. Ich mögt' hinein, und mögt' ihn mit Küssen und mit Thränen bedecken; aber die Scham — die Furcht, ihn allzusehr zu erschüttern — — (sich schnell in den Hintergrund ziehend) Ich hör' ihn. Welchen Anblick werde ich haben?

Zweiter Auftritt.

Welldorf. Madame Welldorf.
Luise. Eduard.

Welldorf (zwischen Frau und Tochter,

im Sitzen). Laſs nur! Sage nichts mehr von ihm! Es setzt mir das Herz nur in immer gröſsern Aufruhr. Es giebt nur Anlaſs zu neuen Träumen, die mich erschrecken. — *(Er zeigt auf einen Sessel, in den sie ihn lehnen.)* Gehört hab' ich von dem Unglücklichen schon zu viel, allzuviel! Ich wollte zu Gott, ich könnte ihn nur auch noch sehen: dann wär' ich ruhig!

M. Welldorf. Wünschtest du das? Wünschtest du in der That, ihn zu sehen?

Welldorf. Du fragst? Hab' ich denn sonst einen Wunsch?

M. Welldorf. Aber sein Anblick, mein Bester — Er ist in Dienst und in feindlichem; und da würde vielleicht sein Anblick — —

Welldorf. Was sonst, als mir wohlthun? mich trösten? Ich würde nicht den Feind, nur den Sohn in ihm finden — Und nach aller meiner Kenntniſs von ihm — denn roh und gefühllos war er doch nie, immer gutmüthig und edel: — ich dürfte hoffen, daſs ich ihn rühren, daſs ich Eindrücke auf sein Herz machen würde, die sich nie wieder verlören. — — (aufblickend) Gott, du siehst meine Ergebung. Aber wenn mir irgend etwas den Tod erleichtern könnte — —

M. Welldorf. So wär's dein Sohn, willst du sagen? — Und sprich! Wär's denn so unwahrscheinlich, so gar nicht zu hoffen, daſs du ihn wiedersähest?

Welldorf. Noch hier? Noch hier?

M. Welldorf. Warum nicht?

Welldorf (den Blick auf sich niederwerfend) Sieh her und frage! — Nein, man ist nur unglücklich mit einer Hoffnung, die nicht erfüllt wird. Ich *mag* nicht hoffen.

M. Welldorf. Aber wenn nun die Hoffnung sich gleichsam aufdringt? —

Sieh! es kommen itzt täglich, bald hieher, bald dorther, Truppen: und wie, wenn nun auch Eduard — wenn er einmal ganz unvermuthet, vielleicht schon in diesen Tagen, käme?

Welldorf (aufhorchend). In diesen Tagen?

M. Welldorf. Wie, wenn ich sogar schon Nachricht hätte?

Welldorf (sich im Sessel aufrichtend). Nachricht? — Daſs er kömmt? — Von ihm selbst?

M. Welldorf. Von wem anders?

Welldorf. Gott, was sagst du da? Darf ich's glauben? — Und muſs ich erst warten und muſs dir's abfragen? Ist das gütig von dir? — Lies! lies! Er hat denn endlich einmal geschrieben! (Ihre Hand fassend, indem sie sich vor Rührung von ihm abwendet.) Aber was ist dir, Liebe? Du wendest dich weg? und mit Thränen? —

(von einer Seite zur andern sehend) Luise! — Nein! — Nein, das seid *Ihr* nicht. Wer weint da? (ungeduldiger und lauter) Wer weint da?

Eduard (hinter ihm). Mein Vater —

Welldorf (erschüttert). Eduard — Du? Deine Stimme?

Eduard (sich vor ihm niederwerfend). Ich bin's!

Welldorf (sinkt zurück). Groſser Gott! —

Eduard. Ich wag' es mit meiner Unwürdigkeit, meiner Schande, daſs ich vor Ihre Augen komme. Ich bin der Luft nicht werth, die ich athme; bin der Wohlthat dieser Thränen nicht werth: und Sie lieben mich noch?

Welldorf. Mein Sohn — —

Eduard. Zu viel Güte! Zu viel, mein Vater! Sie vernichtet mich; sie macht mich zum Elendesten unter der

Sonne. — Nur Ihren Fluch nehmen Sie von mir! Ihren väterlichen, gerechten Zorn nehmen Sie von mir! Und wenn ich auch da noch zu viel bitte: — — (auf sich niederblickend) Sehen Sie, wohin Gott mich gedemüthiget hat! in welchem Zustande ich bin! Ich muſs die Waffen wider Sie, wider mein Vaterland tragen.

Welldorf (sich wieder aufrichtend). Eduard — O, wenn's kein Traum ist —

Eduard. Ich bin's!

Welldorf. Komm! Komm an mein Herz!

Eduard. Verdien' ich's? —

M. Welldorf (die nach einigen Augenblicken hinzutritt, zu Eduard). Er erliegt seiner Freude. Er ist zu hinfällig, zu ohnmächtig für sie. Sie wird ihm in deinen Armen das Leben nehmen (die ausgestreckte Hand des Vaters zurückhaltend) Laſs! Gieb dir Ruhe, mein Bester! Nur, bis du erst wieder zu dir kömmst, bis du erst wieder Kräfte sammelst; — dann sollst du ihn um so länger, sollst ihn heute den ganzen Tag genieſsen. — — (nach einigen Augenblicken) Was sag' ich? Ich vergesse, ich Unglückliche — — Ah! wenn er dir werth ist, dein Sohn, und ich und deine Tochter dir werth sind, und du uns Alle noch zu genieſsen wünschest — —

Luise (seine Hand ergreifend). Mein Vater — mein bester Vater — —

Welldorf (matt). Was wollt Ihr? Was soll ich?

M. Welldorf. Kann ich's hervorbringen? Hab' ich Worte dazu? — Mein Herz — —

Luise. Ihre Freiheit, mein Vater — Ihre so mühsam errungene Freiheit — Ihr Leben selbst — — ach! es ist in Gefahr, wenn Sie nicht unverzüglich — —

Welldorf. In Gefahr? —

Louise. In weit gröſsrer, als jemals! — Würden Sie ohne uns; Sie, die kaum noch in unsern Armen das Leben haben — würden Sie, wenn man Sie von uns risse — ?

Welldorf (beunruhigt auf die Mutter sehend). Mich von euch risse?

M. Welldorf. Man wird es. Es ist der letzte Befehl da, und keine Einsprache wird mehr dich retten können. Selbst dein groſsmüthiger Freund, der wieder hier ist, bekennt sein Unvermögen dazu. — Sieh uns nun Alle in Thränen! Sieh deine Kinder, sieh mich in Thränen! Und wenn auch *ich's* nicht vermag: — ich beschwöre dich: laſs hier diese — (auf ihre Kinder deutend) —

Welldorf. Gott! Gott! Mitten in meiner Freude kömmt das? — (die Hand gegen Eduard streckend) Mein Sohn — —

M. Welldorf (ihn hindernd). Laſs ihn, mein Bester! Denk' in diesem Augenblick nur an dich! Es ist die höchste, die dringendste Noth vorhanden. — Erfreu uns Alle durch das einzige Wort, daſs du nachgeben, daſs du die Forderungen erkennen wollest!

Luise. Mein Vater! — um aller Liebe willen! —

Welldorf. Erkennen? Ich die Forderungen erkennen? Das könnt Ihr wollen?

Luise. Und was bringen Sie denn für ein Opfer? — Besteht der Feind nicht auf seinem Willen? Wird er ablassen, als bis er Alles, Alles erpreſst hat? Wird Ihre Standhaftigkeit irgend sonst eine Folge haben, als daſs Sie Sich hinopfern? daſs Sie Ihre trostlosen Kinder zu Waisen machen?

M. Welldorf. Und dann, Lieberwerden dir's deine Bürger nun danken? Werden sie nicht am Ende eine Standhaftigkeit, die ohne Erfolg blieb, als bloſse Hartnäckigkeit tadeln? — Das, das wird dein Lohn seyn für deine Treue! — Bester Mann, gieb dann nach! Bedenke, daſs du bisher so viel, nur allzuviel für dein Amt gethan hast, und daſs auch Liebe und Natur ihre Rechte, ihre von Gott und Menschen erkannten Rechte haben; daſs du auch Gatte bist; — Vater!

Luise (vor ihm niederfallend, indem sie ihn umfaſst hält) Sie schweigen? Sie hören uns nicht?

Welldorf. Luise! — (Sich mit Heftigkeit ihrer erwehrend) Welchen Augenblick wählt Ihr aus! — Ihr seht mich hingerissen und weich, und wollt nun meiner Schwachheit miſsbrauchen, mich zu verderben. — (da sie noch nicht ablassen) Schont meiner! Geht! Drückt mich Kranken, mich Schwachen nicht ganz zu Boden! —

Ich will mit Eduard reden. Ich schlag' Euch nichts ab; aber — ich will mit Eduard reden.

M. Welldorf. So ist denn Alles — Alles —

Welldorf. Du hörst ja: es ist noch nichts verloren — Eduard schwieg. Warum schwieg er?

M. Welldorf (ihm rufend). Mein Sohn — —

Welldorf. Komm! komm! Richte du selbst, ob ich mit Unrecht — —

Eduard. Ich? Ich soll richten, mein Vater?

Welldorf. Komm! Laſs mich deine Hand fassen! Tritt zu mir! — — (ihn haltend) O, daſs ich dich nun doch wieder habe! daſs nun mein letzter, sehnlichster Wunsch doch erfüllt ist! Es macht mich Alles vergessen. — Sage: durch welchen Zufall, durch welches Glück — —

M. Well-

M. Welldorf. Wenn du dich aufhältst — dich in Fragen verlierst — —

Luise. Mein Vater — ach! Sie haben nur Augenblicke, nur wenig Augenblicke; vielleicht auch die nicht. — Wenn nicht Alles verloren seyn soll — —

Welldorf. Nun ja! ja! — Ich will ihn dann nur in den Stand setzen zu urtheilen; will ihn nur von den Bedrückungen, von den Grausamkeiten erzählen, die wir hier dulden muſsten.

Eduard. Weiſs ich nicht schon? Weiſs ich nicht leider! Alles? Alles?

Welldorf. Unmöglich! Keine Vorstellung reicht hin. — Eduard! Man hat uns hier bis auf's Blut, bis auf's Leben gemartert. Man hat hier Forderungen gemacht; — Forderungen ohne Ziel, ohne Ende. — Schon die vorletzte hielt ein jeder für unerzwinglich. Aber da man nicht aufhörte, mit Plünderung und Verheerung zu drohen; da man uns endlich Hand und Siegel gab, daſs diese Forderung die letzte, gewiſs die letzte wäre: so war ich schwach genug, um sie anzuerkennen; ich achtete keiner Klagen, keiner Vorwürfe der Bürger; ich überredete, drohte, bat, raſſte mit Güte und mit Gewalt zusammen; und da mir's gelungen war: — sieh! da hob ich, zu meiner und zu Aller Beruhigung, diese Hand auf, und schwur: Wenn die Forderungen erneuert würden; wenn ich dann noch einmal — auch nur den Gedanken faſste, sie anzuerkennen: so sollte nie wieder Ruhe und Friede in meine Seele kommen. — Das, mein Sohn, das ist der heilige, feierliche Schwur, den ich that; und nun, da ich dran bin ihn zu erfüllen; nun da mein Beharren den Andern Muth geben, das Verderben abwehren könnte: — soll ich da zaghaft werden und wanken? Soll ich's um der wenigen elenden Tage willen, die *ich* noch verseufzen könnte? Soll ich meineidig gegen einen Gott handeln, der mir so wohl that? (gerührt bis zur Wehmuth) der mir Euch Kinder gab — die Ihr um mich weinen werdet und die ich liebe? (zu Eduard insbesondere) Soll ich ihm so die Freude lohnen, daſs ich dich wiedersehe?

Eduard (sich abwendend). Mein Vater —

Welldorf. Sprich, Eduard! Sprich! Richte selbst! Soll ich in Umständen, wie diese — —

Eduard. Ich richten? Ich Ihnen zu Ihrem Untergang rathen? — (auf Mutter und Schwester deutend) O fragen Sie hier, mein Vater; nur hier! oder — Sie sind verloren!

M. Welldorf. Verloren? — Hat er denn nicht schon Alles, Alles — Gefängniſs, Krankheit, Lebensgefahr erlitten? Und soll er sich jetzt — —

Luise. Eduard! — Sieh, es kostet ihm nur seine Unterschrift, nur Einen Zug seiner Hand: und soll er denn, da das Mittel der Rettung so leicht ist — —

Eduard. So leicht? — (die Finger wie zum Eide erhebend) Ha, auch das, auch das war so leicht! Sich in den Abgrund zu stürzen, das ist so leicht: ein einziger Sprung, ein einziger Schritt ist genug. — Wär' ich umgekommen, eh' ich den unseligen Eid schwur; den Eid wider Vaterland und Gewissen: — es ständ' itzt besser um mich!

Welldorf (kaum seine Freude bergend). Also willst du — willst, daſs ich mit Aufopferung meines Lebens — —

Eduard (vor ihm niederknieend). Mein Vater — Leben Sie! Leben Sie! Ihre Fragen sind Foltern für mich. Ich ertrage sie nicht. — Nehmen Sie Sich Selbst, Ihr eignes Gefühl zum Richter: denn dies allein — —

WELLDORF (auſser sich). Eduard, welcher Geist spricht aus dir? — Komm! komm! (ihn in die Arme faſsend) Laſs mich an deinem Herzen Gott danken, daſs ich dich *so* zurück erhalte — mit dieser rechtschaffnen Seele! — — Ach du bist gut, du bist edel. Was fehlt mir noch zu meiner Zufriedenheit, meiner Ruhe? — Ich will dann gehen, will dem Wink meines Schicksals gehorchen: — ich habe hier nichts mehr zu wünschen; — und der, der mein Leben in seiner Macht hat: wenn er es noch erhalten will, kann er's auch *so* erhalten. — (zu Frau und Tochter) Ja, ich kann zurückkommen; ich kann euch Alle noch wiedersehen.

M. WELLDORF. Uns wiedersehen? Du solltest uns je — —

LUISE. Unmöglich! Ach unmöglich, mein Vater! — So gewiſs uns ein schreckliches Schicksal droht, wenn wir erst Sie nicht mehr haben werden — —

Welldorf (schmerzlich). Luise! —

M. Welldorf (zu Luisen). Laſs ihn! Es wird zu viel für sein Herz. — Wir können nun einmal ihn nicht bereden; so wollen wir ihn auch nicht niederschlagen, nicht martern. — — (zu Welldorf) Geh, geh, wenn du muſst! Handle, wie es dein Herz, dein Gewissen fordern! Ich sage dir nichts mehr. Stirb noch heut; nur stirb freudig! — — (nach einigen Augenblicken) Gott, daſs nur dein Tod dann auch Nutzen hätte! daſs er deinen unglücklichen Mitbürgern ihre Last zu erleichtern diente! — Aber nein! nein! so eine Wirkung wird er nicht haben.

Welldorf. Das sei! — Ist sie gut an sich, meine That; was soll ich an ihren Vortheilen rechnen? Nur wie ich handle, das kömmt auf meinen; wie der Erfolg ist, das kömmt auf Gottes Antheil. Halte denn Wort! Sage nichts mehr! —

(zur Tochter, deren Hand er an seine Brust zieht) Und du, mein Kind — warum weinst du so? Sei getrost! Wenn einst *ich* nicht mehr bin: da sorgt ein besserer Vater. Der hat deine Treue, dein Herz gesehen, und Er ist Herr alles Segens. — (mit Anstrengung) Er kann und wird noch dein Schicksal — wird es durch Wege — die niemand kennt, niemand vorhersieht — — (erschöpft zurücksinkend) Wie wird mir?

Luise (ängstlich). Sie zittern?

M. Welldorf. Ah! ich fürchtete das. Die Anstrengung war für dich zu heftig, zu anhaltend. Du hattest die Kraft nicht dazu. — (den Sohn, der hinzutreten will, mit der Hand entfernend) Komm! Komm wieder und ruhe! Es taugt dir nichts, daſs du auf bist. — — (zu Luisen) Und wenn es dir um unsertwillen zum Trost dient: — eine einzige Hoffnung ist uns noch übrig. Durch eine rechtschaffne, edle Handlung hat einst dein Sohn — — (indem er stillsteht und die Hand zurückstreckt) Was willst du?

Eduard (seine Hand ergreifend und küssend). Mein Vater — —

Welldorf. Folge mir nicht! Aber sei immer — immer — Ich kann nicht weiter. (ab mit M. Welldorf und Luisen.)

Dritter Auftritt.

Eduard (allein).

— — Geh hin! Geh mit Gott, und kämpfe den letzten Kampf! Ich sehe dich in dieser Welt nun nicht wieder. Den Abschied erträgest *du* nicht, und *ich* nicht. — — Was sollt' ich? Was lag dir noch zuletzt auf der Seele? — „Sei immer — immer“ — O ich weiſs es. Hier mein Herz sagt mir's aus. — Ich will seyn, der ich soll. Immer! Immer! Das sei dir hier auf meinen Knieen geschworen; sei mein Abschied von dir! — Und wenn ich dir eidbrüchig werde; wenn ich dir je, weil ich Odem habe — — (wild aufspringend, mit dumpfer Stimme) Was will ich? Gott! Gott! was will ich? — Rechtschaffenheit schwören? Da ich Elender mich um Willen und Freiheit und allen Gebrauch der Vernunft schwur? — (mit kalter Verzweiflung) Ich kann nicht schwören! (Er wirft sich auf die Rücklehne des Sessels, den Kopf zwischen den Händen.)

Vierter Auftritt.

EDUARD. EIN BEDIENTER. Gleich darauf LUISE.

DER BEDIENTE (sich umsehend). Niemand sichtbar? Alles wie ausgestorben? — Aber da sieh! da wäre ja Einer. Und der Beschreibung nach gleich der Rechte. Ich muſs ihn nun anreden. — (ihm näher tretend und einen Brief bietend) Hier, Freund!

Ich denke, dies wird an Euch sollen. Ihr nennt Euch Welldorf?

Eduard. Zeigt her! — (ansehend) Wenn es an den Sohn soll, nicht an den Vater — —

Bedienter. Schon recht! — Vom Hauptmann von Brink. An den Sohn.

Eduard. Dann bin ich's. — (nachdem er gelesen) Ich bringe Antwort darauf.

Luise. Mein Bruder — (dem Bedienten nachsehend) Ein guter oder ein böser Bote?

Eduard (trocken). Ein guter. — Lies selbst!

Luise (lesend). „Ich bin durchgedrungen; ich habe des Obersten Wort „auf zwei Stunden. Die erste Erklärung „war ungünstig, und alle meine Vorstellungen von Menschlichkeit und von eigenem Vortheil des Königs waren vergebens. Pflicht und Pflicht: das war

„die ewige Antwort. Aber ich hatte noch
„kaum bedeutend erwiedert, daſs es doch
„Unterschiede unter den Pflichten gäbe,
„und daſs so pünctliche Strenge mir doch
„weniger Pflicht, als zum Beispiel Ver-
„theidigung seiner Posten und treue An-
„wendung königlicher Gelder schiene;
„so folgte eine so plötzliche Nachgiebig-
„keit mit so sichtbarer Verwirrung, daſs
„ich nun gewiſs bin, ich werde noch
„mehr vermögen. Bring' mir also von
„dem Entschluſs deines Vaters Nachricht,
„und rechne darauf, daſs ich in jedem
„Fall ihn rette. Der Befehl des Königs,
„wie ich itzt immer mehr erkenne,
„ist so zwingend nicht, als er gemacht
„wird. — Ich wäre selbst gekommen;
„aber Vorfälle im Dienst halten mich ab.
„*von Brink.*“ — (mit Freude und Rührung)
Also doch noch — Er ist denn doch
noch zu retten? — O, dieser recht-

schaffne Mann! — Ja, wenn wir nicht ihn gehabt hätten und nicht noch itzt ihn hätten! Er ist der Edelmuth selbst. (indem sie den Brief zurückgiebt) Eduard! nun verzeih' ich dir wieder. Sieh, vor wenig Augenblicken, als du unsern Vater so abriethst; da glaubt' ich, ich könnte dir *nie* verzeihen. Doch itzt — da wir diese neue Hoffnung doch nur dir, deiner Vermittelung schuldig sind — — (indem er tiefsinnig dasteht) Aber was ist dir? Du bist noch so in dich gekehrt? bist so finster?

Eduard. Und kann *ich* lachen? Hab' ich Ursache dazu?

Luise. Gütiger Gott! — Ich errathe, was dich so niederdrückt; es ist dein eigener Zustand. Und freilich ist er fürchterlich, schrecklich. — Wie wollt' ich, daſs ich nur mehr könnte, als dich bedauern, daſs ich dir ihn erleichtern, dir helfen könnte!

Eduard (kaum hinhörend). Mir helfen? —

Luise. Und doch — Soll man deſswegen nichts thun, weil man nicht Alles thun kann? — (sich schnell entfernend) Bleib! bleib! Ich komme wieder, Eduard; gleich!

Fünfter Auftritt.

Eduard (allein).

Was will sie? — (aus seinem Nachdenken erwachend) O diese Hoffnung, womit sie sich nährt; diese süſse, ihr so liebliche Hoffnung: — sie ist Traum, fürcht' ich, Traum; leeres, trügliches Blendwerk! — Hinweg damit! Ich mag mich in so einen Traum nicht wiegen. Nein, ich mag nicht von Glück träumen, wenn ich im Elende erwachen muſs. Besser, wo möglich, ich träume von gröſserm Elend. So ist doch Trost im Erwachen. — — (den

Brief wieder ansehend) Stirne zu bieten! Sich trotzig aufzulehnen! Und wider wen? — Wider den, der hier Alles vermag; der die Zügel nur an sich reiſsen darf, um ihn sein Gebiſs fühlen, um ihn stampfen und schäumen zu lassen. — — (wild umhergehend) Gut! Immerhin! Laſs sie kommen! — Wenn sie ihn aufrissen, die Unmenschen; wenn sie es wagten, ihn mir im Angesichte — — All mein Blut wird zu Galle! Erst müſsten sie mich, oder ich sie vernichten!

Sechster Auftritt.

Eduard. Luise.

Luise (langsam und mit Verlegenheit sich ihm nähernd). Eduard — Gott, wie sag' ich's ihm nun? — Da wir doch itzt allein sind; da wir's vielleicht nie wieder seyn werden — wenigstens nicht so bald — — (mit gesunkener Stimme) O, aber dein Ernst — —

Eduard. Was willst du?

Luise (zaudernd). Wenn du mich mißverständest; — wenn du mich mit stolzer Verachtung zurückwiesest — — Doch das wirst du nicht: nein! Sieh, ich will es als Probe deines eigenen Herzens nehmen, deiner Bruderliebe zu mir.

Eduard. Was soll das? Was heißt das?

Luise. Komm! — (ihn an's Fenster führend) Sieh erst hieher! Sieh hinüber! Dieses Haus dort — —

Eduard (da sie schmerzlich inne hält). Nun?

Luise. Ach, es ist ein Haus, so voll Elends! Es stand von seinen Einwohnern verlassen; man brach es auf, und schleppte die Kranken hinein. Wenn sie hier ankommen, die Unglücklichen; wenn ich oft voll Entsetzens hier stehe, und ihre Jammergestalten, ihre todbleichen Gesichter betrachte — und Nachts, Eduard, Nachts — wenn ich aus Sorge für unsern Vater hier heimlich wache, und in der tiefen Stille ihr Wimmern, ihr Ächzen herüberhöre; wenn ich oft höre, wie der Wagen mit Leichen fortfährt: — denke selbst, wie mir wird! Ich warf mich schon auf den Boden nieder, und hätte mein Alles gegeben — um Ein Wort, Eine Nachricht von dir!

Eduard (bewegt). Luise! — Ah, was soll mir das? — Laſs mich!

Luise (ihm nach). Höre! — Du entrissest dich mir? — Nein, du *muſst* mich, du muſst mich hören.

Eduard. Um zu fühlen, wie ich Euch zehnfach zum Fluch bin, und mich zehnfach zu hassen?

Luise. Gott, wie sprichst du da wieder! Wie schrecklich! — Du hast es ja in deiner Macht, mich zufrieden zu stellen.

stellen. Du darfst mich nur ausreden lassen. — — (indem er sich in die vorige Stellung hinwirft) Sieh, Eduard! Nicht die Schmerzen, die Leiden jener Unglücklichen sind es, was mich am meisten martert. — Aber daſs ihre Wärter ohne Gefühl sind; daſs über die Menge und Gewohnheit des Elends alles Mitleiden abstirbt; — das, das ist's, was mir in ihrem Schicksale so schrecklich dünkt, woran ich nie denken kann ohne zu schaudern. — Wenn er nur hätte! seufzt' ich so oft. Wenn ich nur wüſste, daſs er sich Mitleiden erkaufen könnte! Ich würde ruhiger seyn. — Nimm dann hier! nimm! (seine Hand ergreifend und seitwärts niederziehend) Und wenn dich einmal ein gleiches Schicksal träfe —

EDUARD (zurückfahrend) Luise! — Um Gotteswillen!

LUISE. Was ist dir? Mache dir

keine Vorstellungen. Es ist *mein*. Es sind Geschenke von meiner Kindheit her, die ich zusammensparte. Sie waren dir lange bestimmt. — Also: wenn du so unglücklich wärst, und dich einmal ein gleiches Schicksal träfe — —

Eduard. Auch dich noch plündern? Hab' ich nicht Vater und Mutter beraubt; und sollt' auch noch dich — sollte von dir —? —

Luise. So nimm doch! Woher sonst willst du nehmen?

Eduard. Vom Altar eher. Es ist mir minder heilig.

Luise. Eduard — Sieh, dein Vater kann für dich nichts. Er leidet oft selbst, und wenn er auch wollte — —

Eduard (erschrocken stillstehend). Wie? — Wie? —

Luise. Wenn er auch, nach seinem Herzen zu dir — denn du kennst ihn —

wenn er sein Äuſserstes für dich thun wollte — —

Eduard. Er leidet, sagst du? Er leidet selbst? Nimmermehr!

Luise. Ach! wenn du nur wüſstest — —

Eduard. Gerechter Gott! So wär' er so tief, schon so fürchterlich tief herunter? schon bis zum Mangel?

Luise (mit verändertem Tone). Nur, daſs er noch Auswege hat, daſs er sich weit leichter, wenn einmal Noth ist — —

Eduard. Das tödtet! Das ist herzzerreiſsender, als sonst Alles! — (nach einigen Augenblicken) Gieb! gieb! Ich habe keine Worte, um dir zu danken. — (das Geschenk in ihre Hand zurückpressend) Aber da! Ist es mein; so nimm's wieder! Und wenn *Er* bald nichts mehr hat, wenn ihm auch die letzte Stärkung, die letzte Erquickung mangelt: — — geh! lauf! bring' ihm noch einen Tropfen Weins, der ihn labe! Laſs ihn in seinem Tode Gott danken, daſs er doch an dir noch ein Kind hat! Und mich — mich laſs fahren und verschmachten! Denn ich verdient' es an ihm. (eilig ab.)

Luise. Eduard — Er ist fort, und — —

M. Wellborn (von innen) Luise! — Mein Kind!

Luise (die Augen trocknend und hinein). Meine Mutter!

Ende des dritten Aufzugs.

VIERTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

Der Oberst allein. (Nach der Uhr sehend.)

Zu frühe! Ich gab mein Wort auf zwei Stunden. Er wird sich beleidigt finden. — Und doch — wenn ich hier in Person erscheine, und zum letzten Mal Gnade anbiete, und man sie ausschlägt: — was kann er sagen? was fällt für Vorwurf auf mich? — Der Zweck, wozu ich nachsichtig war, ist verfehlt; ich höre auf es zu seyn. — (nach einigen wilden Schritten) Teufel! daſs ich die Fassung verlor! daſs ich so schnell von Ton und von Vorsatz absprang, da er so heimtückische Reden führte! da er mir mit so argwöhnischem Blick in den Busen schielte, als ob er wüſste, daſs da Geheimnisse schliefen! — (stillstehend) Was *wird* er; was *kann* er wissen? Von wem? — Dunkle, schwankende Ahnungen mag er haben; das sei! Darf er die laut werden lassen? — (wieder umhergehend) Ich muſs jetzt um so kühner und um so fester verfahren; bei Gott! das muſs ich. — Bisher kann's noch die Achtung für ihn, die Achtung für sein Haus, für den General, seinen Oheim, erklären: — (wie zu einem Andern redend) „ich hab' ihn nicht wollen unglücklich machen; hab' ihn nicht bis zur Wuth treiben wollen; er war schon auf dem Puncte, sich zu vergessen;" — das, denk' ich, klingt so freundschaftlich und so wahr! Aber nun, wenn ich noch weiter gefällig wäre; — ich stände bloſs. Ich wär' auf ewig sein Sclave. — — Hindurch denn! Hindurch! Zuversicht und kalte Entschlossenheit wirken Wunder.

Also hindurch! — — (*indem er hinter sich deutet*) Wär't Ihr gekommen, Ihr Unglücklichen; wär't Ihr gleich Anfangs zu *mir* gekommen: vielleicht — — Aber daſs Ihr Euch an ihn wandtet; an ihn, den ich hassen muſs, weil ich ahne; an *den* Verräther! — (*mit dem Stocke aufstoſsend*) Heraus! Niemand da?

Zweiter Auftritt.

Der Oberst. Luise.

Luise (*im Hereintreten*). Wer ruft hier? (*und da sie ihn gewahr wird*) Gerechter Gott!

Der Oberst (*wie vor sich*). Eine Tochter? — Der Hauptmann hatte ja nur den Sohn im Munde. Ha, nun entdeck' ich — — Näher! näher, mein Kind! Sie scheinen ja auſserordentlich scheu und blöde. Sind Sie das immer?

Luise. O Ihre Gegenwart! — Daſs eben Sie hier erscheinen; Sie Selbst!

Der Oberst (höhnisch). Sie hatten auf jemand anders gehofft?

Luise. Auf niemand — nein! Aber ich zittre, daſs Sie in einer Absicht da sind — —

Der Oberst. In welcher? — Sie haben nicht Ursache zu zittern. Sie dürften nur reden. — In der Absicht etwa, Ihren Vater zu fordern? — Den hat ja, wie ich höre, schon ein Andrer gefordert; und Sie haben ihn so gerührt, diesen Andern, daſs er auf und davon gegangen. Was brauchten Sie denn zu zittern? — So gut, wie jener gewonnen ward, könnt' *ich* es wohl auch werden. Ich hab' Empfindungen — hab' ein Herz —

Luise. Daſs das Gott wollte! Aber Ihr Blick — — Zu Ihren Füſsen beschwör' ich Sie — —

Der Oberst. Nicht doch! (indem er sie aufhebt) Sie haben nicht nöthig, Sich zu erniedrigen. Stehen Sie auf! — Ihre beste Fürsprache ist Ihre Jugend, ist Ihre Unschuld; ich mögte den sehen, der sich da nicht gewinnen lieſse. Und wenn es mich meine Ehre, meine Pflicht kosten sollte; — eh' ich eine so liebenswürdige Unschuld kränkte, eine so holde, einsame Unschuld — — (wie vor sich) Ha, nun hab' ich dich, Brink! Dein ganzer Edelmuth, den ich so anstaunte, wird zu einer so alltäglichen Schwachheit. Ich Thor, daſs ich nicht gleich darauf rieth! — Doch ich plaudre, und vergesse darüber, warum ich herkam. Wo ist Ihr Vater, mein Kind?

Luise (erschrocken) Mein Vater? Gott, wenn Sie wüſsten — Er ist in einem Zustande, in einem Elende —

Der Oberst. O, das weiſs ich; ich

weiſs. — Er ist hier in Händen, woraus man ihn längst hätte retten sollen; in zu mitleidigen Händen. Das sind nicht selten die schlimmsten und die grausamsten, worin man seyn kann. — Wenn er genesen soll, so muſs das anders werden: er muſs Luft und Bewegung haben. Und eben um ihm die zu schaffen, bin ich gekommen. — (drohend) Also: wo ist er? wo ist er?

Luise (innerlich bitter). Ich sollt' ihn selbst — sollt' ihn an Sie — ?

Der Oberst. Ob man mich zu ihm führt, oder ob ich ihn finde, gilt endlich Eins. — (auf das Seitenzimmer zugehend) Da hier vermuthlich — in diesem Zimmer —

Luise (zürnend). Sie wären grausam genug? — Sie könnten den Vorsatz haben — ?

Der Oberst (ausbrechend, indem er sie fasst). Und Sie die Kühnheit? — Wagen Sie's, Sich meinen Maßregeln zu widersetzen! — Ich will Sie hier lehren, geheime Anschläge schmieden, will Sie lehren, wider Dienst und Gehorsam verhetzen. — An mir haben Sie gerade den Mann, mit dem es sich spielen ließe. Ich will Sie's lehren! (Er geht hinein.)

Dritter Auftritt.

Luise allein. Gleich darauf Eduard.

Luise (in äußerster Bestürzung). Wie! — Großer Gott, welche Reden! — Was will er? Was bringt er auf uns? — Wir hier Anschläge schmieden? Wir Verhetzungen stiften? — Das haben Natterzungen, die unser Verderben wollen — — (sobald sie Eduard ansichtig wird, auf ihn zueilend.) Mein Bruder!

Eduard (erstaunt). Ha! — Welch Geschrei? Was schon wieder?

Luise (ihn umarmend). Frage nicht

erst! Komm und hilf, eh' er uns unsern Vater — — (indem sie erschrickt und ihn wieder zurückdrängt) Ich bin von Sinnen! Ah! ich stürze dich selbst in Gefahr! — Flieh! Flieh! Denn wenn du ihn hindern wolltest — wenn du ihn anfielst — —

Eduard (empört). Wen hindern? Wen anfallen? — Luise! — Aber da hör' ich — —

Luise (wie zuvor). Eduard! —

Eduard. Dieser Ton — (sich losreiſsend und hineinsehend) Ich entsetze mich! Welch ein Anblick! — (nach mehreren stummen Augenblicken des Schreckens) Brink! Brink! *Das* die Hoffnung, die du mir gabst? *Das* der Eid, den du mir schwurst? — Sei nun auf, Freund, und hilf! Sei nun auf! — (indem er sich unschlüſsig in den Hintergrund zieht) Wuth und Rache!

Vierter Auftritt.

Vorige. Der Oberst. Welldorf.
Madame Welldorf.

Der Oberst (im Hereintreten). Er verläugnet sich nicht. Er ist noch ganz, der er war. Man kann ihm den äuſsersten Ernst zeigen, und er bleibt ruhig bei seinem Vorsatze, bei seinem Trotze.

Luise (entgegenfliehend). Mein Vater —

Der Oberst. Kleider her! Kleider, Madame!

M. Welldorf. Ich beschwöre Sie aber —

Der Oberst. Um was? Was können Sie wollen? Er soll doch nicht etwa fort, wie er da ist; soll doch nicht, bei so einer Witterung, in so einem Zustande — —

M. Welldorf. Aber eben um dieses Zustandes, eben um seiner tödtlichen

Hinfälligkeit willen! Wie ist es ihm möglich — ?

Der Oberst. Das fragen Sie *ihn*, und nicht *mich!* Er muſs es doch möglich finden, weil er's so will. Er sieht ja die Mittel, sich zu retten, vor seinen Augen; wer heiſst ihm, sie von sich stoſsen? — Ist's denn nicht schon zu viel, daſs ich noch jetzt ihm die Wahl lasse? noch jetzt eine Unterschrift annehmen will, die schon vor Monaten hätte geschehen sollen? Ist das der Gnade, der Nachsicht nicht schon zu viel? — Ich weiſs am besten, was ich dabei wage, wie sehr ich verantwortlich werde. Aber er *mag* sich niedersetzen, und seinen Namen schreiben. Vor mir hat er dann guten Frieden. Ich gab mein Wort.

Wellborn. Sie verantwortlich, Herr Oberst? Um mich? — Und ich sollte Ihnen so Ihre Groſsmuth lohnen? — Sie sorgten so menschenfreundlich für meine Bedeckung, meine Erhaltung — (zu Luisen) Geh, geh, mein Kind! Meine Kleider!

M. Wellborn. Aber Wellborn! Um Gotteswillen! —

Luise (weinend). Mein Vater! —

Wellborn. Laſst doch! Macht mir den Abschied nicht schwer! — Ihr seht mich ja in den Händen der Vorsehung: sie läſst mich Mitleiden und Güte finden. — Meine Kleider, Luise!

Der Oberst (zu M. Wellborn). Hören Sie ihn? Ist das nun noch der Hinfällige von zuvor? Treibt er nicht selbst, um fortzukommen? — O, Sie dürfen für ihn nicht fürchten, Madame. Er ist weit stärker, als man's ihm ansieht. Ich kenn' ihn schon länger. Ich hab' ihn einst dastehn sehn, so matt und so dürftig, als ob er nur Eine Spanne von seinem Grabe stände; aber da er den Mund öffnete, — ah! wie konnt' er da Stundenlang von Ehrenwort und von Gerechtigkeit reden! Mit einer Wortfülle, mit einem Strome! Man muſs so etwas gehört haben, um es zu glauben. — — Aber fort nun! fort! Keinen Aufschub weiter! Ich schicke Wache, und die muſs hier gemachte Arbeit finden. — — (mit erheuchelter Gutmüthigkeit ihm sanft auf die Schulter klopfend) Also an's Werk, guter Vater! An's Werk! Laſs mich dir helfen! (indem er am Gewande des Arms zieht) Ich will selbst helfen; gerne!

WELLDORF (taumelnd, mit hingestreckter Hand). Ich bin alt, und bin kraftlos —

EDUARD (hervorstürzend, die eine Hand dem Obersten in der Brust, mit der andern den Degen haltend). Verdammter! —

WELLDORF (aufschreiend). Mein Sohn! — (Er will sich am Sessel halten, und taumelt ohnmächtig nieder.)

M. Well-

M. Welldorf und Luise (zugleich auf ihn zufahrend). Eduard! — Unglücklicher! — Mein Sohn! — Gott! — Nimmermehr! —

Der Oberst. Hinterhalt? Ha, was ist das?

M. Welldorf (ihm den bewafneten Arm haltend). Mein Sohn! — o um Gotteswillen! —

Luise (eben so). Mein Bruder!

M. Welldorf. Laſs ihn! Laſs! Wir sind alle verloren.

Eduard (der ihn festhält). Ihn noch höhnen, Verdammter! Ihn, ihn anfallen, und miſshandeln? — Vor meinen Augen?

Der Oberst (losstrebend). Tollkühner! Rasender!

Eduard. Einen Kranken, einen sterbenden Greis — meinen Vater — den mir im Angesichte — —

M. Welldorf. Wo du es ausführst

— Eduard! — Gott ich halt' ihn nicht länger!

Luise. Mein Bruder —

M. Welldorf. Wir sind hin — wir sind gränzenlos elend. — Um unser selbst willen! Um deines Vaters Erhaltung willen! —

Eduard (ihn vor sich hinstoſsend). Hinaus mit dir, Elender! Fort! Deine todbleichen Wangen sind deine Rettung. Aber steh nicht noch, um erst auszuzittern, oder du mögtest nie wieder zittern! — Ich will dich ihn anfassen, dich ihn wegschleppen lehren: — von seinem Todbette weg! — Ungeheuer von Bosheit! — Hinweg, sag' ich! Fort! Bei'm ersten Schritt gegen ihn hin, bohr' ich dich nieder. — — Das müſstest du *mir* thun, wenn du Herz dazu hättest; aber du bist ein Feiger; du hast's nicht. Thränen kannst du sehn, nur kein Blut!

Luise. Mein Vater — Er liegt zur Erde nieder — Mein Vater —

M. Welldorf. Hülfe! Hülfe!

Eduard (den Degen wegwerfend). Was ist ihm? — Groſser Gott! Was geschah hier?

Luise. Er stirbt. Er stirbt.

Eduard. Und du zauderst noch? stehst noch? Unglückliche! — Fort! fort! Laſs den Arzt kommen! Laſs ihn eilen, so schnell er kann! — (Luise ab. Eduard hebt seinen Vater, mit Hülfe der Mutter, in einen Sessel.) Wie geschah das? —

Der Oberst (auſser sich, die Arme in einander gepreſst). So ein Wahnsinniger — so ein Elender — Sich an mir vergreifen? an *mir*?

Eduard (gegen ihn hinstürzend; indem er das Seitengewehr wieder aufrafft). An dir! An dem Besten von Euch! — Was bin ich euch schuldig? Wer gab euch ein Recht über mich? — Daſs Ihr über mich herfielt, wie Meuchelmörder, und mir den Eid gegen mein Vaterland von der Seele preſstet, gab *das* euch Recht über mich? Giebt Raub dem Räuber ein Recht?

DER OBERST (mit dumpfer Stimme). Ha, ich gehe. — Du sollst nicht frohlocken. — Dein Leben!

EDUARD (ihm bis zur Thüre nach). Das nimm mir! Das werf' ich mit Hohngelächter dir vor die Füſse. Das ist mir nichtswürdig, seit ich zu Euch gehöre!

Fünfter Auftritt.

WELLDORF. MADAME WELLDORF.
EDUARD. Dann LUISE.

M. WELLDORF (am Sessel). Es ist aus mit ihm; aus!

EDUARD (zurückkommend). Wie?

M. WELLDORF. Er liegt ohne Athem und ohne Leben. Er erholt sich nicht wieder. — Gott! Wenn du ihn nur gelassen hättest! —

Eduard. Gelassen? Ich?

M. Welldorf. Du konntest ja doch nicht retten; du sahst vor Augen. — —

Eduard. Ha, wenn auch! Wenn auch tausendmal ihn nicht retten! Eh ich ihn antasten lasse; eh ich's dulde, daſs der Erste von ihnen ihm nur ein Haar krümme — — Aber er röchelt! er stirbt! — — Alle meine Sinne, mein Blut — (neben ihm niederstürzend) O um Gotteswillen! Ich werde denn doch sein Mörder! Selbst dadurch, daſs ich mich ihm aufopfre, sein Mörder! — — (wieder aufspringend und froh) Er regt sich wieder. Es ist noch Leben in ihm. — Wenn doch nur erst der Arzt käme! Wenn nur Luise käme! Vielleicht ist Hülfe.

Luise (verstört hereineilend). Eduard! Eduard!

Eduard. Ah, da kömmt sie. — Wo bleibt der Arzt?

Luise. Flieh! Flieh! Säume keinen Augenblick; denn der Oberst — er schwur dir im Fortgehen Rache; bittre, blutige Rache; den Tod! und wenn du dich aufhältst — —

Eduard (heftig). Wo der Arzt bleibt! Der Arzt! — Ob er kömmt! Ob du geschickt hast! — — (indem sie wie versteinert dasteht.)

M. Welldorf. Eduard! Diese tödtende Nachricht — Gott, wenn auch noch das käme, das Entsetzlichste! und es wird! — Fort! Fort! Suche dir eine Zuflucht! Rette dein Leben!

Eduard (niedertretend, gegen Luise). Da steht sie! Sie ist, wie taub und wie sprachlos; und sieht vor Augen, daſs hier ihr Vater — —

M. Welldorf (die sich bemüht, ihn fortzuziehen). Unglücklicher! — Laſs deinen Vater in Gottes, in unsern Händen! Sieh, daſs du dich selbst rettest! Suche dir eine Zuflucht!

Eduard (verwirrt). Wie? Wie?

M. Welldorf. Dich selbst sollst du retten; dir eine Zuflucht suchen! Hörst du nicht, daſs der Oberst —

Eduard (wieder lebhafter). Mich selbst retten? Sie hier Preis geben, verlassen?

M. Welldorf (angstvoll bittend). Mein Sohn —

Eduard. Schuld sein, daſs man auf *Sie* stürze, wenn man hier *mich* nicht findet? daſs man auf meine Schwester, auf meinen unglücklichen Vater stürze? Welch ein Elender wär' ich!

M. Welldorf (wie oben). Eduard!

Eduard. Lassen Sie! Hier ist Alles umsonst. — Retten kann ich mich nicht; das ist ein Traum; und ein Versuch wäre

Schande. — (zu Luisen) Sprich! Sprich! Komm endlich wieder zu Sinnen. Wo bleibt der Arzt?

Luise. Er wird kommen. Sophie ist hin. — Gott, wenn nur du erst gerettet wärest! — Ich, ich reizte dich auf!

Eduard. Also wird er? er wird kommen? — Nun wohl! (seinen Vater umfassend) Hilf mir ihn aufheben! Hilf! Er soll auf sein Bette zurück. — Herausreiſsen konnt' ihn der Mörder; aber den Tod bei den Seinigen soll er ihm lassen. Er soll noch hier bei Euch, unter euren Thränen, euren Gebeten sterben. — Lohn genug für mein Leben!

M. Welldorf (zwischen Angst und Zorn). Undankbarer! — Unmenschlicher!

Eduard. Das bin ich *nicht* mehr. Ich war's.

M. Welldorf. Und kannst du so gleichgültig von deinem Leben — ?

Eduard. O, es ist Gnade, daſs es mir *das* gilt! Ich trug's um weniger feil. — (indem er ihn mit Luisen hineinführt) Es ist Gnade von Gott, daſs ich's um diesen Preis — für einen Vater verkaufte.

M. Welldorf (empört). Er hört nicht. Er achtet nicht meines Zuredens, meiner Verzweiflung. — Er ist wild und unbändig und hartnäckig. So war er von seiner Kindheit an! Er wird nicht ruhen, als bis er uns Alle hin, Alle in's Grab hat. — — (an der offnen Thüre des Seitenzimmers) Eduard! wenn dich noch meine Bitten rühren, wenn du nicht meinen Tod willst — — (drinnen) Komm! Ich will selbst dich verbergen. Ich weiſs, wo ich dich hinführe; und wenn man dich fordert — — eh' ich nur ein einziges Wort sage, das dich verriethe — — (wieder mit ihm hervor) Komm! Komm! Traue meiner Standhaftigkeit! Ich bin Mutter.

Univ.-Bibl.
München

EDUARD (gerührt). Zu viel! Zu viel!

M. WELLDORF. Und du weigerst dich noch?

EDUARD. Soll ich Sie miſshandeln lassen? Soll ich mit neuer, mit gröſserer Wuth hervorbrechen, auch Sie zu schützen? Soll die Mutter mir minder heilig seyn als der Vater? — Lassen Sie mich! — Ich that nach Pflicht; das sagt mir mein Herz: und mag's nun werden, wie's will! Ich bin ruhig. — Gott wird es weiter machen; mit meinem Vater, mit Ihnen! Ich hab' ihn zurückgetragen; hab' ihm den letzten Abschiedskuſs auf die Lippen gedrückt: — — (die Arme gegen sie hinstreckend). Darf ich auch Sie — —

M. WELLDORF (sich hineinwerfend). Aber um Gottes willen! — Mein Sohn!

EDUARD. Dank! Dank! Innigen heiſsen Dank für jede Liebe, von meiner Kindheit an! Vergebung für jede Thräne, die ich gekostet habe! Sie wurden alle erwiedert. — Und nun — keinen Kummer um mich! keine Wehklagen um mich! Seyn Sie so, wie Sie mich selbst sehen! Seyn Sie getrost!

Luise (wieder hervor). Beide! Beide! — im gleichen Augenblick! — Vater und Bruder!

Eduard (fortfahrend). Mir ist wohl. Ich hab's herab von der Seele. Noch nie, weil ich denken kann, fühlt' ich mich so — wie sprech' ich's aus? — so über mich selbst erhaben! — Freude gab's keine mehr für mein Leben; und daſs ich's noch so beschlieſse, es eben für den dahingebe, um den ich's durch meine Laster verwirkte — das ist Ruhe, Stärkung ist's für mein Herz! Ich stehe freier vor *mir;* ich werde freier vor Gott stehn — — (indem M. Wellbert die Hände ringend, umhergeht) Nein, nicht so, meine Mutter! Vergessen Sie des Traums, daſs Sie mich hatten! Sie hatten so wenig an mir! — Und du, Luise — bestes, redlichstes Herz! — o, bis itzt war mir dein Anblick traurig; denn er machte mir Vorwurf: und nun — —

Luise. Eduard! — (sich umsehend) Gott im Himmel! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

Vorige. Sergeant mit **Wache.**

Sergeant. Seid Ihr Welldorf? — der Sohn hier?

Eduard. Ich bin's.

Sergeant. Fort! Euer Gewehr! In die Wache!

Eduard (abgebend). Da! Einen Augenblick noch! (Er umarmt stillschweigend die Mutter, die Schwester, dann wieder die Mutter) Lebt wohl! Lebt beide wohl! Ewig! — (am Seitenzimmer) Bester Greis, lebe wohl!

Ich bin nun *mit* dir am Ziele. Dort, dort, in jener bessern Welt, sehn wir uns wieder.

Sergeant. Ein Ende! Fort!

Eduard. Ich gehorche.

M. Welldorf. Eduard! — Nein! — Nimmermehr!

Eduard (zuredend und sanft). Meine Mutter! —

Wache (beide abhaltend). Zurück da! Zurück! (Sie gehen mit ihm ab.)

Luise (nach einigem wilden Umhergehn). O Gott, entsetzlich, entsetzlich! — Und Er, der uns mit Hoffnung hinhielt, der uns Beistand und Rettung zusagte; auch Er — — (heftig) Ist denn nichts, als Meineid, nichts als Lug und Verrath unter den Menschen? — Ich will fort, ich will hin. Ich will ihn finden, wo er auch sei; und wenn er noch Menschengefühl, wenn er ein Herz hat — —

M. Welldorf. Ja! ja, Luise. Auch ich — —

Luise (umkehrend). Auch Sie? — Und mein Vater — ach mein sterbender Vater, soll *der* hülflos, soll er verlassen bleiben? — Vielleicht — ach! vielleicht ringt er eben itzt mit dem Tode. (unschlüssig sich hin und her wendend) Schon, daſs nur ich gehe, ich Eine — — Aber was bleibt hier übrig? Ich muſs! Stehn *Sie* ihm bei, meine Mutter! (ab.)

Siebenter Auftritt.

Madame Welldorf (allein).

Ihm beistehn? Ich Andern? — (umherirrend) Ach, wer steht *mir* bei? Das ist zu viel. Ich erliege. — (gen Himmel) Gieb mir Kraft, oder nimm mir mein Leben und mach' ein Ende! Es ist zu viel. — — (sich zitternd an einen Stuhl haltend, und in sich) Ich bin standhaft gewesen. Ich habe mein Elend geschleppt, so lange mein Odem aushielt. Nun kann ich nicht mehr. (überlaut) Nun kann ich nicht mehr! — — Gott! Gott! Wer hat mich zum Weibe; wer hat mich zur Mutter gemacht! Wo find' ich Hülfe?

Achter Auftritt.

MADAME WELLDORF. SOPHIE.
DER ARZT.

M. WELLDORF (mit Heftigkeit den Arzt ergreifend). Kommen Sie! Retten Sie! Hier! — Aber ich Wahnsinnige! Was ist hier zu retten?

DER ARZT. Madame — Diese schreckliche Wildheit — diese Empörung in Blick und Ton — Sie machen mich zittern.

M. WELLDORF. Wir sind hin! Wir sind Alle verloren! — Sohn! Vater! Mutter! Alle! — Verloren! Zu Grunde gerichtet!

Sophie (mit dem Arzte drinnen). O Himmel! —

Neunter Auftritt.

von Brink. Madame Welldorf.

v. Brink (im Hereintreten sich umsehend). Wo ist er denn nun? — Ich treibe von Straſse zu Straſse, von Hause zu Hause; und wenn er auch hier nicht ist — hier bei Ihnen — —

M. Welldorf. Wer? Wer?

v. Brink. Der Oberst. — Ich such' ihn auf der Wache, bei seinen Bekannten, in seiner Wohnung — wo ich nur immer denke, daſs ich ihn treffe; und nirgend — —

M. Welldorf. Sie suchen ihn? suchen ihn jetzt; da es aus ist? — (ihn, wie vorher den Arzt, ergreifend und hinführend) Hier! Sehn Sie hier Ihre Hülfe! Sehn Sie hier, wie Sie Ihr Wort erfüllten! — Da! da

der

der Vater! Er ist dahin. — Vor Schrecken über den Sohn stürzt' er nieder; (angstvoll umhergehend) — und dieser — dieser — der Sohn —

v. **Brink.** Ich bin auſser mir. — Ha! was ist dies? Was soll ich muthmaſsen?

M. **Welldorf** (wie vorher). Gott! — Gott! —

v. **Brink** (ungeduldig). Madame — Was dies ist? Was ich muthmaſsen soll? (wartend) Werden Sie reden?

M. **Welldorf.** Mein Sohn — —

v. **Brink** (da sie athemlos einhält). Ihr Sohn? —

M. **Welldorf.** Ist fort — in die Wache geschleppt. Der einzige Augenblick, den Sie säumten — den Sie zu spät kamen — wird ihm das Leben kosten.

v. **Brink** (zurücktretend). Das Leben kosten?

M. Welldorf. O nur nach! Nach, oder — —

v. Brink. Das Leben kosten? — Warum das? Was wäre geschehn? Was hätt' er gethan? — (nicht ohne Heftigkeit) Nur erst Licht, daſs ich einen Entschluſs fasse! Soll ich denn ewig fragen?

M. Welldorf. Ah! der Unmensch, der uns hier martert — —

v. Brink. Der Oberst?

M. Welldorf. Er selbst! Er selbst!

v. Brink. Nun? —

M. Welldorf. Er riſs den Vater vom Bette. Der Sohn blieb seiner Sinne nicht mächtig, und fiel ihn an. Er hätt' ihn niedergestoſsen, wenn nicht noch ich — nicht sein hinstürzender Vater — —

v. Brink. Ich knirsche. — So hätte der Niederträchtige sich erkühnt — (die Uhr herausstoſsend und nach der Stunde sehend) Er hätte, wider Ehre und Wort — —

M. Welldorf. Er hat ihn wegschleppen lassen; hat's ihm geschworen, ihn zu verderben. — Fort, wenn Sie Möglichkeit sehen, daſs Sie retten! — Nur *Sie* waren Ursach; Sie allein klag' ich an. Sie haben ihn auf Ihrer Seele, weil Sie ihm Hoffnung gaben; denn hätt' er nicht Hoffnung gehabt — —

v. Brink (den Hut in die Augen drückend, und in sich). Also das — das war dein Plan? Du hast mich in Furcht jagen wollen; und hast mir gezeigt wie ich dir beikomme. Das allein war die Kunst. — Aus Sache des Königs hast du deine eigene gemacht. Wir werden dann fertig werden. — Durch kömmst du mir damit nicht; nein bei Gott nicht!

M. Welldorf. Sie gehen? — Sie haben noch Hoffnung übrig? — Sie wollen — ?

v. Brink. Fort will ich. Fort. —

Mich Ihrem Sohne nachstürzen, Madame; und Eins von beiden: ihn retten, oder mit ihm versinken. (ab. Mad. Welldorf ins Seitenzimmer.)

Ende des vierten Aufzugs.

FÜNFTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

DER OBERST mit WACHE. Gleich hinterdrein VON BRINK.

VON BRINK (mit aufgeriſsener Brust und auſser Athem).

Endlich! Endlich! Wer ihn nur sucht, wo er Übels thun kann! — — (sich mäſsigend, wie in der ganzen Scene.) Auf wenig Augenblicke, Herr Oberst! In den dringendsten Angelegenheiten! — Befehlen Sie, bitt' ich, daſs wir allein sind!

DER OBERST (ohne auf ihn zu achten, zur Wache). Ein Ende! Worauf wartet Ihr noch? — Den Wagen voll Betten geworfen, und ihn hinein! Ohne Anstand!

V. BRINK (vor das Seitenzimmer tretend).

Herr Oberst! — In den dringendsten Angelegenheiten! Auf wenig Augenblicke! Aber allein!

Der Oberst. Allein! Wozu?

v. Brink. Sie werden die Nothwendigkeit finden; Sie dürfen nur hören.

Der Oberst. Welche Nothwendigkeit? — (höhnisch) Es scheint, Sie haben Geheimnisse.

v. Brink. Die hab' ich. Aber, dem Himmel sei Dank! nicht die meinigen: denn die würden das Licht nicht scheuen; die müſsten laut werden können vor allen Menschen. — — (ihm näher tretend und leiser) Lassen Sie uns hier allein seyn, oder es wird Sie reuen. Ich rede laut vor der Wache.

Der Oberst (sichtbar beunruhigt). Nun? Und die Folgen davon? — (nach einigen Augenblicken) Aber es sei so! Ich will Sie hören. — Doch, wenn Sie zum zweiten

Mal Sich vergäßen — — (zur Wache, die abgeht) Entfernt euch!

Zweiter Auftritt.

Der Oberst. von Brink. Einen Augenblick dazwischen Madame Welldorf.

Der Oberst (immer in Unruhe). Sie waren vorhin schon zu kühn. Sie scheinen noch wenig begriffen zu haben, Herr Hauptmann, was Dienst ist.

v. Brink. O doch! doch! Wenigstens hab' ich begriffen, Herr Oberst, daſs ich dem Könige besser, als Andere, diene.

Der Oberst (sich in die Brust werfend). Als wer? Als wer?

v. Brink. Als Jeder, der ohne Menschlichkeit handelt.

Der Oberst. Ha! — — Schon der Anfang zum Trotz! — Wir wollen doch heute noch ausmachen, wer hier zu reden und zu urtheilen hat: ob Sie, oder ich? — Aber was wollen Sie jetzt? Was ist vorgefallen?

v. **Brink.** Eine Kleinigkeit nur, ein Nichts. — (leicht und verächtlich hinwerfend) Ein Mann ohne Rechtschaffenheit hat sein Wort gebrochen; und ein Thor, der ihm glaubte, ist betrogen worden. — — (lebhaft, und dann hitzig) Sie wundern Sich? — (indem er die Uhr herausreiſst und sie ihm hinhält) Ich; ich bin der Thor! — Daſs ich auch Ihnen Ihr Wort heilig glaubte, ich Sinnloser! — Ihnen, der nichts Heiliges in der Natur kennt; der Väter im Angesichte der Kinder miſshandelt, und Sterbende von ihren Todbetten aufreiſst!

Der Oberst (hitzig). Wie nun? Welche Sprache?

v. **Brink.** Die Sprache der beleidigten Ehre!

Der Oberst. Daſs nur nicht *ich* die Sprache des Befehlshabers rede!

v. Brink. Dürfen Sie das? Kommt's hier auf Dienst und Pflicht an! — Wenn der Befehl des Königs Ihnen zu zwingend schien, um mein Gesuch zu gewähren; so konnten *Sie* reden, und *ich* hätte schweigen müssen. Ich kenne meine Schuldigkeit, meinen Stand — (mit Verdruſs) mein Verhältniſs. — Aber weder Sie noch ein Ander soll durch *seine* Wortbrüchigkeit mir selbst das Ansehn eines Verräthers geben.

Der Oberst (zurücktretend). Eines Verräthers, mein Herr?

v. Brink. Das war mein Wort. Eines Verräthers! — und des nichtswürdigsten unter allen, der mit der Miene, als ob er helfen wollte, das Elend, das er fand, noch vergröſsert. — Mit dem Vater nun auch der Sohn im Unglück! Le, dem ich mein Leben schuldig bin, durch *mich*, durch sein Vertrauen auf meine Ehre, im Unglück! — Was hat er gethan, ſag' ich, daſs Sie ihn wegschleppen lassen? ihn hingeworfen?

Der Oberst. Was er gethan hat?

v. Brink. Die heiligste seiner Pflichten erfüllt, dem Himmel und seinem Herzen gehorcht.

Der Oberst. Der Elende! — Dinge hat er verübt; Thätlichkeiten, die — —

v. Brink. Thätlichkeiten? — mit Gefahr seines Lebens? an Ihnen?

Der Oberst (zwischen den Zähnen). An mir!

v. Brink. Das gewinnt mich ihm ewig. — Und wenn ich ihn wieder habe, will ich ihn an mein Herz drücken, sei er gleich tausendmal ein Gemeiner! und will sein Freund seyn, so lang' ich athme! — — Treibt's nur fort, wie Ihr's anfingt!

Stürmt nur bis in's Heiligthum der Natur! Tretet nur Alles, was Menschen ehrwürdig ist, unter die Füſse; und seht, was dann wird, Barbaren!

Der Oberst. Tod und Hölle! Auch Sie?

v. Brink (mit Innigkeit). Es ist ein rechtschaffner Sohn! Daſs er so willig sein Leben für seinen Vater dransetzte, das rührt mich mehr, als was er für *mich* that. Es ist ein rechtschaffner Sohn! — Er soll mir frei, unverzüglich frei werden: oder bei Gott! — —

Der Oberst (wild). Ha! Noch ein Wort, und — —

v. Brink. Nicht so stürmisch, Herr Oberst! Treten Sie nicht zu hoch, damit Sie nicht desto tiefer stürzen! — Wenn Sie Ihr Glück, Ihre Ehre lieben, die ich in meinen Händen habe — — Ha, Ihr Blick voll Erstaunens, Ihr Zittern! — —

In meinen Händen, sag' ich! in meinen Händen, Herr Oberst! — (zu M. Welldorf gewendet, die aus dem Seitenzimmer hervortritt) Was ist's? Wir müssen allein seyn, Madame, Sie müssen uns lassen. — Ich bürg' Ihnen für Ihren Mann, Ihren Sohn. Seyn Sie ruhig!

M. Welldorf (voll Angst seine Hand haltend). Und ist er frei? — ist er sicher?

v. Brink (indem er sie zurückzwingt). Er ist's. Er ist's. Seyn Sie ruhig!

Der Oberst (umhertreibend, halb voll Zorn, halb in Unruhe). Nein, wo ich das länger dulde — mir das länger gefallen lasse — von einem Mann, den ich vorzog — der Alles bei mir galt und vermogte — —

v. Brink (spöttisch). Wer war das?

Der Oberst. Sie! Sie, der Sie nun trotzen!

v. Brink. Ich?

Der Oberst. Der Sie auf Ihre Reichthümer, Ihr Haus, auf den General, Ihren Oheim trotzen.

v. Brink. O ja! Sie schildern mich, wie ich bin, nach dem Leben! — Ich erkenne Sie an dieser Seele, die Alles so klein denkt. — — Wollen Sie besser wissen, worauf ich trotze? — Auf den Muth, mein Herr, womit ich für den König mein Leben wagte; auf die Reinigkeit dieser Hände, mein Herr (indem er sie hebt), die noch nie nach dem griffen, was Ihm gehörte.

Der Oberst (schnell). Wer griff darnach? — Tod und Teufel! Sie hätten den Muth — ?

v. Brink (fest). Den hab' ich — Jedes Kind könnt' ihn haben — (mit bitterer Verachtung.) Wer sind Sie?

Der Oberst. Ihr Chef! Ihr Oberst!

v. Brink. Und sind Sie werth, daſs Sie's sind?

Der Oberst. So will ich verdammt seyn, wenn ich Sie länger trotzen lasse! — In Arrest! *Ihren Degen!*

v. Brink (sich fassend, und abziehend). Sehr wohl! Hier ist er. — (ihm in dem Augenblick, da er zugreifen will, in den Arm fallend) Sie hätten die Kühnheit? — Ein einziger Griff Ihrer Hand bringt Sie um Ihre Wohlfahrt und Ihre Ehre. — Wenn Sie bei den vorjährigen Lieferungen den König bevortheilten — Sie wissen am besten, durch welche Einverständnisse; — wenn Sie auf Posten, die Ihnen vertraut wurden, der Erste waren, der sie verlieſs — ich erinnere Sie an die letzten Tage des letzten Rückzugs; — wenn Sie glauben, daſs Menschen da sind, die es auf jeden Wink Ihnen in's Angesicht sagen — denn der Elende lebt nicht, der Sie nicht haſste: — zittern Sie dann! Zittern Sie, diesen Degen zu nehmen! — Bei Gott sei's geschworen! bei Allem, was einer rechtschaffnen Seele werth ist! Wenn Sie hier diesen nehmen, so will ich den Ihrigen vor Ihren Füßen zerbrechen sehn; und dann gern — geachtet von meinen Richtern selbst — ein Opfer der ganzen Strenge unsrer Gesetze werden. — — Sie kennen mich, hoff' ich. Da ich's Ihnen einmal geschworen habe; so kann Sie jetzt nichts, als ein Meuchelmord oder ein Wunder vom Himmel retten. Ich sage Jedem der hören will, schreibe an jede Wand — Ihre Geschichte. — (plötzlich kalt) Und hiemit, mein Herr, steht Thun und Lassen bei Ihnen. Ich bin das, was *Sie* zufrieden sind, auch zufrieden. — (den Degen darbietend) Da hier! Da haben Sie mich!

Der Oberst. Ist man je — Hat man je —

v. Brink. Kein Wort mehr! Ein

Ende gemacht! — Sind Sie *der* Mann, der Sie sollen: so dürfen nicht *Sie* vor *mir;* so muſs *ich* vor *Ihnen* zittern, und wenn mein Haus das Erste des ganzen Königreichs wäre. — Sie haben mich in Ihren Händen, mein Herr. Nehmen Sie hin!

Der Oberst (umhertreibend). Ohne Beispiel! — Ein Hauptmann das seinem Obersten? — Ohne Beispiel!

v. Brink. Mag's! Eins war immer das Erste.

Der Oberst. Ha, ich dürfte nicht noch bedenken —

v. Brink. Und was? Und was?

Dritter Auftritt.

Vorige. Luise.

Luise (bleich vor Erhitzung und auſser Athem). Find' ich Sie! — Sind Sie —

v. Brink (sie nicht inne werdend). Bedenken?

denken? Sie dürften nicht noch bedenken? — Und was?

Luise. Mein Bruder — mein Vater —

v. Brink (wie vorher). Ihre Ehre steht auf dem Spiel. Das Kostbarste auf Erden, ohne das Ihr Daseyn Ihnen anekeln sollte. Und Sie reden noch von Bedenken? Bedenken?

Der Oberst (in tödtlicher Unruhe, zu Brink). Soll uns das Kind da — — (seitwärts, die Faust vor der Stirne) Verdammt! Was that ich?

v. Brink. Ha! — (zum Obersten) Das ist mehr als genug! — (zu Luisen) Ich bürg' Ihnen für Alles, mein Kind, ich bürg' Ihnen mit meinem Leben! Aber verlassen Sie uns! — (Er drängt sie in die Seitenthüre, und verschließt diese.)

Vierter Auftritt.

VON BRINK. DER OBERST.

v. **BRINK** (den Degen wieder an der Seite). Nun, mein Herr? Nun? — weil Sie doch vorhin nach den Folgen fragten: — dem Könige, denk' ich, sollen nur Männer von Ehre dienen. Kennen Sie die Gesetze der Ehre?

DER OBERST (die Hand am Degen und entschlossen). Ich kenne sie. Fort!

v. **BRINK.** Nicht die. Es giebt andre und beſsre. — (mit der Hand hin und her fahrend) Ich und Sie, so wie wir hier beisammenstehn, sehn uns zu ähnlich. Sie verlaſsen den Dienst! — Und wenn mich auch die Ehre des Standes, die mir heilig ist, nicht verbände; — Schon, weil Sie der Unglücklichen mehr machen würden; schon, weil durch Männer, wie Sie, des Königs Ehre gekränkt wird —

denn, was *Sie* thun, das fällt auf *Ihn*, und die Ehre der Könige, wie unser Aller, ruht auf Gerechtigkeit und auf Menschengefühl: — schon darum sag' ich Ihnen: Sie verlassen den Dienst! — Sie haben die Wahl wegen der Art, ob Sie's mit Ehre oder mit Vorwurf wollen? Geben Sie mir den *gefangenen* Sohn wieder: so soll das Geheimniſs in dieser Brust ersterben; niemand bis an meinen letzten Hauch soll's erfahren. Mir liegt an Ihrem Unglücke nicht, und Sie fordern dann Selbst Ihren Abschied. — Überliefern Sie ihn dem Kriegsrecht: — wohl! Auf Ihre Gefahr! Dann giebt's auch für *Sie*; dann giebt's auch für *mich* Artikel.

Der Obrist (drohend, aber im innern Munde). Gefahr? Gefahr! — Wir wollen sehn, wer sie läuft: ich, oder — —

v. Brink. Genug! — (ihm nachfolgend, da jener abgeht) Wellhof wird frei, unverzüglich; oder bei Gott! — —

Fünfter Auftritt.

VON BRINK (allein).

Er geht? — Ha, ich dacht' es mir ja. ich dacht's! — Diese gallsüchtigen Hohnsprecher; diese fühllosen Menschenverächter: wer sind sie? Eine aufgehobene Hand macht sie zittern. — Aber doch — je mehr ich es überlege — bei Gott! es ist kein kleines Spiel, was ich spiele! Wie, wenn er nun zu sich käme? wenn er Betrachtungen machte? — Der Beweis könnte mir schwer fallen, weil meine Zeugen dahin seyn könnten; und wenn er's nun *dar*auf ankommen lieſse? wenn er mehr seiner Rachgier und seinem Stolze folgte, als seiner Furcht? — — (beruhigt) Was sorg' ich? Mein wichtigster Zeuge lebt und ist gegenwärtig: Er selbst! Ich bin sicher.

Sechster Auftritt.

von Brink. Luise. Dann der Arzt.

Luise (von innen). Auf! auf! Um Gottes willen!

v. Brink. Die Tochter. (Er geht und öffnet.)

Luise (hervorstürzend). Wohl mir! Ich konnte nicht mehr. — Sein sichtbarer Todeskampf, sein emporfliegendes Herz, sein Röcheln — — Ich erstickte. Ich konnte nicht mehr. — — Ist Eduard frei?

v. Brink. Sie erschrecken mich. Sie sind in fürchterlicher Bewegung. — — Kommen Sie! Kommen Sie, Kind! — (indem er sie zu einem Stuhl führt) Werden Sie ruhig!

Luise (sitzend). Ist Eduard frei?

v. Brink. Er wird es. Ich erwart' ihn mit jedem Augenblicke.

Luise. Gott! Gott! So soll doch

noch Einer leben! — O, da Sie schon das an uns thaten; da Sie das Schwerste und Wichtigste an uns thaten; — (die zitternde Hand gegen die Seitenthüre) wenn Sie hineingingen? wenn Sie aus Übermaaſs Ihrer Güte — —

v. Brink (da sie inne hält). Wenn ich es Ihrer Mutter sagte?

Luise (seine Hände fassend). Ich bin unverschämt — Ich fordre Dinge von Ihnen — ah! vergeben Sie mir!

v. Brink (gerührt). Vergeben? Ihnen Ihre Zärtlichkeit, Ihr edelmüthiges Zutrauen vergeben? — Wollte Gott, ich könnt' Ihnen auch Ihren Vater retten! Ich wagte Alles darum. — Ein beſsres Kind fand ich niemals. (Er geht hinein.)

Luise (allein; aufwärts blickend). Ich kann nicht. — Gedanken und Worte schwinden. Ich kann nicht. — Nur meine Angst kann ich fühlen. Nimm meine Angst für

Gebet an! — (*erschrocken, indem der Arzt heraustritt*) Ich zittre. Was bringen Sie? Ist es aus?

Der Arzt. Noch nicht. Noch ringt die letzte Kraft der Natur. Aber er ist nicht weit mehr von seinem Tode.

Luise. Und keine Rettung übrig? — Kein Mittel übrig?

Der Arzt. Was soll ich Hoffnung geben, wenn ich Sie täusche? Ich sehe keines. — — (*indem sie sich in den Stuhl zurückwirft und ihr Gesicht in der Hand birgt.*) Fassen Sie Sich! Gehorchen Sie Ihrem Herzen, und beweinen Sie ihn! Er verdient Ihre Thränen. Aber fassen Sie Sich! — Wenigstens geben Sie keiner Sorge für Ihre Zukunft Raum! Ich lernte Sie kennen, um Sie verehren zu lernen. Ihre Treue, Ihre Sorgfalt, Ihre unermüdete Liebe haben Ihnen meine ganze Seele gewonnen. — Sie werden belohnt werden;

und glücklich der Mann, den die Vorsehung zum Werkzeug dazu erkor!

Luise. Sie gehen?

Der Arzt. Wozu nützt' ich hier noch?

Luise. O, wenn Sie uns itzt verlassen! — So Mancher, der dem Tode schon übergeben war, kam ja in's Leben zurück. Versuchen Sie nur noch Etwas! noch irgend Etwas!

Der Arzt. Ist nicht Alles versucht? Ist die Kunst nicht verloren, wenn die Natur erschöpft ist? — (da sie ihn hält) Lassen Sie mich! Ich fliehe den Anblick der Sterbenden; und ich habe Recht, daſs ich ihn fliehe. Ich sehe, schon so, des Elends der Menschheit zu viel. — (sanft sich loswindend) Lassen Sie mich! (ab.)

v. Brink (zurückkommend, eine Thräne aus dem Auge trocknend). Die Unglücklichen! — Wie hat mir der Anblick das ganze Herz ergriffen! — Getrieben bis zu diesem Äuſsersten, dieser Verzweiflung! und ohne Endzweck! — — (sich unruhig umsehend) Aber der Sohn — Ha! wo bleibt er? Er kömmt nicht?

Luise. Wer? wer? — Sie fürchten —?

v. Brink. Nichts. Nur getrost! Er wird kommen. — (vor sich, umhergehend) Wenn er den Muth hätte, der Elende; wenn er es wagte, ihn hinzuopfern — Rache, ohne Erbarmen! Aber er selbst — er, der Unglückliche, den ich retten wollte — — (zu Luisen) Nur getrost, sag' ich! Nur ohne Furcht! Er wird kommen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Luise (ihn erblickend). Ja! Ja! Da ist er.

v. Brink (ihm entgegen). Mein Freund —

Eduard (stillstehend). So ein Ausgang

— Ich bin frei? frei durch Sie? — Wie war's möglich?

v. Brink. Frage mich nicht! — Laſs dich Furcht, Mitleiden, Groſsmuth: laſs dich gerettet haben, was will! Ich muſs schweigen — — (ihn zu sich ziehend) Aber komm, Welldorf! komm, und sei auf immer mein Freund! — O wenn auch wir nun nicht Freunde wären! wir, die wir einander Alles danken!

Luise (gegen das Seitenzimmer, mit schwacher Stimme). Sie? — meine Mutter!

Achter Auftritt.

Vorige. Madame Welldorf.

M. Welldorf (da beide hineinwollen, sie in der Thüre zurückhaltend). Bleibt hier! Wo wollt Ihr hin, meine Kinder?

Eduard. Zu unserm Vater! Er lebt doch?

Luise. Sie schweigen? Sie wollen reden, und zittern?

M. Welldorf. Faſst euch! Ergebt euch, wie ich mich ergab! — Er ist hin, wohin wir ihm folgen werden. Ihr habt ihn nicht mehr.

Luise. Er ist todt? todt? — Gott, mein Vater! (Sie wirft sich in einen Sessel und weint. Die Mutter schleppt sich mühsam in einen andern.)

Eduard (nach mehreren stummen Augenblicken, mit erstickter Stimme). Todt! — Ich erwartete das. — Er ist dann frei, ist erlöst. Erquicke Gott seine Seele! — — (wieder nach einigen Augenblicken, zu Luisen) Du weinst? — O, weine um mich, nicht um ihn! Nur der, der hier bleibt, ist elend.

v. Brink (seine Hand ergreifend). Welldorf! — Sage das nicht! Es soll anders werden. — Bliebst du elend, so wär's nicht Wohlthat, dich gerettet zu haben. Ich fing an; und so ist's Pflicht, daſs ich vollende. — Du dienst wider dein Vaterland, dienst mit Abscheu. Nimm hier meine Hand! Du sollst frei seyn. — (da Eduard fühllos dasteht) Du hörst nicht? Ich sage: frei sollst du seyn.

Eduard (kalt und in Gedanken verloren). Vom Dienst? — Unmöglich!

v. Brink. Laſs *mir* das über! Wer das Gröſsere konnte, wird das Geringere können. — Ich vermag's; ich habe Einfluſs; ich bin dir's schuldig. — Aber hier — diese Unglücklichen, die mit deinem Vater Alles verloren — Wer wird sie durchbringen? erhalten?

Eduard (mit Feuer). Ich! ich! — nur Freiheit!

v. Brink. Aber im Anfang; jetzt im Anfang: wer da? — — (ihn mehr zur Seite führend und leiser) Höre mich, Freund! Als du mich auf deinen Schultern in's Lager trugst; da sammelte ich meine letzte

Kraft, und bot dir mit zitternder Hand meine Börse. Du warfst sie mir verächtlich zu Füſsen. So ein Dienst, riefst du, will keine solche Belohnung. — Sieh hier noch einmal eine Mutter und eine Schwester weinen! Ich weiſs nur zu wohl, daſs ihrer Mangel und Kummer wartet. — *(indem er ihm eine volle Börse in die Hand drückt.)* Wirfst du mir auch diese zu Füſsen?

Edward *(sieht auf die Seinigen zurück, und nimmt sie.)* O nein! Nein, bei Gott nicht! Ich danke.

v. Brink. Du entzückst mich. — Laſs mich jedes deiner Bedürfnisse wissen! Habe Vertrauen zu mir! — Sieh, ich habe Reichthümer und Güter; und ihr schönster Genuſs ist für mich, daſs ich meine Freunde zufrieden sehe. — Du weinst?

Edward. Muſs ich denn nicht? — Ich fühle wieder, daſs Leben gut ist:

und Er — — (indem er, mit ausgebreiteten Armen, langsam auf das Seitenzimmer zutritt.)

v. **Brink** (ihn sanft zurückhaltend). Laſs ihn! Gönn' ihm seinen ewigen Schlummer! Er ist itzt glücklicher, als wir Alle.

Eduard (mit Begeisterung aufblickend). Das ist er! Ich nähme die Welt nicht um *den* Gedanken. — Und gewiſs! (indem er Brinks Arm ergreift) Er hat auch dort, was ich hier habe. Sonst wär's kein Himmel.

v. **Brink** (gerührt). Welldorf!

Eduard. Sie versöhnen mich mit den Menschen. Ich lebte, wie in einer Räuber- in einer Mördehöhle. Ich verabscheute sie alle.

v. **Brink.** Wie ungerecht warst du! Wie ungerecht gegen sie und den Himmel! — Glaube mir: es wird Rechtschaffenheit unter Menschen wohnen, so lange Vorsehung dort oben wohnt. — — Doch ich lasse dich jetzt. Hemme den Schmerz dieser Unglücklichen, und trage deinen eigenen, als ein Mann!

Eduard. Das will ich. Das kann ich. — Ich bin gekränkt bis in's Innerste; aber ich bin mit Gott und mit mir zufrieden. Da trägt sich Alles. — — Sie gehen?

v. Berg. Schmerz ist gern ohne Zeugen.

Eduard. Nun wohl! wohl! — (ihm bis zur Thür nach.) Nur das noch! das Einzige noch! Der unglücklichste Tag meines Lebens war auch mein glücklichster. Ich fand an ihm eine Seele — eine der edelsten, besten, die jemals aus Gottes Händen gingen.

v. Berg (ihm die Hand drückend). Wir sehn uns wieder, Welldorf — und öfter! (ab.)

Letzter Auftritt.

EDUARD. MADAME WELLDORF.
LUISE.

EDUARD (jeder eine Hand bietend). Kommen Sie! — Komm!

M. WELLDORF. Wohin?

EDUARD. Dort hinein! Sein Anblick selbst soll uns trösten. — An seinem Sterbebette wollen wir unsre Hände verbinden, und uns ewigen Beistand schwören. — O nur froh! nur getrost! Noch ist nicht Alles verloren. Sie, meine Mutter, haben noch einen Sohn; du, Luise, noch einen Bruder: und ich — (beider Hände an seine Brust ziehend, und aufblickend) das Gröſste, was Gott uns geben kann: einen Freund!